Königin Luise

Armin Stein

Deutsche

Geschichts- und Lebensbilder.

Von

Armin Stein

(H. Nietschmann).

IX.

Königin Luise.

Halle a. S.,

Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.

1883.



Königin Louise

Königin Luise.

Ein Lebensbild

von

Armin Stein
(H. Nietschmann).

Mit einem Bildnis der Königin Luise.

Halle a. S.,
Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.
1883.

Den Manen der Unvergeßlichen.

Vorwort.

Soll ich, oder soll ich nicht? So habe ich mich lange gefragt, eh ich die Feder nahm. Nach einem solchen Gegenstand, wem stünde nicht das Herz, wenn er sich vorgenommen, deutsche Geschichts- und Lebensbilder zu schreiben? Was mich mit Scheu erfüllte, war außer der Größe des Stoffs die Menge der Biographen, welche die Königin Luise schon gefunden hat. Was mir aber endlich den Mut gab, Hand ans Werk zu legen, war die Erwägung: Kann denn von der Fürstin der Fürstinnen je genug geredet werden? Und wenn's auch einer nur in schlichter Form vermag, was thut's? Er wird doch seine Leute finden, die ihm um der Person willen zuhören. So bin ich denn in Gottes Namen an die Arbeit gegangen.

Halle a/S., in der Rosenzeit 1883.

Armin Stein.

Inhalt.

Erstes Buch.

Im Sonnenschein des Glücks.

Zweites Buch.

In der Nacht der Trübsal.

Erstes Buch.

Im Sonnenschein des Glücks.

Erstes Kapitel.

Eine Samariterin.

Heiterer Sonnenschein lag auf der Welt. Leise rauschte es in den hohen Wipfeln des Parks, leiser noch wisperte das Lied der Vöglein, welche die heraufsteigende Abendkühle zum Schlafengehen zwang; melodisch klangen von den Türmen der Dorfkirchen in der Runde die Töne der Feierglocke, und wie im Feuer vergoldet erglühten von dem Purpur der untergehenden Sonne die Fensterreihen des Schlosses Broich, welches von der Höhe des Mühlbergs über die Stadt Mülheim und das von der Ruhr durchrauschte Thal hinausschaute in das Land, das schöne, gesegnete Land der roten Erde.

Es machte einen eigenen Eindruck, dieses Schloß, es zeigte dem Auge eine thatsächliche Verschwisterung des Mittelalters mit der Neuzeit, denn an die Reste der alten Grafenburg mit ihren runden, geradlinig aufsteigenden Warttürmen schmiegte sich ein nagelneuer Anbau, über dessen Portal die Inschrift prangte: „Dieser Bau ist aufgeführt anno 1789 von Marie, verwitweten Landgräfin von Hessen, geb. Gräfin von Leiningen-Dachsburg und Broich". Es war ein Erbschloß der hohen Frau, der Witwe des Prinzen Georg Wilhelm von Hessen-Darmstadt, und ihr Lieblingsaufenthalt in der Sommerszeit.

Auch heute ist das Schloß bewohnt, und buntes Leben herrscht in den sonst stillen Räumen, denn die alte Durchlaucht

ist seit einigen Tagen von Darmstadt herübergekommen, und zwar in Begleitung ihrer Enkelkinder, der Nachkommenschaft des Prinzen Karl von Mecklenburg, welcher als Generalfeldmarschall für seinen Schwager, den König Georg III. von England, dessen hannöversche Truppen befehligte. Schon seit drei Jahren hatte der vereinsamte Witwer seine Kinder der Obhut der Großmutter anvertraut, denn besser wußte er dieselben nirgends aufgehoben und treuer nirgends versorgt, als bei der „alten Landgräfin," wie die Liebe und Ehrfurcht des Volkes sie gern nannte, der Frau mit dem klaren, freien Blick, dem weiten, warmen Herzen und der frommen, demütigen Seele.

O das war eine Lust für die jungen Fürstenkinder, sich in dem schattigen Park zu tummeln und in den dunklen Wäldern zu ergehen, auf den Fluten der Ruhr im Nachen sich zu schaukeln und von den Bergeshöhen das Auge hinausschweifen zu lassen in die weite Welt. Es war hier viel, viel schöner als in Darmstadt, wo die Großmutter den Winter zu verbringen pflegte. Die Kinder atmeten hier die Luft der Freiheit und fühlten sich gelöst aus den beengenden Fesseln des Hofceremoniells.

Diesmal hatten sie sich auf die Reise nach Broich ganz sonderlich gefreut, denn sie sollten zum ersten Mal in den eben vollendeten Räumen des neuen Schloßflügels wohnen. —

Von der Höhe des Mühlbergs donnerten zwei Kanonenschüsse, und auf der großen Freitreppe des Schlosses wurde es lebendig: die alte Landgräfin kam mit dem zehnjährigen Prinzen Georg von einer Ausfahrt heim. Während drei Lakeien zu dem heranrollenden Wagen eilten, um die Durchlaucht zu empfangen, bewegten sich durch die dunklen Laubgänge des Parks zwei weibliche Gestalten, deren Augen suchend nach allen Seiten gingen und deren Mienen eine große Angst verrieten.

Ein alter Gärtner kam ihnen in den Weg, der eben sein Tagewerk beschlossen hatte und mit einem mächtigen Rosenstrauß nach dem Schloß wollte.

„Heda, Peter, es ist gut, daß wir dich treffen!“ rief die eine der Damen, eine ältere Person, in schlichtes Grau gekleidet. „Hast du die Prinzeß Luise nicht im Park wahrgenommen? Wir suchen sie seit einer Viertelstunde vergeblich und konnten darum Durchlaucht bei dero Heimkunft nicht empfangen.“

Der Alte machte eine demütige Verbeugung. „Ich habe sie allerdings gesehen, dort an der kleinen Pforte.“ Er zeigte mit dem Rosenstrauß nach einer weißen Gatterthür, welche aus dem Park zu den Wohnungen der fürstlichen Dienerschaft führte.

„War sie allein?“ fragte die andere der beiden weiblichen Gestalten, ein Mädchen von elf Jahren mit einem von hellblonden Locken umrahmten, frischen und liebreizenden Gesicht.

„Ich bemerkte niemanden bei ihr, gnädigste Prinzeß,“ fuhr der Peter fort. „Sie trug in der einen Hand den Strohhut, in der andern ein Buch.“

Prinzeß Friederike — sie war die Fragende — schaute ihre Begleiterin, Mademoiselle Gelieux unsicher an. „Ob sie wohl wieder einen Gang gethan hat wie jüngst, da sie der armen Witwe ihr Taschengeld geschenkt und danach sich von dem alten Samuel noch Geld entliehen hatte, um es der Notleidenden in ihre Hütte zu tragen?“

„Ich kann es mir nicht denken,“ versetzte die Erzieherin, „denn die kleine Schuldenmacherin hat ja einen tödlichen Schrecken gehabt, da der alte Samuel für seine unberufene Gutwilligkeit von der Durchlaucht einen harten Verweis bekam.“

„Aber warum geht sie dann durch diese Pforte?“ fragte Prinzeß Friederike kopfschüttelnd. „Wer weiß, was sie dort

draußen wieder vornimmt. Lasset uns doch gehen und sie suchen — die Großmutter wird schon unser warten."

Ohne ein Wort zu erwidern, ergriff Mademoiselle Gelieux die Hand der Prinzessin und schritt mit ihr eilig durch die Pforte.

Die Wohnungen der Schloßbedienten waren schnell erreicht. Ein kleines Mädchen, welches ihnen in den Weg lief, wies auf ihre Erkundigungen nach einer Thür: da hinein sei Prinzessin Luise vor einer halben Stunde getreten.

„Ahnte ich's doch!" rief die Gouvernante, deren Gesicht in jähem Schrecken blutrot überlief. Sie hieß Prinzeß Friederike haußen warten und trat in das bezeichnete Haus.

Es war still im Flur, kein Mensch zu hören und zu sehen. Sie öffnete die nächste Thür, da blieb sie wie angewurzelt stehen: in dem Zimmer lag ein fieberndes Kind, und auf dem Bettrand saß die Prinzessin Luise mit einem Büchlein, aus welchem sie der kleinen Kranken das Märchen vom Dornröschen vorlas.

„Um des Himmels willen, was beginnen Sie?" fuhr mit allen Zeichen des Entsetzens die Gouvernante auf die Vorleserin ein. „Sie sind dreizehn Jahr vorbei, da sollten Sie doch wissen, daß das Scharlach eine ansteckende Krankheit ist."

Die Prinzessin hatte das Buch sinken lassen und sah mit ihren großen Augen die Erzieherin gelassen an. „Was ängsten Sie sich doch, liebes Fräulein? Ich weiß vom Doktor Kohl, daß Krankheiten nur ansteckend sind für die, die sich fürchten. Und ich fürchte mich nicht, gar nicht. Überdem habe ich auf dem Herweg ein stilles Vaterunser gebetet und das Zeichen des heiligen Kreuzes gemacht."

Diese Vorkehrungen schienen aber dem Fräulein keine genügende Sicherheit zu sein. Sie ergriff hastig die Prinzessin bei der Hand und sagte in fast strengem Ton: „Kommen Sie,

Prinzeß, es ist genug! Die Großmama ist zurück und wartet Ihrer."

Die Prinzessin sagte der Kranken noch ein paar tröstliche Worte und folgte dann gehorsam der Erzieherin.

Die alte Landgräfin wollte ernstlich zürnen, aber sie ward entwaffnet durch den rührenden Blick aus den schönen Augen ihrer Enkelin, der lieblichen, holdseligen Gestalt, welche ihr aus einer anderen Welt zu stammen schien, über welcher eine unsagbare Anmut ausgegossen lag, daß alle Herzen ihr entgegenflogen, der Hohen wie der Niedrigen; die etwas so natürlich Ungezwungenes in allen ihren Bewegungen hatte und ein so reines, lauteres, himmlisch gutes Herz, daß es keine Redensart war, wenn man sie allgemein den Engel nannte. Ihre Lehrerin sah manchmal nachdenklich vor sich hin, wenn während des Unterrichts Prinzeß Luise Fragen an sie richtete, welche Zeugnis gaben von einem ebenso tiefen, frommen Gemüt als von einem reichen, scharfen Geist, und die Unterweisung ward ihr bei dieser Schülerin zum Spiel und zum Genuß. Ebenso waren die Kinder der armen Leute immer voller Entzücken, wenn die Prinzeß Luise zu ihnen trat und mit ihnen spielte. Sie war dann so lieb, so gut, so herzig, und wußte doch ihre Würde zu wahren, daß niemand ihr mit ungebührlicher Vertraulichkeit zu nahe trat.

Friederike, die um zwei Jahre jüngere Schwester, war ihr zum Verwechseln ähnlich, und doch fand ein genauerer Blick sofort einen tiefgehenden Unterschied zwischen beiden Töchtern einer Mutter: Luisens Wesen hatte etwas viel Ruhigeres und Harmonischeres, und aus ihren Augen sprach ein viel reicheres Innenleben, eine viel größere Gemütstiefe und ein viel höherer Seelenadel. —

Der Vorfall ging ohne Schaden vorüber, das Scharlach hatte der beherzten und frommen Samariterin nichts anhaben

dürfen, und die alte Landgräfin duldete still die ferneren Samaritergänge Luisens, der es nun einmal angeboren war, Liebe und Erbarmen zu säen.

Als nach drei Monaten die Durchlaucht mit ihren Enkelkindern das Schloß verließ, da standen die armen Kinder von ferne und winkten den Davoneilenden ein Lebewohl. Allen galten ihre Abschiedsgrüße, der Prinzeß Luise aber am allermeisten. —

Wenn sich nun aber die guten Kinder in ihrer Traurigkeit eines baldigen Wiedersehens getröſteten, so war das ein eitler Trost. Zwei Jahre gingen hin, ehe die Prinzeß Luise wieder sichtbar ward. Da war aber die Freude um so größer. O das war ein Jauchzen und Jubilieren, als an einem schönen, warmen Junitag des Jahres 1791 der landgräfliche Wagen mit den voraneilenden, silberglitzernden, bunte Stäbe schwingenden Läufern in Sicht kam! Halb Mülheim war ihm entgegen gezogen, und die Kinder hatten den Weg von der Hofeinfahrt bis zur Schloßtreppe mit bunten Blumen bestreut. Und an den Wagen drängte sich alles heran, um die weißen, zarten Hände zu drücken, die sich ihnen da entgegenstreckten.

Es währte nicht gar lange, da erschien Prinzeß Luise im schneeweißen Gewand unter dem Volk, die Kinder aber, welche vor zwei Jahren vertraulich mit ihr gespielt hatten, sie standen jetzt schüchtern von ferne und wagten sich der inzwischen fünfzehn Jahr alt gewordenen Prinzessin nicht mehr in der alten Weise zu nahen. Und allerdings, die Zeit des kindlichen Spiels war vorüber, Prinzeß Luise hatte sich zur stattlichen Jungfrau entwickelt, aber aus den Augen leuchtete noch die alte Herzensgüte, und ihre Stimme hatte noch denselben wundersamen Klang, der die Armen und Niedrigen an die Hochgeborene wie mit einem Zauber gefesselt hatte. Und bald stand die Prinzessin wieder mitten unter ihren Freundinnen und

herzte sie und träumte sich mit ihnen in die glückliche Kinderzeit zurück. —

In einer Hütte unweit des Schlosses liegt ein armes, altes Weib in Krankheit und in Schmerzen. Wochenlang schon hat sie an einer Brustentzündung gelegen, und nur spärliche Pflege ist ihr von der einzigen Tochter zu teil geworden, denn diese, Mutter von sechs Kindern, hatte mit sich selbst genug zu thun. Jetzt hat sich das Blatt gewendet, jetzt hört man die einsame Dulderin nicht mehr seufzen und klagen, denn sie hat eine wunderbare Erscheinung gehabt, eine Engelerscheinung, davon ist ihr ein großer Trost in ihrem Elend gekommen. Eine Nachbarin besucht sie eines Morgens und fragt: „Wie geht's, Marthlise?" — Die Kranke lächelt still und spricht: „O, es geht gut! Du lieber Gott, jetzund ist es ordentlich eine Freude, krank zu sein, denn wo jetzund eines im Elend liegt, da kommt ein Engel und bringt Trost. Jeden Morgen tritt eine weiße Gestalt an mein Lager und bringt mir mit, was mich an Leib und Seel' erquickt. Prinzeß Luise — ein menschlicher Name ist's, aber soll's denn nur wahr sein, daß sie aus demselben Stoff gebildet ist wie unsereins? Wenn ich dieses Gesicht ansehe und diese Stimme höre, da ist es mir, als wären die Zeiten wiedergekommen, wo die Engel Gottes noch in Menschengestalt auf der Erde erschienen. Ich schäme mich vor mir selber, wenn dieser liebe Engel an meinem Bette steht, und denke: Ach wie schlecht bin ich, und wie gut ist sie! Und dennoch wird mir's wohl in ihrer Nähe. Es ist mir zu Mut, wie in der Kirche, ach nein, noch anders, noch seliger — ich kann's gar nicht sagen, wie."

Die Nachbarin hörte still der Alten zu, und in ihrem Herzen regte sich's wie Neid, daß sie nicht auch krank sei, um auch solche Engelerscheinungen zu haben.

Zweites Kapitel.

Hoch über der Erde.

Zu Straßburg, der wunderschönen Stadt, streckt sich ein Riesenzeigefinger von der Erde in die Wolken hinauf, der Turm jenes monumentalen Bauwerks, welches, zu den sieben Wunderwerken der Welt das achte, dem Namen Erwin von Steinbach die Unsterblichkeit eingetragen hat. Man hört es oftmals sagen, die Stadt Straßburg sei gar nicht so wunderschön. Wie kommt also jenes Volkslied dazu, die Hauptstadt des Elsaß mit dieser Auszeichnung zu ehren? Ich denke mir, um ihres Münsters willen heißt Straßburg die wunderschöne Stadt.

Und allerdings, in diesem Bauwerk hat sie einen Schmuck, mit dem sie sich kann sehen lassen, in dieser riesenhaften Steindichtung besitzt sie ein Kleinod, welches sie zum Gegenstand der Sehnsucht vieler Menschen macht. Ich glaube, nicht einmal ein unstäter und flüchtiger Handlungsreisender kann nach Straßburg kommen, ohne der Besichtigung des Münsters einige Stunden zu opfern; und wer nur einigermaßen ein Gemüt besitzt und ein wenig Verständnis für die Kunst, dem geht das Herz weit auf beim Anblick eines Menschenwerks, welches wie ein Märchengebilde vor den trunkenen Augen daliegt, ein Zeugnis von der Schöpferkraft des Menschengeistes, wenn die Religion ihm ihre Stoffe liefert und ihn in heiliger Begeisterung über sich selbst hinaushebt.

In schwerem, sprödem Stein hat der Genius des Werkmeisters seine Gedanken ausgesprochen, und doch, wie leicht und luftig strebt das Ganze aufwärts, wie schlank und graziös erhebt der Turm sich nahe an fünfhundert Fuß gen Himmel! Und nun das Innere — ja, das ist im tiefsten Sinn ein Heiligtum, man tritt in eine andere Welt hinein, man atmet eine andere

Luft, man sieht alles in ein wunderbares magisches Licht gehüllt, ein Schimmer der Verklärung durchleuchtet den irdischen Stoff und weckt dem Herzen das Gefühl, als hätte sich hier ein Stück Himmel auf die Erde herniedergesenkt. Und auf Flügeln der Andacht steigt die Seele himmelan über die drückende Dunstatmosphäre dieser irdischen Welt hinauf in jenes Reich, wo ewiges Licht leuchtet und ewiger Friede wohnt. —

Es war an einem heitern, stillen Spätsommertag des Jahres 1791, als drei in Reisekleider gehüllte Damen aus dem Portal des Münsters traten. Wir erkennen die verwitwete Landgräfin Marie von Hessen, welche in Begleitung ihrer Enkelin Luise und des Fräulein Gelieux auf einer Besuchsreise zu ihrer Tochter Auguste, Gemahlin des Pfalzgrafen Maximilian von Zweibrücken begriffen war.

In stilles Staunen versunken blieben sie noch eine Weile vor der riesenhaften Fensterrose stehen, welche in ihrer glühenden Farbenpracht wie eine lebendige Blume erschien, und überflogen noch einmal die reiche Architektonik des Außenbaues, nachdem sie zwei volle Stunden höchsten Genusses in dem Innern des Heiligtums verbracht hatten.

„Auf das übrige muß ich verzichten,“ sagte die Landgräfin mit einem leisen Seufzer. „Den Turm zu besteigen gebricht es meinem Alter an Kraft und Mut. Glück auf, Luise! Klimme empor und siehe dich satt an Gottes schöner Welt!“

Sie gab dem in der Nähe haltenden Kutscher einen Wink und fuhr über den Münsterplatz davon, während Prinzeß Luise mit ihrer Erzieherin und einem in schwarzen Sammet gekleideten Diener die 325 Stufen des Turmes bis zur Plattform emporstieg.

Erschöpft von der anstrengenden Wanderung sank das Fräulein Gelieux auf die nächste der steinernen Ruhebänke,

welche rings auf der geräumigen Plattform angebracht waren, und hatte, den Schweiß sich von der Stirn wischend, kaum noch die Kraft, die Prinzessin zum gleichen Niedersitzen einzuladen. Aber Luise hörte es nicht — sie stand mit offenem Mund und Augen beim Blick auf das sich ihr bietende Landschaftsgemälde. Sie hatte noch nie auf solcher Höhe gestanden und noch nie ein so schönes Land gesehen, wie das, welches sich hier tief zu ihren Füßen ausbreitete. Ein Schwindel wollte sie erfassen, als ihre Augen das steile Kirchendach hinabglitten und in den Wald von Pfeilern und Spitzen und Säulen blickten; aber im Nu hatte sie sich wieder zusammengerafft und trat nun beherzt an die Galerie heran.

Das Herz öffnete sich ihr in einem Ausruf wonnigsten Entzückens. In goldigem Sonnenschein lag die Welt, von einem sanften Duft umwoben, in feierlicher Stille und ruhiger Majestät. In weite Fernen verlor sich das Auge, und es schien, als flössen am Horizont Erde und Himmel ineinander. Nach Westen bildete der blaue Höhenzug der Vogesen, nach Osten die dunkle Masse des Schwarzwalds den Rahmen dieses ungeheuren Bildes, auf dessen Fläche in buntester Farbenmischung Berge und Thäler, Städte und Dörfer, Felder und Wälder, Auen und Gründe sich durcheinander woben und dessen Vordergrund der Vater Rhein mit einem breiten, blitzenden Silberstreif durchzog.

Die Prinzessin war so im Anschauen versunken, daß sie kaum vernahm, was der herangetretene Türmer erklärend mitteilte, und sie war froh, als derselbe in dem Gefühl, der jungen Dame lästig zu werden, sich endlich zurückzog, um anderen empfänglicheren Fremden seine Dienste anzubieten.

Indem trat die Erzieherin, nachdem sie sich erholt, herzu, und weckte durch einen Ton der Überraschung die Prinzessin aus ihrem stillen Träumen.

„Was ist Ihnen, liebste Prinzessin?“ fragte sie erschrocken. „Ich sehe Thränen in Ihren Augen.“

Luise fuhr mit dem feinen Spitzentuch über das Gesicht und erwiderte: „Es sind Thränen der Anbetung. Ach, wo der Herrgott so gewaltig predigt, da müssen die Menschen schweigen, und Thränen sind ihre einzige Sprache. Wie groß ist Gottes Allmacht! Wie klein und erbärmlich ist der Mensch, der sich so groß dünkt, gegen den, der alles was da ist, mit einem einzigen Hauch dahingehaucht hat! Und nun dieses Stück Erde, welches wir hier übersehen, was hat es alles schon erlebt, was ist auf diesem Boden alles schon geschehen! Vor meinem Geiste ziehen die Jahrhunderte vorüber. Ich sehe von des Schwarzwalds Höhen der Germanen trotzige Scharen stürzen und mit den stolzen römischen Legionen streiten. Ich sehe die Heldengestalt des Ariovist mit Caesar ringen und das Blut des ehrenvoll Gefallenen den Boden röten. Ich sehe die römischen Adler sich in diesen Gauen niederlassen und in Ketten geschmiedet die Eingeborenen den Fremden Sklavendienste thun. Ich sehe die Geknechteten an ihren Ketten rütteln und mit den übermütigen Siegern ringen, bis ihre Kraft zuletzt das Feld behält und das Joch der Fremdherrschaft zerbricht. Ich sehe dann ein neues Wetter heraufziehen: von Osten fallen Attilas rauhe Horden herein und überfluten das schöne Land wie Wasserwogen. Ich sehe die Weiler brennen und höre das Wehgeschrei der Unterjochten; das Paradies wird eine Wüste unter der Barbaren rauhem Fußtritt. Aber diese wilden Horden dürfen nicht bleiben, sie müssen wieder von hinnen, und die Auen werden wieder grün, es wachsen wieder Städte und Dörfer aus dem Boden, und auf den Bergen erheben sich Burgen, dem Land zu Schutz und Trutz. Die Riesengestalt Karls des Großen erscheint auf dem Plan; seinem Scepter gehorcht die halbe Welt, und auch das Elsaß schmeckt die

Segnungen seines kraftvollen Regiments. Geharnischte Ritter sehe ich ihre Rosse tummeln und ihre Fehden ausfechten, und durch das Klirren der Schwerter, durch das Krachen der Lanzen hindurch vernehme ich der Minnesänger süßes Lied. O, wie mag das hier geklungen haben, in diesem schönen Land, wo alles, was das Auge sieht, zum Gedicht wird und dem Sänger immer neue Töne liefert! ..... Dort liegt in blauer Ferne das Haardtgebirg. Mir ist, als wäre jener erhabene Punkt Burg Trifels, aus dessen einsamem Kerker Richard Löwenherz den Wolken sein Leid klagte und seine Grüße an die Heimat bestellte. Und alle die andern Burgruinen, die ich in der Runde schaue, sie sehen mich an wie Geister, die mir flüsternd süße Märchen erzählen, Märchen von Liebe und Leid, von Macht und Pracht, von Heldengröße und Ritterherrlichkeit. Ach, so wehmütig blicken sie zu mir herauf: Das alles ist vorbei! Was hat Bestand auf dieser armen Erde! Ach, alles was Menschenhand gebaut und Menschengeist geschaffen, es zerbröckelt unter dem nagenden Zahn der Zeit. Geschlechter gehen und kommen, und über der Väter Gebein schreitet achtlos der Söhne Fuß. Die Herrlichkeit der Erden, sie muß zu Asche werden — dort oben ist das Land des unsterblichen Lebens und der unvergänglichen Herrlichkeit. Sehen Sie den Turm, Mademoiselle — ein Gleichnis hat damit der Meister Erwin sagen wollen. Nach oben weist sein Riesenfinger und predigt den Sterblichen: Da hinauf mit euren Herzen und Sinnen! — — — O kommen Sie, Mademoiselle, wir müssen die Höhe hinan. Mir ist, als bekäme meine Seele Flügel. Wir sind noch nicht hoch genug, wir müssen weiter bis zur höchsten Spitze, dem Himmel immer näher, immer näher!"

Die Prinzessin ergriff im Feuer heiliger Begeisterung die Erzieherin am Arm und zog sie hinter sich drein nach dem Eingang zu dem Turm, der von der Plattform noch vier-

hundert Stufen aufwärts steigt, aus Säulen und Bändern geflochten, die von eisernen Klammern zusammengehalten werden, und allenthalben von Fenstern durchbrochen, daß dem Aufsteigenden auf jedem Schritt die Durchsicht geöffnet ist, bis man, auf der obersten Galerie angekommen, nahe an fünfhundert Fuß über dem Erdboden steht, von Grauen erfaßt und doch mit Vertrauen erfüllt zu der Weisheit des Werkmeisters, dessen sichere Hand dem Riesenbau ein so festes Gefüge gab, daß der Blitz, so oft er auch bisher in diese Steinmasse schlug, nur Krümlein abbröckeln konnte, daß der Sturm den Riesenfinger wohl bewegt, aber nicht erschüttert.

Fräulein Gelieux maß die Prinzessin mit einem scheuen, ängstigen Blick. „Das kann Ihr Ernst nicht sein, liebste Prinzessin. Bedenken Sie, was Sie thun wollen! Mich faßt ein Grausen bei dem bloßen Gedanken. So hoch wir bis jetzt gestiegen sind, es ist noch nicht die Hälfte bis zur höchsten Spitze. Ich beschwöre Sie, stehen Sie ab von dem waghalsigen Unternehmen — ich denke, wir stehen hier schon hoch genug, um zu erkennen, wie wunderherrlich Gottes Schöpfung ist.“

Prinzeß Luise ließ die Augen schnell an dem schlanken Steingewebe des Turmes hinaufgehen und folgte sehnsüchtig den Personen, welche sie durch die Fensteröffnungen auf der Wanderung nach dem Kuppelknopf erblickte, dann wandte sie sich zu der Erzieherin mit einem Blick voll Liebe und Güte, welcher fast eine Abbitte enthielt, der geliebten Lehrerin einen Schrecken eingejagt zu haben, und sie sagte mit ihrer herzwarmen, melodischen Stimme: „Ich will's nicht thun, ich will zufrieden sein mit dem, was wir hier haben.“

Fräulein Gelieux drückte der Prinzessin die Hand und dankte ihr mit einem stummen Blick.

Wieder trat Luise, während die Erzieherin von einem Fremden in ein Gespräch verwickelt wurde, an die Brüstung

und sah in die Tiefe hinab. Gedanken anderer Art stiegen in ihrer Seele auf, veranlaßt durch den Anblick einer Fahne, welche auf der Zinne eines Straßburger Palastes wehte. Waren das nicht die französischen Farben? O dieses schöne Land, dieses herrliche Elsaß, war es nicht sonst deutsch gewesen, ein Edelstein in der Krone des deutschen Kaisers? War nicht die deutsche Sprache hier erklungen? Floß nicht deutsches Blut in den Adern des elsässischen Volks? Alle die Städte und Dörfer, welche ringsum hingestreut lagen, trugen sie nicht deutsche Namen? Wie war es doch gekommen, daß dieser deutsche Stamm nicht mehr deutsch denken und reden durfte? O, in Ohnmacht hatte das heilige römische Reich deutscher Nation gelegen, und des welschen Nachbars Räuberhand hatte über Nacht die leckere Beute erhascht. Der deutsche Aar hatte die Schwingen recken wollen, dem gallischen Hahn den Raub wieder zu entreißen, aber die Schwingen waren ihm geknickt, und trauernd hatte er die Wunde bluten lassen müssen.

Über Prinzeß Luisens schönes Antlitz ging ein Schatten tiefer Wehmut, und ein Seufzer entwand sich ihrer Brust. Das Herz zuckte ihr über die deutsche Schmach, über das Elend der Zerrissenheit derer, die eine Sprache redeten! Es gab noch eine deutsche Kaiserkrone, aber ihr Glanz war erblindet, und wie ein Puppenspiel war ihr die ganze Feier vorgekommen, da sie vor einem Jahr in Frankfurt Leopold den Zweiten krönen sah. Wie eine Reliquie vergangener Herrlichkeit war ihr die Krone erschienen, welche auf das Haupt eines Schattenfürsten gesetzt wurde, der nur noch den Namen trug, damit die Völker Anlaß hätten, über den deutschen Kaiser zu spotten.

Luise, du hochherzige, tieffühlende Jungfrau, was sagen die Thränen in deinen schönen blauen Augen? Trauerst du mit dem im Kyffhäuser schlafenden Barbarossa über den Untergang der deutschen Herrlichkeit? O sei getrost, es wird nicht

in alle Ewigkeit so bleiben! Siehe, es kommt ein Tag, da braust ein Ruf wie Donnerhall: Zum Rhein, zum deutschen Rhein! da kommt es gezogen vom Aufgang her, ein ungezähltes Heer, mit dem Gesicht nach Frankreich gewendet und gegen Frankreich das Schwert gezückt! Alldeutschland, unter Einem Führer zusammengeschart, zieht heran, Schulter an Schulter stehen sie, die sich erst nicht kennen wollten: Brandenburger und Märker und Pommern und Sachsen und Schwaben und Hessen und Friesen, um Gericht zu halten über die jahrhundertelangen Frevelthaten welschen Übermuts. Ein heiliges Feuer glüht durch aller deutschen Stämme Adern, ein neuer Kreuzzug flutet über den Rhein. Germania zückt das Schwert, und überwunden liegt der Feind am Boden. Was er geraubt, er muß es wieder hergeben: Elsaß und Lothringen, die verlorenen Kinder, kehren in das Vaterhaus zurück, die Schmach des deutschen Namens ist im Blut getilgt, der Herr im Himmel hat gerichtet. Es zog ein König über den Rhein, und ein Kaiser kehrt zurück! Der alte Rotbart wacht in seiner Felsenkammer auf — siehe, die Raben sind fort, aus der Ferne hört er dröhnenden Heilruf, und ein Weißbart trägt die Krone Karls des Großen.

Drittes Kapitel.

Schimmer und Flitter.

In der alten Krönungsstadt am Main war Leben und Bewegung. Die Bürger vergaßen die Pflichten ihres zeitlichen Berufs, um der Stadt ein Festgewand anlegen zu helfen, und wie eine Völkerwanderung strömte es von allen vier Wind-

richtungen herzu. Das mußte etwas Außerordentliches sein, was hier im Werk war.

Kaum zwei Jahre war es her, daß Leopold II. in das Thor von Frankfurt eingezogen war, um mit der deutschen Kaiserkrone geschmückt zu werden, und schon wieder mußte sich die Stadt zu einer Krönungsfeier rüsten, denn am 1. März 1792 hatte Leopold das Zeitliche gesegnet, und sein jugendlicher Sohn Franz war ihm auf dem Thron gefolgt.

Der 14. Juli war zum Krönungstage ausersehen. Noch waren es zehn Tage bis dahin, aber schon war die Stadt mit Fremden angefüllt, zum großen Verdruß der Bürger, denen die Gäste bei ihren Vorkehrungen zum Fest beschwerlich wurden und im Weg herumstanden. Aber es waren ja meist solche Personen, welche bei der Krönung selbst eine Rolle zu spielen hatten: die Abgesandten der deutschen Reichsfürsten mit zahlreichem Gefolge. Für sie galt es, in den hervorragenden Häusern der Stadt Raum zu machen, und die Bürger mußten zusammenrücken. Nachdem jedoch diese herein- und untergebracht waren, wurde es mit jedem Tag schlimmer, indem nun die Massen herbeiströmten, welche bloß des Zuschauens wegen erschienen. Der städtische Quartiermeister bekam fast keine Nacht mehr das Bett zu sehen, und seine Laune war durchaus nicht rosenfarben.

Auch in dem stattlichen Haus am großen Hirschgraben, welches die Witwe des kaiserlichen Rates Kaspar Goethe bewohnte, ging es lebhaft zu. In jugendlicher Röte erglühten die Wangen der Frau Rat bei ihrem rastlosen Schaffen und Hantieren, um ihr Haus wohnlich und behaglich zu machen für die hohen Gäste, welche sich bei ihr angemeldet hatten.

Es waren keine geringeren als die Prinzessinnen Luise und Friederike von Mecklenburg, dieselben, welche sie schon vor zwei Jahren bei Gelegenheit der Krönung Leopolds II. beher-

bergt hatte und auf deren Ankunft sie sich freute wie das Kind auf den heiligen Christ. Es war ihr beim Abschied damals gewesen, als gingen ihre Kinder von dannen, so lieb hatte sie die holdseligen, herzbezaubernden Mädchen gewonnen, und diese ihrerseits waren auch mit Thränen in den Augen geschieden und hatten nicht genug Worte des Dankes sagen können für die schönen Tage in dem Haus der guten Frau Rat. Sie hatten ja hier die Fesseln des Hofceremoniells abwerfen und in vollen Zügen die Luft der Freiheit atmen können; sie hatten hier spielen und scherzen dürfen nach Herzenslust, und die liebe Frau Rat hatte, zum Kind wieder geworden, immer wacker mitgemacht. Einmal waren sie über den Brunnen im Hof geraten und hatten sich das Pläsir gemacht, sich einmal recht satt zu pumpen. Im höchsten Entsetzen hatte die Hofmeisterin ihnen wehren wollen, aber die gute Frau Rat hatte von oben aus dem Fenster heruntergelacht und die Hofmeisterin durch eine List zu sich hinaufgerufen. Da hatte sie unversehens die Gestrenge eingeschlossen und sie so lange in der Gefangenschaft gehalten, bis die Prinzessinnen mit ihrem Vergnügen fertig waren.

An diesen lustigen Vorfall dachte die Frau Rat, als sie eines Nachmittags in der Fensternische saß und einen silbernen Leuchter putzte für das Zimmer der erwarteten Gäste; da rasselte ein Wagen heran. Die Frau Rat öffnete hastig das Fenster und eilte dann freudig errötend die Treppe hinab.

Da waren sie, die lieben Prinzessinnen und lagen beide zugleich der Frau Rat am Hals und herzten sie mit einem Ungestüm, daß die alte Dame fürchtete, ums Leben zu kommen. Und nun stürmten sie mit Fragen auf sie drein, daß sie vollends ins Gedränge kam und schließlich darauf aufmerksam machen mußte, daß das alles sich im Zimmer viel besser beantworten lasse, als hier auf dem Hausflur.

Mit wahrhaft mütterlicher Freude und Wonne weidete sich nun, nachdem die Gäste sich der Reisekleider entledigt, die Frau Rat an ihren beiden „Herrgottsblümelein“, wie sie die Prinzessinnen immer nannte, und konnte sich gar nicht satt sehen an ihnen, die in den zwei Jahren überraschend aufgeblüht waren. Namentlich der Luise konnte sie nicht genug zuhören und sich nicht genug verwundern, wie sehr diese auch innerlich gereift war, und welche Holdseligkeit über ihrem ganzen Wesen ausgebreitet lag, wie der Schmelz auf der reifenden Traube, wie der Morgentau auf der sich öffnenden Rose.

So flogen die Stunden wie Minuten dahin, und der Abend kam, ohne daß die Gäste mit einem Schritt das Haus ihrer Wirtin verlassen hätten.

Am andern Morgen in der Frühe rüsteten sie sich zu einem Ausgang in die Stadt zur Besichtigung der Vorbereitungsanstalten für die Krönung.

Die Frau Rat erwartete sie erst gegen Mittag zurück und entsendete ihre Schaffnerin auf den Markt zu Kücheneinkäufen. Als die Zeit des Frühmahls kam, begab sie sich in die Küche und bereitete sich ihr Leibgericht: Eierkuchen mit Specksalat, von dem ein kräftiger Duft das ganze Haus durchzog.

Während sie in voller Arbeit ist, wird es plötzlich auf der Treppe laut, und ehe sie sich umwenden kann, ist Prinzeß Luise da, ihren Bruder Georg an der Hand, der mit seinem Hofmeister eben angekommen war.

Die Frau Rat fand kaum Zeit, den kleinen Prinzen zu begrüßen, denn Luise fiel ihr ins Wort: „Ach liebste, beste Frau Rat, was ist das für ein süßer Duft, den Sie da machen? Was haben Sie da? Ach, das schaut einen so lecker an, ich möchte gleich hineinbeißen. Ich habe so etwas all mein Lebtag nicht gekostet.“

„Ich auch nicht!“ rief der Prinz dazwischen, und war schon an der Pfanne.

Die Frau Rat mußte von Herzen lachen und ließ es ruhig geschehen, wie die beiden Fürstenkinder sich über das Gericht hermachten. Der Prinz schnalzte mit der Zunge, nachdem er gekostet, und fragte mit den Augen die Frau Rat, ob es erlaubt sei, weiter zu essen. Nachdem nun die gütige Kochkünstlerin ihr Ja und Amen dazu gesagt, hob das Essen an mit einer Hast, als ginge es um den zwölften Scheffel, und nach wenigen Minuten war der Eierkuchen nebst dem Specksalat aus der Reihe der sichtbaren Gegenstände verschwunden.

Eine Stunde später kam Prinzeß Friederike mit ihrer Hofmeisterin zurück. Sie erfuhr auf der Stelle den versäumten Genuß, und die Folge war, daß es am folgenden Morgen im Hause der Frau Rat wieder nach Specksalat und Eierkuchen roch.

In Lust und Freude gingen die Tage hin, bis die Kanonen und Glocken verkündeten, daß der kaiserliche Zug dem Stadtthor nahe.

Es war für die Frau Rat und deren Gäste ein lebensgefährlicher Weg bis zu dem Haus am Römerplatz, von wo aus sie die Feierlichkeit in Augenschein nehmen wollten, so fürchterlich war das Gedränge auf den Straßen. Sie atmete tief auf und dankte ihrem Schöpfer, als sie ihre Schutzbefohlenen heil in den Hafen gebracht hatte, und sah nun mit doppelter Befriedigung das sich darbietende Schauspiel.

Eben hatte von den Türmen die zehnte Morgenstunde geschlagen, als durch die dichte Menge eine Bewegung ging: die erste Spitze des Krönungszuges war in Sicht. Die Stadt Frankfurt hatte die Ehre, mit ihrem Stallmeister denselben zu eröffnen. Ihm folgte eine Anzahl Reitpferde mit kostbar gestickten, einen weißen Adler im roten Felde tragenden

Wappendecken, dann ein Musikcorps, Ratsdeputierte und Ratsbediente in der Livree der Stadt, alle zu Fuß. An sie schlossen sich drei Kompagnieen der Bürgerkavallerie, welche den Vortrab bildeten für das Gefolge des Reichserbmarschalls und die Wahlgesandten der sechs weltlichen Kurfürsten, ein langer, buntschillernder Zug. Noch prächtiger strahlten die den geistlichen Kurfürsten gehörigen zwanzig Staatskarossen, umgeben von einer überaus glänzenden Dienerschaft. Jetzt aber reckten sich die Köpfe höher und die Augen thaten sich noch weiter auf, denn es erschien jetzt das kaiserliche Gefolge: sechzehn sechsspännige Galawagen der kaiserlichen Kammerherren, Geheimräte, des Oberkämmerers, Oberhofmeisters und Oberstallmeisters, in einer Pracht, die alles Bisherige übertraf und doch nur die Einleitung bildete zu dem, was nun sich präsentierte: die Kurfürsten in Person, jeder in einem prachtvollen Staatswagen und umgeben von einer reich gekleideten Dienerschaft zu Roß und zu Fuß. Unmittelbar hinter Kur-Mainz kündigten zehn kaiserliche Läufer, einundvierzig Lakaien und acht Heiducken die Majestät selbst an. Der Höhepunkt des festlichen Glanzes erschien: in einem mit Malerei, Schnitzwerk und Vergoldung reich verzierten, mit rotem, gesticktem Sammet ausgeschlagenen und von zwölf Rappen gezogenen Wagen saß, durch das Spiegelglas nach allen Seiten sichtbar, des Kaisers geheiligte Majestät. Ihn suchten aller Augen, um einen Ruhepunkt zu finden nach so langem unstäten Hin- und Herflattern, und halbe Blicke fielen nur noch auf den Rest des Zuges, obwohl dieser noch genug des Sehenswerten bot, denn hinter dem von der Schweizergarde zu beiden Seiten flankierten Krönungswagen folgte hoch zu Roß der Erbmarschall, das sächsische Schwert aufrecht in der Hand tragend, die Feldmarschälle, eine Reihe kaiserlicher Edelknaben und dann die Hartschiergarde in schwarzsammetnen, reich mit Gold galonnierten Flügelröcken, unter denen rote

Leibröcke und lederfarbene Kamisole hervorschauten; hinter diesen die Leibgarde der Kurfürsten und zuletzt der Rat der Stadt Frankfurt in fünfzehn zweispännigen Kutschen, deren letzte den Ratsschreiber führte mit dem Stadtschlüssel auf rotsammetnem Kissen.

Um den Dom und das Rathaus wogte gleich Meeresfluten die gaffende Menge. Der Zug löste sich jetzt: die geistlichen Kurfürsten begaben sich in den Dom, um dort den Kaiser zu empfangen, die weltlichen hingegen verfügten sich nach dem kaiserlichen Quartier, um unter Vortragung der Reichsinsignien den Kaiser nach dem Heiligtum zu geleiten.

Brausender Orgelklang empfing die Eintretenden, welche sich zum hohen Chor begaben und ein stilles Gebet verrichteten, worauf die Messe ihren Anfang nahm. Nachdem diese vorüber, erhebt sich der Kurfürst von Mainz mit seinem Bischofsstab, hält ein Gebet und schlägt über dem Kaiser das Zeichen des heiligen Kreuzes, worauf vom Chor herab ein flehender Gesang erschallt: „Herr, erhöre uns!“ Es folgen nun die üblichen Fragen an den zu Krönenden, die derselbe alle mit einem lauten: „Ich will es“ beantwortet und dann, zum Altar tretend, die Hand auf das Evangelium legend den Eidschwur leistet. Der Kurfürst von Mainz richtet nun an die Wahlfürsten die Frage, ob sie den Neuerwählten zum Kaiser haben wollen, und nach dem aus aller Munde abgegebenen fiat empfängt der Erwählte die Salbung an Haupt, Brust, Schulter, Arm und Hand. Darauf nahen ihm die Kurfürsten, legen ihm den Krönungsmantel an, umgürten ihn mit dem Schwert Karls des Großen, stecken ihm den Ring an den Finger, geben ihm den Reichsapfel in die Hand und setzen ihm die Krone auf. Der also mit der irdischen Pracht Geschmückte tritt dann, demütig das Haupt entblößend, vor den König der Könige und empfängt den heiligen Leib, um dann

unter den Klängen des ambrosianischen Lobgesangs den zur Rechten des Hochaltars errichteten Thron zu besteigen.

Die Feier im Gotteshaus war damit zu Ende, und der Zug ging nun nach dem Römer, jenem altehrwürdigen Rathaus mit dem großen Kaisersaal, aus dessen Wandnischen die überlebensgroßen Bilder sämtlicher deutschen Kaiser herniederschauten. Acht Tafeln standen da, von Gold- und Silbergeschirr blinkend, bereit, den hohen Herren leibliche Erquickung zu spenden. Für den Kaiser war eine besondere, um sechs Stufen erhöhte gedeckt, um dieselbe her reihten sich sechs andere für die Kurfürsten, und an der achten nahmen die übrigen Würdenträger Platz.

Bevor man aber zum Mahl schritt, hatten die Kurfürsten noch einen Dienst zu verrichten: der Platz vor dem Römer sollte jetzt eine Reihe sinnbildlicher Handlungen sehen. Mitten auf demselben lag ein ungeheurer Haferhaufe getürmt. Unweit desselben loderte bereits seit etlichen Tagen ein ununterbrochenes Feuer, über welchem an einem riesigen Spieß ein mit Hasen gefüllter Ochse briet. Auch dem Springbrunnen war etwas Seltsames geschehen: statt des Wassers sprudelte er heute edlen Wein hervor, roten und weißen.

Jetzt kam auf stattlichem Roß der Erbmarschall dahergeritten. Statt des Schwerts hielt er in seiner Rechten ein silbernes Henkelmaß und in der Linken ein Streichbrett. Er spornte sein Roß, ritt mitten in den Haferhaufen, schöpfte sein Gefäß übervoll, strich es ab und ritt zurück. Damit sollte symbolisch angedeutet werden, daß der kaiserliche Marstall nun versorgt sei.

Dem nun mit Handbecken und Gießfaß nahenden Erbkämmerer wurde weniger Aufmerksamkeit geschenkt, denn man wartete des Erbtruchseß, der in den Ochsen einhauen und auf einer silbernen Schüssel ein Stück für die kaiserliche Tafel holen sollte.

Nach diesem erschien der Erbschenk, welcher an dem Brunnen zwei Krüge mit Wein füllte für den kaiserlichen Herrn. Jetzt aber spähten die Augen mit gesteigerter Begierde nach dem Erbschatzmeister, von dem erwartete das Volk das Allerbeste. Langsam und bedächtig kam er dahergeritten. Anstatt der Pistolenhalfter hingen ihm zu beiden Seiten des Sattels zwei blausammetne, mit dem kurpfälzischen Wappen gestickte Taschen. Jetzt fahren seine beiden Hände in diese hinein, und ein Regen von Gold- und Silbermünze prasselt hernieder auf das jauchzende Volk, welches in wildem Knäuel die Beute zu erhaschen sich bemüht. Wie ein Säemann wirft er die blinkenden Körner aus, bei jedem Wurf von neuem Freudengeschrei begrüßt, bis er zuletzt die beiden Geldtaschen mit dem Rest ihres Inhalts unter die Menge wirft, deren Leidenschaft nun den Siedepunkt erreicht hat, indem ein jeder diesen höchsten Preis zu erhaschen sich bestrebt.

Der Hafer, der Ochs und der Wein werden nun dem Volke preisgegeben, und während droben in dem Römer die goldenen Becher klingen, ruft unten auf dem Platz das beglückte Volk dem neuen Herrscher einen Heilruf nach dem andern. —

Den mecklenburgischen Fürstenkindern war es vergönnt gewesen, all dieses Gepränge mit anzusehen. Friederike ging ganz auf im Anschauen der irdischen Pracht und Herrlichkeit, ebenso begreiflicherweise der kleine Prinz Georg. Beide sahen nur, was vor Augen war. Luisens Augen schauten tiefer. Obwohl auch sie anfänglich von dem bunten Farbenspiel und Goldschimmer geblendet worden war und ihrem Entzücken zum öfteren einen lauten Ausdruck gegeben hatte, wurde sie doch allmählich stiller und stiller, und wiederholt umschwebte ein wehmütiges Lächeln den süßen, rosigen Mund. Wie eine Maskerade erschien ihr der ganze Vorgang, wie ein Schattenbild vergangener Herrlichkeit. Karls des Großen Schwert und

Krone waren noch da, aber wo war sein Reich und seine Macht? Ach, in tausend Stücke war das heilige römische Reich deutscher Nation zerrissen, und der die deutsche Krone trug, er erschien ihr wie ein blutloses Gespenst.

Viertes Kapitel.

Schwüle Luft.

Feierlich still lag der Wald. Durch das Dickicht der hohen Tannenkronen stahl sich nur hier und da ein verlorener Strahl der Augustsonne und zitterte auf den schimmernden Gewändern zweier weiblicher Gestalten, welche traulich an einandergeschmiegt auf dem schwellenden Moose hingestreckt lagen.

Es müssen zwei Schwestern sein, das sagt die Ähnlichkeit ihrer Gesichtsbildung, und vornehmer Herkunft müssen sie auch sein, denn etwas abseits sitzen zwei betreßte Lakaien, die augenscheinlich zu den Damen gehören. Wenn wir das Gespräch derselben belauschen, so erfahren wir auch, wer jene Damen sind.

„Hast du sie dir schon genauer angesehen, Stephan, die mecklenburgischen Prinzessinnen?“ fragte der eine. „Das muß ich sagen, so etwas habe ich in Gottes Welt noch nimmer zu sehen gekriegt. Unsere gnädigste Herzogin ist ja schon so schön, aber ihre Schwestern kommen noch darüber. Wie ich die beiden zum ersten Male sah, da wurde mir's gleich brühsiedendheiß in der Herzgegend, und ich dachte so bei mir: Sapperlot, dachte ich, wär ich kein Lakai, sondern ein Prinz, ich wüßte gleich, was ich thät: ich nähm' mir eine von den beiden. Aber welche? da würde freilich die Not angehen. Vielleicht griff' ich nach der Prinzeß Friederike.“

„Hm!" machte der andere. „Ich lobe mir die Prinzeß Luise. Du mußt sie nur genauer aufs Korn nehmen, Franz! Himmlischer Gott, was hat die für Augen! die schauen einen wie überirdisch an, und es wird einem dabei ganz fromm zu Mut, als stünde man vor der Mutter Gottes. Und wenn sie den Mund aufthut, meiner Seel', das ist gerad', als hörte man die schönste Musik von Flöten und Violinen. Und wenn sie so dahingeht, das ist gar kein Gehen, sie schwebt nur so, sie scheint die Erde nur mit den Fußspitzen zu berühren. Und wenn sie nur die Hand bewegt, wenn sie die Gabel zum Munde führt oder sich das Haar streicht, das sieht alles so schön aus, und 's ist eine ordentliche Lust, ihr zuzuschauen. Und wie gut ist sie mit den armen Leuten und schämt sich nicht, mit unser einem gleich einmal ein Gespräch anzuzetteln. Was ist das für ein Leben hier am Hof, seitdem sie bei uns sind! Ich wollt', sie gingen nimmer wieder von dannen."

Der Franz sah nachdenklich vor sich hin und sagte: „Du hast schärfere Augen als ich, Stephan. Aber recht hast du: es ist alles aufs Haar so, wie du es sagst."

Jetzt wissen wir einigermaßen Bescheid. Wir befinden uns in einem Wald bei Hildburghausen. Die eine der Damen ist unsere Prinzeß Luise und die andere ihre älteste Schwester Charlotte, welche seit sieben Jahren die Gemahlin des regierenden Herzogs Friedrich von Sachsen-Hildburghausen ist. Die alte Landgräfin hatte sich, als die Verhältnisse in Frankreich eine immer bedrohlichere Wendung nahmen, mit ihren beiden Enkelinnen nach Hildburghausen begeben, um dort in dem Frieden der thüringischen Wälder zu warten, bis sich die brausenden Wogen wieder gelegt haben würden.

Wenden wir uns zu den beiden im kühlen Schatten der Hochtannen ruhenden Schwestern zurück und hören ihrer Zwiesprach zu.

„Wie glücklich du bist, herzliebe Charlotte!“ fing Luise an, die Hand der Schwester drückend. „Dir ist das Los aufs liebliche gefallen. An der Seite eines würdigen, feingebildeten, hochherzigen Gemahls darfst du in einem irdischen Paradiese wohnen! O dieses herrliche Land, das du dein eigen nennst, diese schönen Berge, diese rauschenden Wälder! Sieh, mit dem Apostel Petrus möchte ich sprechen: Hier ist gut sein, hier laßt uns Hütten bauen. Ich könnte hier immerzu liegen und träumen! In Gottes Natur weile ich überhaupt so gern. Sie ist eine Lehrmeisterin der Menschen, sie lehret uns den Schöpfer kennen und hält uns eine gewaltige Predigt von seiner Herrlichkeit. Und die große Harmonie, welche in der Schöpfung waltet, sie stimmt auch das Menschenherz harmonisch, der Friede der Natur wirkt auch beruhigend auf das Gemüt und bannt die Sorgen und bringt gute, fromme Gedanken. Zumal der Wald, welch ein majestätischer Dom! Wenn ich's so flüstern höre im Gezweig, so ist es mir, als vernähme ich den Atemzug des lieben Herrgotts. Es ist so still hier, so feierlich still, — die Welt mit ihrem Lärm und ihrer Unruhe darf nicht herein in dieses Heiligtum. Und nun zumal dieser Thüringer Wald, welch ein heiliger, geweiheter Boden! Was haben diese uralten, moosbewachsenen Stämme alles gesehen und gehört! Die Predigt von der Wahrheit Gottes haben sie vernommen, das Evangelium ist hier erschallt, das Martin Luther wiedergefunden! Wer weiß, ob er nicht als Junker Görg hier unter diesen Tannen Rast gehalten! Nicht weit von hier liegt Möhra, wo sein Dasein begann, nicht weit von hier ist die Stätte, wo die fürsorgende Liebe den Gefährdeten auf die Wartburg entführte. Ich danke dir, liebste Schwester, daß du mir diese Stätten alle gezeigt! O du großer, heiliger Mann, du Apostel des Friedens, möchte deine Saat im Frieden reifen!“

Die Herzogin sah ihre Schwester mit trübem Blick an. „O möchten deine Worte eine Weissagung sein, die sich buchstäblich erfüllte! Aber mir ist das Herz bange: ich fürchte, es stehen uns schwere, friedelose Tage bevor. — Sieh mich nicht so fragend an — du weißt ja, wie die Sachen am Rhein stehen. Die Gemüter atmen schwer in finsterer Ahnung; was wird uns dieses Jahr noch bringen? Alle Welt hatte geglaubt, daß der Sturm, welcher vor etlichen Jahren in Frankreich ausgebrochen ist, auf dieses Land beschränkt bleiben und sich dort austoben würde. Die edelsten Geister begrüßten auch die Umwälzung der verrotteten französischen Verhältnisse als eine Befreiungsthat, als eine Wiedergeburt zu neuem Leben; nun aber hat es sich gezeigt, daß, was im Geist begonnen worden war, im Fleisch beendet wird. Es ist ein gerechtes Gericht, was über den verwahrlosten Königshof, den entsittlichten Adel und die entartete Geistlichkeit in Frankreich ausbrach. Gott der Herr hat die Sünden der Väter an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied gestraft. So weit war alles in Ordnung. Da aber nun die Kreaturen, welche Gott als Werkzeuge seiner strafrichterlichen Gerechtigkeit gebraucht hatte, diese ihre Stellung vergaßen und auf eigene Hand zu wirken begannen, da ist der Fluch gekommen, und die anfänglichen Lobredner der französischen Revolution sind schamrot verstummt. O welche Hölle hat sich aufgethan, welche Schande und Verbrechen sind aus dem Abgrund heraufgestiegen; wie hat der Satan die menschlichen Leidenschaften entflammt und den Wahnsinn einer Schreckensherrschaft entzündet, der nur in Blut sich sättigen will und seine Lust hat an dem Rauschen der Guillotine! Der Taumel wilder Bestialität hat die Menschen entmenscht und mit dem Herrn des Himmels gebrochen, mit der Priesterschaft zugleich auch die Altäre gestürzt. Frankreich, du schönes, gesegnetes Land, wie bist du zur Mördergrube geworden! Alle

edleren Geister trauern über dein Geschick; aber in die Trauer mischt sich beklemmend die Furcht, daß der Pesthauch dieser Mördergrube über Frankreichs Grenzen hinausdringe, daß die Samenkörner französischer Verworfenheit, vom Winde fortgetrieben, auch in Deutschland keimen! Schon lange haben die deutschen Fürsten mit Unmut und Entrüstung den Vorgängen in Frankreich zugeschaut, und die Hand ist ihnen an das Schwert gefahren, wenn die französischen Emigranten, welche am Rhein eine Zuflucht fanden, ihre Klagelieder und Hilferufe erschallen ließen. Der Herzog von Artois, König Ludwigs XVI. jüngster Bruder, ist von Hof zu Hof geeilt und hat die Machthaber mit Bitten bestürmt, die Schmach des Hauses Bourbon zu rächen. Österreich ist in der Person der unglücklichen Marie Antoinette direkt beleidigt, es hatte also auch in erster Linie die moralische Verpflichtung, sein Schwert in die Wagschale zu werfen. Unbegreiflicherweise hat es diese Verpflichtung bis heute noch nicht gefühlt, es hat den Dingen in Paris ruhig ihren Lauf gelassen, es hat sich nicht gerührt, da dem König Ludwig XVI. nach seinem verunglückten Fluchtversuch die unwürdigste Behandlung zu teil ward. O wie erbärmlich steht der „gute Franz“, wie sich der Kaiser von Österreich nennen läßt, vor Europa da, wie muß er sich schämen vor dem Preußenkönig! Wohl ist zwischen beiden ein Schutz- und Trutzbündnis geschlossen worden, aber dem Kaiser Franz ist es kein Ernst damit. Er hält sich vorsichtig zurück, und läßt Friedrich Wilhelm den Vortritt. Der ritterliche König hat die vom Krieg abmahnenden Stimmen zum Schweigen gebracht, ja er hat sich selbst das Schwert umgegürtet, um mit seiner Armee über den Rhein zu gehen, während der „gute Franz“ ruhig daheim sitzt und zusieht, wie Friedrich Wilhelm für ihn die Kastanien aus dem Feuer holt. O dieser ritterliche Geist wird manche Abneigung gegen den Preußenkönig beseitigen

und der Welt zeigen, daß Friedrich Wilhelm II. besser ist als sein Ruf."

„Daß wenigstens neben den Schattenseiten seines Wesens und Charakters auch eine helle, glänzende Lichtseite vorhanden ist," fiel Luise der Schwester in die Rede. „Ich habe den Preußenkönig noch nie von Angesicht gesehen, aber die stille Begeisterung, die ich für ihn seit seiner Schwerterhebung empfinde, weckt in mir den Wunsch, diesen heldenmütigen Mann persönlich kennen zu lernen — ein Wunsch, der bei unserer Verwandtschaft mit demselben doppelt berechtigt ist. — Was denkst du übrigens, liebe Charlotte, von dem Unternehmen? Zwiespältige Urteile sind zu meinen Ohren gekommen."

Die Herzogin sah einen Augenblick schweigend vor sich hin, dann sagte sie: „In demselben Maß, als ich den hochherzigen Entschluß Friedrich Wilhelms freudig begrüßt habe, hege ich von dem Feldzug auch die schönsten Hoffnungen. Zwar so glatt, wie sich der Herzog von Braunschweig, dem der Oberbefehl übertragen worden ist, die Sache denkt, wird es wohl nicht gehen. Ich habe den Kopf geschüttelt, als ich vernahm, daß er gegen die Offiziere sich geäußert habe: „Nicht zu viel Gepäck, meine Herren, es ist nur ein militärischer Spaziergang;" ich bin auch nicht recht einverstanden mit dem in diesen Tagen von ihm erlassenen Kriegsmanifest, welches in einem Ton gehalten ist, als müsse Frankreich angstvoll zu Kreuze kriechen, wenn es nur von fern die preußischen Säbel rasseln hörte, und in welchem er den französischen Nationalgarden streng anbefiehlt, bis zu seiner Ankunft die Ordnung in Paris aufrecht zu erhalten, widrigenfalls er die Stadt dem Erdboden gleich machen würde. Das ist nicht die Sprache, mit welcher man ein im Fanatismus wilder Leidenschaften toll gewordenes Volk anredet. Aber trotz alledem wird ihm der Sieg nicht

fehlen, das ist meine feste Zuversicht, denn erstens ist es die Armee Friedrichs des Großen, die er führt, und zweitens tritt er für eine gute, heilige Sache auf den Plan. O, ich sehne den Tag herbei, wo die Armee des großen Friedrich die französische Erde betritt, und zähle die Stunden bis zur Nachricht von dem ersten Sieg der preußischen Waffen."

In dem Augenblick fuhr ein jäher Windstoß durch die Baumkronen, daß sie ächzten und stöhnten, und ehe noch die beiden Schwestern sich von ihrem Schrecken über das unvermutete Ereignis erholen konnten, zuckte ein greller Blitz hernieder und hüllte auf einen Moment das Waldesdunkel in ein schwefelgelbes Licht.

Voller Entsetzen stürzten die beiden Lakaien daher: „Es ist ein Wetter heraufgezogen, durchlauchtigste Frau Herzogin. Es wird not sein, die Rückkehr zu beeilen!"

Ein neuer Blitzschlag scheuchte die Schwestern von dannen. Zum Glück war das Haus eines Waldwarts ganz in der Nähe. Dahin flüchteten sie sich und warteten das Wetter ab, welches eine Viertelstunde lang wütete und der Prinzeß Luise einen Eindruck gab von der Gewalt, welche es in einer bergigen Gegend zu entwickeln imstande ist.

Sie war sehr bleich und still geworden. Nicht die Furcht vor dem entfesselten Element war es, was sie durchschüttelte, sondern eine bange Ahnung. Der unvermutete Wetterschlag, war der etwa eine Antwort Gottes auf den Ausdruck der Hoffnung, welchen Schwester Charlotte für den Feldzug gegen Frankreich gegeben? Sie wagte nicht diese Ahnung auszusprechen, und die Herzogin saß auch in tiefem Schweigen da — ob sie wohl denselben Gedanken hegte?

Erst auf dem Heimweg nach verzogenem Gewitter that Luise den Mund auf. „Das Sprichwort redet von Blitzen aus heiterem Himmel. Wir haben heute eine Probe davon

gehabt. Gebe Gott, daß das Wetter keine weitere Bedeutung hat!“

„Was meinst du?“ fragte die Herzogin mit unmerklichem Lächeln. „Bist du abergläubisch?“

Luise sah zur Erde. „Abergläubisch? Nein. Gehören Ahnungen in das Bereich des Aberglaubens?“

„Ich weiß nicht, wo die Grenze zwischen beiden ist,“ versetzte die Herzogin ausweichend. „Das aber weiß ich, daß dieses Wetter einen Segen mit sich gebracht hat. Sieh, wie die verlechzte Welt in neuem Lebensgefühl aufatmet und in frischen Farben glüht!“

Luise war im Herzen froh über diese Wendung des Gesprächs, und das beklommene Herz kam langsam wieder zu Atem.

Aber der Himmel heitern Friedens, den sie bisher im trauten Kreis der Ihren und in der Einsamkeit des Thüringer Walds gefunden, war ihr von jetzt an mit Gewölk bezogen, zumal in dem herzoglichen Schloß die Unterhaltung sich fast immer nur um politische Dinge bewegte.

Als sie mit ihren Schwestern Charlotte und Friederike einige Zeit später von einem Ausflug nach Schwarzburg heimkehrte, sah sie auf den Straßen allerorten Menschenhaufen in lebhaftem Gespräch bei einander stehen. Im Vorüberfahren hörte man, daß aus Frankreich böse Kunde gekommen sei, und kaum war man im Schloß abgestiegen, als der Herzog mit bewölkter Stirn daherkam: „Die Sachen stehen bedenklich — meine Ahnung hat mich nicht getrogen! Das Manifest des Herzogs von Braunschweig hat seine beabsichtigte Wirkung total verfehlt: anstatt die Aufrührer zu erschrecken, hat es dieselben nur gereizt. O, die Meute wird dem Braunschweiger dankbar sein für dieses Blatt Papier: sie hatte ja nur gewartet auf einen Anlaß zum Krieg, den sie schon längst gewünscht, um

die ins Stocken geratende revolutionäre Bewegung wieder in Fluß zu bringen. Das Manifest ist in Paris niedergefallen wie eine Bombe in ein Pulverfaß: eine ungeheure Explosion ist erfolgt, und das Opfer derselben ist der König. Die Tuilerieen sind erstürmt, die dem König allein noch treue Schweizergarde niedergemetzelt, der König gefangen und die Republik proklamiert! Ha, es war eine unnötige Sorge des Herzogs von Braunschweig, sein Manifest werde nicht die nötige Verbreitung in Frankreich finden: die Pariser Meuterer haben es durch das ganze Land geschickt und das Volk bei der Ehre gefaßt, um den Schimpf einer unbefugten Einmischung fremder Macht in die inneren Angelegenheiten Frankreichs blutig zu rächen. Wenn nur der Herzog von Braunschweig wenigstens hinter seinen Drohungen sofort mit gezogenem Schwert dreinkäme! Aber daran hat er bis jetzt noch nicht gedacht, er hat noch nicht einmal die französische Grenze überschritten und läßt dem Feinde Zeit, seine Heere zusammenzuziehen. Ich meine, wenn er nur erschiene mit seinen 40000 Mann und 200 Kanonen, das zusammengelaufene Revolutionsgesindel verlöre den Kopf. Ich habe gestern mit einem französischen Emigranten gesprochen, der der Revue bei Koblenz beigewohnt hat. Er war voller Enthusiasmus über die Armee Friedrich Wilhelms und versicherte, er habe solch ein stattliches, wohl disziplinierteß, kernfestes Heer sein Lebtag nicht gesehen."

„Aber der König ist doch bei der Armee!" fiel die Herzogin ein. „Warum treibt er nicht den zaudernden Braunschweiger zum Handeln?"

Der Herzog erwiderte: „Er setzt sein volles Vertrauen auf die Feldherrnkunst des Mannes, der im siebenjährigen Krieg reichliche Lorbeeren erworben, und glaubt in diesem Zögern eine strategische Weisheit zu sehen. Ich aber meinerseits befürchte, der Grund der Saumseligkeit ist kein anderer als eine gewisse

Mutlosigkeit, welche den Herzog befallen hat, nachdem ihm klar geworden ist, daß die Emigranten den Mund zu voll genommen haben, da sie ihm zuschworen, das königlich gesinnte französische Volk werde mit ausgebreiteten Armen zur Grenze gelaufen kommen, um das preußische Heer als seinen Retter zu begrüßen und dasselbe auf seinem Marsch nach Paris lawinenartig anschwellen zu lassen. Von diesem Willkommsjubel ist bis auf den heutigen Tag kein Ton laut geworden. Was wird das noch werden! Auf meinem Herzen liegt wie ein Mühlstein die Besorgnis eines üblen Ausgangs."

Die Beklemmung des Herzogs teilte sich seiner ganzen Umgebung mit, so daß die folgende Zeit in dem Schloß von Hildburghausen eine schwüle Luft herrschte, welche die Gemüter gegen einander abschloß, indem ein jedes seinen eigenen Gedanken nachhing. Man mußte ja in Hildburghausen an dem Ausgang des Feldzugs ein besonderes Interesse nehmen, da der König von Preußen zu dem Herzogshaus in verwandtschaftlicher Beziehung stand: die Gemahlin Friedrich Wilhelms II. war mit der Landgräfin Marie von Hessen Geschwisterkind. Mit besonderem Wohlgefallen hatte man vernommen, welche Rolle die beiden königlichen Prinzen Friedrich Wilhelm und Ludwig bei der Armee spielten, wie sie es von ihrem hohen Vater als eine Gunst erbeten hätten, an der Spitze des Heeres zu reiten und die ersten zu sein in jeder Schlacht. Namentlich hörte man gern von dem Kronprinzen erzählen, einem jungen Mann von ebenso stattlicher Gestalt als edlem, hohem Geist und strengen Sitten, auf den die Augen des ganzen Volks mit Liebe und Hoffnung sähen.

Es gab ein erleichterndes Aufatmen, als die Zeitung kam, daß am 19. August die preußische Armee in Frankreich einmarschiert sei; aber wenn man nun von Tag zu Tag auf Kunde von der ersten Waffenthat wartete, so war das eine

eitle Hoffnung. Anstatt stracks auf Paris loszugehen, hielt sich der Herzog von Braunschweig mit Belagerung von Festungen auf und beging überhaupt den Fehler, daß er weniger durch das Schwert als durch die Feder wirken wollte und seine Hoffnung einerseits auf das geheime Einverständnis der Emigranten mit den Royalisten, anderseits auf diplomatische Unterhandlungen und kleinliche Intriguen setzte. Dabei versäumte er die beste Zeit und wurde von allen Seiten betrogen. In Paris waren die Greuelscenen immer wilder geworden, die Schreckenszeit hatte begonnen mit ihren Massenschlächtereien, und der Geruch des Menschenblutes hatte die Menschen zu Bestien gemacht. Langsam nur wagte sich der Herzog von Braunschweig unter solchen Umständen vorwärts, bis er endlich bei Valmy auf eine französische Armee stieß. Dem König brannte das Herz zum Angriff; er war froh, aus dem Elend thatenlosen Herumziehens und durchnäßter Nachtlager erlöst zu sein. Schon rückten auf seinen Befehl die Preußen gegen die vom Feinde eingenommenen Höhen vor, und die Kanonen begannen von beiden Seiten zu brüllen; da kam vom Feldmarschall der Befehl zum Stillstehen und Umkehren. Drüben in dem feindlichen Lager erscholl ein lauter Jubel, der sich wie Siegestaumel anhörte. Der König entflammte im höchsten Zorn und suchte den Herzog umzustimmen; doch dieser wußte ihm begreiflich zu machen, daß genug geschehen sei, denn ein Sieg über die französische Armee würde die Ermordung des gefangenen Königs zur Folge haben. Im höchsten Mißmut gab sich Friedrich Wilhelm drein und wendete sein Roß, um nun einen Rückzug mitzumachen, der nicht kläglicher und schrecklicher gedacht werden kann. Durch unaufhörlichen Regen waren die Wege grundlos geworden und teilweise in einen See verwandelt, in welchem Wagen, Pferde und Kanonen versanken und liegen gelassen werden mußten; den Soldaten bellte der Magen im Leib, denn es fehlte an

Proviant, und die sauren Trauben, welche sie verschlangen, um den Hunger zu stillen, beförderten, anstatt zu sättigen, im Verein mit der Ungunst der Witterung verheerende Krankheiten, namentlich die rote Ruhr, welcher die Mannschaften reihenweis zum Opfer fielen.

Aus dem dumpfen Brüten, in welches diese Nachrichten die Heimat geworfen, sollten aber die Gemüter bald emporgeschreckt werden durch die Kunde von dem Anmarsch des französischen Heeres. Man hatte sich kaum mit diesem Gedanken vertraut gemacht, als es hieß, die Franzosen hätten das feste Mainz berannt und diesen Schlüssel des deutschen Reichs im Umsehen genommen. Und kaum war das Entsetzen über dieses Ereignis zu Worte gekommen, als die zweite Hiobspost kam: Auch Frankfurt ist in den Händen des Feindes! Das war am 23. Oktober 1792. Doch hoben sich die Herzen wieder in Hoffnung, als das Anrücken einer preußischen Armeeabteilung gemeldet ward. Die alte Kaiserstadt wurde belagert, und am 2. Dezember pflanzte nach einem energischen Sturm Oberstlieutenant v. Rüchel seine Fahne auf dem Wall der eroberten Feste auf.

Was hatte im Verlauf eines halben Jahres die Stadt am Main alles erfahren: die glänzende Kaiserkrönung des „guten Franz“, der die auf ihn gesetzten Hoffnungen so kläglich getäuscht hatte, die Kanonade des französischen Rebellenheeres und die Einnahme durch diese Mordbrenner, und dann den Einzug des Siegers über die Franzosen, des Königs Friedrich Wilhelm von Preußen, dessen Hauptquartier die Stadt nun ward. Kurz darauf rückte ein Belagerungscorps vor Mainz, um auch aus dieser Feste das Raubgesindel zu verjagen, und so konnten denn die Gemüter wieder guten Mut schöpfen in der Hoffnung, daß den Franzosen jedes fernere Gelüst auf Deutschland vergehen werde. —

Auch in Hildburghausen hob sich die Stimmung wieder, und das liebe Weihnachtsfest mit seinem Himmelsgruß „Friede auf Erden“ that auch das Seine dazu, um Leben und Freude zu schaffen.

Fünftes Kapitel.

Im preußischen Hauptquartier.

Es war ein harter Winter, den das neue Jahr 1793 brachte. Fußhoch lag die Welt in Schnee gehüllt, und die Landstraßen waren dermaßen verweht, daß eine weitere Reise mit großen Beschwerden und Gefahren verbunden war. Die Hildburghäuser Gäste sahen sich somit aufs Warten angewiesen; aber sie ließen es sich auch gefallen in dem Haus, welches durch den Zauber eines gemütsinnigen Familienlebens, sowie durch die verständnisvolle Pflege von Musik und Dichtung sie fast vergessen ließ, daß ihre Heimat anderswo lag.

Zu Anfang des März schlug die Witterung plötzlich um, und als am zehnten Prinzeß Luise in das Familiengemach des herzoglichen Paares trat, da duftete ihr auf dem Geburtstagstisch zwischen den Gaben der Liebe ein Sträußlein von Schneeglöckchen und Veilchen entgegen, welches die Herzogin mit eigener Hand im Garten gepflückt. Die Sonne war geschäftig, den Schnee von den Bergen zu tauen, daß dem Winter bei seinem Abschied die Thränen stromweis aus den Augen stürzten.

Auch in der Heimat hatte man des Geburtstagskindes gedacht: von dem regierenden Landgrafen kam ein reitender Bote mit einem Brief, dessen Inhalt große Freude bereitete und der Prinzessin Luise ein teures Festgeschenk war. Doch

nicht aus Darmstadt war er datiert, sondern aus Frankfurt, aus dem Feldlager, welches die hessischen Truppen in Verbindung mit den Preußen bezogen hatten, nachdem sie sich bei der Erstürmung von Frankfurt rühmlich hervorgethan.

Der Landgraf bat am Schluß seines Schreibens die Verwandten, heimzukommen und forderte sie auf, die Reise über Frankfurt zu machen: es werde ihm eine Freude sein, sie in dem Feldlager zu begrüßen, und die Gelegenheit benutzen, sie dem König von Preußen als ihrem Anverwandten vorzustellen.

Luise jauchzte beim Lesen dieser Worte empor. Sie sollte den Mann mit ihren Augen sehen, dessen ritterliche Gestalt ihr im Wachen und Träumen vor der Seele gestanden und um dessen Stirn ihre tiefe Verehrung einen Glorienschein gewoben hatte. Und die beiden königlichen Prinzen sollte sie auch persönlich kennen lernen, deren tapferem, unerschrockenem, heldenkühnem Auftreten in dem Feldzug sie gleichfalls mit dem größten Interesse gefolgt war. —

Drei Tage später bewegte sich auf der Landstraße zwischen Hildburghausen und Römhild ein mit vier Grauschimmeln bespannter Wagen dahin. Die Sonne schien schön warm vom Himmel hernieder und bemühte sich, die letzten schmutzigen Fetzen des Schneemantels, welche der Winter hinter den Hecken und Abhängen hatte hängen lassen, zu beseitigen. Die Lerchen sangen und die Häslein sprangen, sogar ein Schwarm voreiliger Mücken spielte in dem verführerischen Sonnenschein, und über den gelben Weidenkätzchen wiegte sich in süßer Frühlingstrunkenheit ein braunroter Schmetterling.

Fröhlicher Gesang erschallte aus dem Wagen, von zwei jugendfrischen weiblichen Stimmen ausgeführt, in deren Duett zu Zeiten eine ältere Frauenstimme hineinsummte, denn die alte Landgräfin, angesteckt von der Lebenslust ihrer beiden schönen Enkelinnen, fühlte sich auch gedrungen, ihre Lenzes-

empfindungen in Tönen ausströmen zu lassen, bis sie sich endlich erschöpft zurücklehnte und die Jungfrauen bedeutete, nun das Singen einzustellen.

Die Enkelinnen ließen das begonnene Lied unvollendet und sahen lächelnd die Großmutter an, da diese die Äußerung that: „Es ist eigentlich eine recht sonderbare, romantische Idee des Landgrafen, uns Weibsbilder in ein Kriegslager zu citieren. Ob er wohl seinen Tasso mit ins Lager genommen hat und die darin vorkommenden Scenen von der Erscheinung zarter Jungfrauen unter dem Getümmel gewappneter Krieger nachahmen will?“

„Ich finde die Idee so übel nicht,“ versetzte Friederike in fröhlicher Laune. „Ich sehe mich schon mit der Luise durch die Lagergassen schweben und die Wachtposten vor den sonderbaren Erscheinungen salutieren.“

Die Landgräfin lachte. „Nun ja, es wird den Söhnen des Mars nichts schaden, wenn sie im Anblick des Zarten etwas sanfter denken und fühlen lernen, denn nichts verwildert so schnell als der Krieg.“

„Und doch bildet der Krieg Männer und Helden,“ meinte Friederike; „wenigstens giebt er ihnen Gelegenheit zu zeigen, was in ihnen ist. Auf dem Paradeplatz erscheinen die Helden alle incognito.“

„Darin gebe ich dir recht,“ versetzte die Landgräfin. „Du denkst gewiß vornehmlich an den König von Preußen. So unglücklich der Feldzug auch verlaufen ist, für Friedrich Wilhelm hat er persönlich eine große Bedeutung. Dieser Mann steht jetzt, nachdem er im Felde einen ritterlichen Mut und eine ideale Gesinnung an den Tag gelegt hat, vor der Welt ganz anders da, als zuvor. Ihm haben wir es lediglich zu danken, daß wir jetzt nach Frankfurt reisen können, denn hätte der Herzog von Braunschweig seinen Willen durchgesetzt, so wäre

der Sturm auf die Stadt unterblieben. Auf den gemessenen Befehl des Königs haben die Kolonnen vorrücken müssen, er selbst hat sich in Begleitung seiner beiden Söhne furchtlos dem heftigsten Feuer ausgesetzt und durch seine persönliche Tapferkeit viel zum schnellen Gelingen des Angriffs beigetragen."

Luise, welche bisher in schweigendem Sinnen dagesessen hatte, richtete sich jetzt empor und sagte mit großer Wärme: „Ja, die Prinzen — immer heißt es: die Prinzen! Wo der eine ist, ist der andere auch. Sie sind unzertrennlich wie Castor und Pollux, sie hängen an einander mit der innigsten Liebe, in der die Blutsverwandtschaft sich durch Wahlverwandtschaft vertieft. Sie sollen sich sehr ähnlich sein, äußerlich wie innerlich, von derselben Gemütsart, ausgezeichnet durch strenge Sittenreinheit und geraden, ehrlichen, biedern Sinn, von gleichem Streben beseelt, eins in ihren höchsten Interessen, wetteifernd mit einander in der Pflege alles Guten, Edlen und Schönen und in persönlicher Bravour Vorbilder für die ganze Armee. Bei Valmy sollen sie es allein gewesen sein, welche durch kühnes Vorgehen die zaudernden und kopflosen Massen zum geschlossenen Angriff gebracht haben."

Der Wagen fuhr in diesem Augenblick durch ein Dorf. Aus einer Hütte am Weg stieg in sanftem Gekräusel ein bläulicher Rauch auf.

Prinzeß Friederike beugte sich zum Wagen hinaus. „Was ist das für ein Geruch? Er heimelt mich so an, er deucht mir so bekannt — — —. Halt, jetzt hab ich's! Luise, weißt du's nicht mehr? Gedenke an die Frau Rat!"

Prinzeß Luise mußte lachen. „Du hast recht, Friederike: Specksalat und Eierkuchen!"

Friederike klatschte seelenvergnügt in die Hände. „O, es geht wieder nach Frankfurt! Grüß dich Gott, du liebe, gute

Frau Rat! Zu dir müssen wir zu allererst, und dann mußt du uns wieder Specksalat und Eierkuchen backen!" —

In dieser Weise ging die Unterhaltung der drei fürstlichen Personen weiter, und je näher sie dem Ziel der Reise kamen, desto fröhlicher ward ihnen zu Sinn.

* * *

Die Ebene zwischen der Stadt Frankfurt und der Sachsenhäuser Warte hat ihre Physiognomie gewandelt: sie ist in ein Kriegslager umgeschaffen. Wo sonst der Bauer seine Weizengarben häufte und seine Heuschober baute, da reihet sich jetzt Zelt an Zelt, mit preußischen und hessischen Fahnen geschmückt, und statt der Hirtenschalmei erklingt das Signalhorn des Kriegers.

Es ist Mittag. Im Lager ist es still. Die Soldaten haben abgegessen, das Kochgeschirr ist gereinigt, und die Gesättigten strecken sich in behaglicher Ruhe. Nur hier und da schreitet die ernste, strenge Gestalt eines Weibels durch die Lagergassen und überzeugt sich, ob allenthalben Ordnung herrscht.

In der hessischen Abteilung sitzen zwei junge Lieutenants vom blauen Dragonerregiment auf niedrigen Feldstühlen, in dicke Dampfwolken gehüllt, und erzählen sich die Ereignisse des vergangenen Tages. Da unterbricht ein Lärm am Eingang des Lagers ihr Zwiegespräch.

„Was giebt es da?" rufen sie zu gleicher Zeit, die Hälse reckend.

„Es muß etwas Fürstliches sein," setzt der eine hinzu, „oder ein General: ich vernehme deutlich ein Vivatrufen."

Sie springen von ihrem Lager auf und decken sich die flache Hand über die Augen — da naht sich langsam ein Viergespann mit drei Damen, einer in vorgerückten Jahren und zweien in der frischesten Jugendblüte.

„Hilf Himmel, unsere Landgräfin und die beiden Prinzessinnen!“ ruft der eine der Lieutenants. „Was suchen die hier?“

„Ist's wahr?“ fragt der andere überrascht. „O, das ist vortrefflich: so bekomme ich sie doch nun auch einmal zu Gesicht! Werde ja nun sehen, ob an dem Gerede, welches man von ihnen macht, was dran ist.“

Näher und näher kam der Wagen, lauter und lauter wurden die Hochrufe, und immer dichtere Haufen umdrängten das Gefährt, bis dasselbe, das Lager der Länge nach durchziehend, zu dem Stadtthor einfuhr.

„Du bist ja so still, Valentin?“ fragte der eine der beiden Lieutenants seinen Kameraden. „Was sagst du nun?“

„Gar nichts sage ich,“ stieß der Angeredete hart heraus. „Allmächtiger Gott, ist es denn nur möglich, daß ein Mensch so bildsauber sein kann! Wie zwei Sonnen erschienen mir die beiden Prinzessinnen. Ich war geblendet, da ich sie ansah.“

„Du hast recht, Valentin,“ sagte der andere, dem Kameraden auf die Schulter klopfend. „Und doch hast du nur gesehen, was vor Augen ist. Das Schönste haben sie inwendig.“

Valentin wandte sich ab und ging gesenkten Hauptes von dannen.

Sein Kamerad folgte ihm eine gute Strecke und fragte dann hinter ihm drein: „Wohin steuerst du eigentlich, Valentin?“ Worüber sinnest du? Du schaust ja ganz melancholisch drein!“

Der Angeredete wandte sich jäh herum und stieß barsch heraus: „Franz, ich bleibe ledig!“

Der Franz mußte laut auflachen. „Du bist ein Narr! Soll ich das etwa deiner Agnes sagen? Ein kompletter Narr bist du, sag' ich dir! Weil du die Schönste aller Schönen nicht besitzen kannst, darum willst du lieber ein Hagestolz werden und als Einsiedler Grillen fangen?“

Valentin machte ein jämmerliches Gesicht. „'s ist ein hübsches Mädchen, die Agnes, „'s ist ein scharmantes Mädchen! Meinte, es käme ihr auf Erden keine gleich, war mir meines Lebens Stern. Aber erbleichen nicht die Sterne, wenn die Sonne aufgeht?"

Franz schüttelte unwillig den Kopf. „Nun hör auf, Valentin. Was willst du denn? Wer bist du denn? Ein Dragonerlieutenant bist du, verstehst du mich? Das ist nicht viel. Ein Dragonerlieutenant mag an einem Stern genug haben; die Sonnen sind für ihn zu gut, die sind für die Fürstensöhne."

Der Valentin fuhr sich mit der Hand über die Stirn. „Hast recht, Franz, ich war ein Narr — die Sonne hatte mich so geblendet und erhitzt. Sag' der Agnes nichts davon, hörst du?"

* * *

Da, wo die Gallengasse in den Roßplatz einmündet, präsentierte vor dem Eckhaus die Wache, als ein herrschaftlicher Wagen vorfuhr, aus welchem drei Damen stiegen, die von fünf Lakaien in den Hausflur geleitet wurden.

Der König von Preußen hatte in diesem Hause sein Quartier. Es war nicht die gewöhnliche Stunde der Audienz, aber die Kammerdiener hatten den Auftrag, die erwarteten Gäste sofort nach ihrer Ankunft zu Sr. Majestät zu führen.

Nach einer Stunde wurden dieselben wieder sichtbar und fuhren in dem Wagen von dannen, den verlängerten Roßplatz hinunter rechts ab nach dem großen Hirschgraben.

Auf ihren Gesichtern malte sich freudige Erregung.

„O, so hab' ich ihn mir gedacht," sagte Prinzeß Luise mit großer Wärme. „Es ist eine imposante, wahrhaft könig-

liche Erscheinung. Ich hätte wohl gewünscht, die Audienz hätte sich länger gedehnt."

„Und so liebenswürdig," fügte Prinzeß Friederike hinzu, „so zartsinnig, so echt kavaliermäßig! Großmama, ist es wirklich Ihr Ernst, heute Abend noch weiterzureisen? Wir haben ja die Prinzen noch gar nicht gesehen!"

„Das bedaure ich auch herzlich," erwiderte die Landgräfin. „Mußten sie auch gerade abwesend sein! Aber es hilft nun einmal nichts; ich habe meinen Reiseplan gemacht. Wir statten der Frau Rat Goethe noch einen Besuch ab, sprechen bei dem Landgrafen kurz vor, begeben uns dann ins Theater und reisen dann weiter. Vielleicht wird uns im Schauspielhaus noch Gelegenheit, das Versäumte nachzuholen."

„Und bei Nacht und Nebel wollen wir weiterreisen?" fragte Friederike mit leisem Unmut.

„Nein, bei hellem Mondenschein," versetzte die Landgräfin kurz. „Du wirst eigensinnig, Kind; das steht dir nicht schön. Siehe deine Schwester Luise an, wie still und gelassen sie ist!"

Luise hatte scheinbar ruhig dagesessen, aber inwendig grollte sie auch ein wenig der Großmutter, indem es ihr scheinen wollte, als wäre diese eigensinniger als Friederike. Warum eilte sie doch so sehr mit der Weiterreise? Sie hatten ja gar nichts zu versäumen, und Darmstadt lief ihnen nicht davon!

Das Haus der Frau Rat war bald erreicht, und die liebe Alte verjüngte sich im neuen Anschauen ihrer Herrgottsblümlein, das sie sich nicht hatte träumen lassen. Und obwohl die Gäste diesmal auf Specksalat und Eierkuchen verzichten mußten, es waren doch kostbare, inhaltreiche Stunden, die sie in dem Haus am großen Hirschgraben verleben durften. Sie hatten sich so fest geschwätzt, daß ihnen vor Beginn des Schauspiels kaum noch eine Stunde blieb zum Besuch beim Landgrafen Ludwig von Hessen, der am Römerplatz wohnte. —

In das Schauspielhaus eingetreten, wurden sie in des Königs Loge geleitet. Diese stand noch leer, aber nach einigen Minuten erschien Se. Majestät mit den beiden Prinzen, dem Herzog von Braunschweig und vier anderen Generälen.

Es erfolgte eine feierlich ceremoniöse Vorstellung, dann geleitete die Galanterie des Königs die Gäste zu der vordersten Sitzreihe und nahm zwischen ihnen Platz, während die Prinzen und Generäle ehrerbietig im Hintergrund blieben.

Das Schauspiel war vortrefflich, die handelnden Personen thaten das Beste, was sie konnten, das Publikum klatschte ihnen rauschenden Beifall, aber an den beiden mecklenburgischen Prinzessinnen hatten sie ziemlich unaufmerksame Zuhörerinnen.

Um so aufmerksamer lauschten dieselben, als nach Beendigung der Vorstellung der König mit Bitten in die Landgräfin Marie drang, sie möchte von ihrem Vorhaben, die Reise heute noch fortzusetzen, Abstand nehmen und ihm bei dem Souper die Ehre ihrer Gegenwart schenken. Mit der innigsten Freude vernahmen die Prinzessinnen, daß die Großmama der königlichen Majestät gegenüber sich selber untreu ward und die Zusage gab. Sie hofften, bei Tisch von der Liebenswürdigkeit des Königs einen noch größeren und wohlthuenderen Eindruck zu bekommen, als dies bei der Audienz möglich gewesen war; sie freuten sich auch, die beiden Prinzen näher kennen zu lernen, welche durch ihr heldenhaftes Auftreten im Krieg ihre ganze Bewunderung hatten, und ließen sich, von seltsamen Empfindungen bewegt, von diesen zum Wagen führen.

Heller Kerzenschein fiel aus den Fenstern des königlichen Quartiers auf den Platz herab. Man hatte den großen Saal aufs prächtigste geschmückt.

Es war nur eine kleine, auserlesene Gesellschaft bei einander, aber den Darmstädter Gästen war das gerade erwünscht,

denn so war ihnen ja die Aussprache mit ihren Anverwandten eher möglich.

Mitternacht war längst vorüber, als des Königs Gäste sich verabschiedeten. Das große Haus hüllte sich in tiefe Nacht, wie die übrigen Bürgerhäuser; nur in dem Eckzimmer des obersten Stockwerks schimmerte noch Licht, die ganze Nacht bis in den hellen Morgen. Ob da ein Kranker lag, der den Schlaf nicht finden konnte?

Sechstes Kapitel.

Die ist es, oder keine sonst auf Erden!

An die Thür des kronprinzlichen Vorzimmers klopfte am nächsten Morgen ein Ordonnanzoffizier, um sich einen Lagerbefehl zu holen. Er wurde von dem diensthuenden Lakaien beschieden, in einer Stunde wiederzukommen: Se. königliche Hoheit habe noch nicht gearbeitet.

Noch nicht gearbeitet? dachte der Offizier im höchsten Befremden, und es ist bereits 7 Uhr! Er wußte, daß der Kronprinz regelmäßig um 5 Uhr das Bett zu verlassen und dann stracks an den Arbeitstisch zu gehen pflegte. Was half aber alles Befremden? Er mußte sich zurückziehen und warten.

Treten wir in das Gemach. Mit großen Schritten schreitet in demselben eine jugendliche, hohe, schlanke Gestalt auf und nieder. Das ist der Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen. Der erste Blick erkennt in ihm die königliche Abkunft und den für den Thron geborenen Fürsten. Militärisch gerade ist seine Haltung, doch ohne allen Zwang. Da ist nichts Gemachtes, nichts Gesuchtes, Natur ist alles an ihm, und eine große Anmut und Grazie liegt auf seinen Bewegungen. Auf den

Schultern des Dreiundzwanzigjährigen sitzt ein wohlgeformter Kopf, von sanftem Haargekräusel umwallt. Hoch wölbt sich die Stirn, unter welcher ein paar tiefblaue Augen ruhig und fest, ehrlich und treu in die Welt hineinschauen und in ihrem klaren Grund ein Herz voll Liebe und Güte spiegeln, während um den edel geformten Mund eine Mischung von Gutmütigkeit und Schalkhaftigkeit spielt und die starke Unterlippe von einem energischen Willen Zeugnis giebt.

Sein Anzug ist von äußerster Einfachheit: um den Oberkörper schmiegt sich, fest zugeknöpft, ein dunkelblauer Leibrock ohne Tressen und Abzeichen, die eng anliegenden grauen Beinkleider münden in halbhohe, knappe Stiefel ein. Sein Äußeres ist der getreue Abdruck seines Innern: Einfachheit und Natürlichkeit bildet die Unterlage, auf welcher sich eine Fülle der Charaktertugenden aufbaut. Und daß er allem Prunk, allem Luxus abhold ist, ersieht man auch aus seinem Zimmer. Er hat sich das schlichteste und unscheinbarste des ganzen Hauses ausgewählt. Da fühlt er sich am wohlsten, wie er denn auch in Berlin ein Haus bewohnt, wie es mancher Bürger besser, bequemer und eleganter hat. Aber Sinn für die Kunst und Geschmack für das Schöne muß er doch haben, davon zeugt die ganze Anordnung des schlichten Zimmergeräts, davon zeugen die sinnvoll geordneten Kupferstiche an den Wänden und die beiden Büsten zwischen den Fenstern. Und fromm muß er auch sein, der Kronprinz, denn auf seinem Arbeitstisch steht ein Christus, der segnend seine Hände ausbreitet, und zu den Füßen desselben liegt ein in schwarzes Sammet gebundenes, mit einem einfachen goldenen Kreuz geziertes Andachtsbuch, welches die Spuren häufigen Gebrauches an sich trägt.

Auf dem sonst so ruhig und heiter dreinschauenden Antlitz liegt aber heute ein Schatten innerer Unruhe. Er hat die

ganze Nacht den Schlaf nicht finden können. Ist das etwa die Ursache seines heutigen verstörten Wesens? Da gebührt sich aber die weitere Frage: Warum hat er den Schlaf nicht finden können? Er hat doch sonst über Schlaflosigkeit nicht zu klagen — —. Mehrmals hat er sich an den Tisch gesetzt und arbeiten wollen, aber nimmer hat er die innere Sammlung finden können, und so ist es gekommen, daß der Ordonnanzoffizier heute unverrichteter Sache hatte von dannen gehen müssen.

Der Kronprinz unterbricht seine Wanderung und tritt ans Fenster. Vor ihm liegt die schöne Frühlingswelt, alles prangt in glühenden Farben und singt und klingt in voller Lebenslust, er aber kann nicht mitsingen und sich des Lenzes freuen, denn auf seinem Herzen liegt ein Druck, ein noch nie gekanntes Gefühl hat sich seiner bemächtigt und ihm eine Herzbeklemmung verursacht, die sich von Zeit zu Zeit in einem tiefen Seufzer Luft zu machen sucht.

Aus seinem Träumen wird er endlich geweckt durch den eintretenden Kammerdiener, der ihm das zweitmalige Erscheinen des Ordonnanzoffiziers meldet. Er fährt mit der Hand über die Stirn, wirft etliche Zeilen auf ein Blatt Papier und schickt sie dem draußen Wartenden. Dann greift er nach der Feldmütze und verläßt das Gemach. Eilfertig wendet er sich dem Stadtpark zu und sucht die einsamsten Wege auf, denn er will allein sein. Aber heute scheint sich die Welt gegen ihn verschworen zu haben: überall begegnen ihm Menschen und belästigen ihn mit ihren devoten Grüßen.

Er flüchtet sich endlich vor das Thor in ein entlegenes Wäldchen — o weh, auch hier gönnt man ihm die Stille nicht: durch das Gebüsch bemerkt er die Farben einer preußischen Uniform, und im nächsten Augenblicke steht vor ihm sein Bruder Ludwig.

„Du allhier?“ fragt der Kronprinz erstaunt und verblüfft.

„Und du auch allhier?“ klingt es in demselben Ton zurück.

„Ich wollte nur ein wenig frische Luft schnappen, mir wurde es im Zimmer zu eng.“

„Mir auch.“

Die Brüder gehen eine Strecke schweigend neben einander her, jeder in sich selbst versunken. Endlich sagt der Kronprinz mit halber Stimme vor sich hin: „Mir ist etwas passiert!“

„Mir auch,“ entgegnet Prinz Ludwig wieder in demselben Ton.

„So, dir auch? Das ist ja eigen. Was ist es, wenn man fragen darf?“

„Ja, das läßt sich schwer sagen. Mit meinem Herzen ist mir etwas passiert.“

Der Kronprinz stutzte und warf einen forschenden Blick auf den Bruder, der die Augen zur Erde gekehrt hatte. „Mit deinem Herzen, sagst du? Mir ja auch! Und was ist es?“

„Was Seltsames.“

„Hm! Wann ist es geschehen?“

„Gestern Abend.“

Der Kronprinz packte jäh den Bruder am Arm und blieb stehen. „Gestern Abend? O, so ist es ja mit mir gerade auch. Halt mich nicht länger auf, mein Bruder, sag mir dein Herz!“

Prinz Ludwig kämpfte mit sich selbst, und Purpurröte stieg ihm ins Gesicht herauf. Nach einer Weile brachte er heraus: „Wenn du's denn wissen willst — und du bist ja mein geliebter Bruder, mein trauter Herzensfreund, wir haben im Feld ein Zelt mit einander geteilt, wir sind eins in unserm innersten Denken und Fühlen und Streben, wir haben vor einander kein Geheimnis — in meinem Herzen sitzet jemand

drin, den bekomme ich all mein Lebtag nicht wieder heraus, das fühle ich."

Der Kronprinz erbleichte und rang nach Atem. „Ich dachte es mir," sagte er mit großer Anstrengung, „es hat's dir eine von den beiden angethan, die wie vom Himmel gekommen unter uns erschienen sind." Und kaum hörbar fragte er weiter: „Welche ist es?"

„Friederike!" rief Prinz Ludwig, und wie seliger Jubel klang das Wort in den schönen Frühlingsmorgen hinein.

Da fühlte sich der in süße Selbstvergessenheit Versinkende von zwei kräftigen Armen umschlungen: an seinem Halse lag der Bruder und küßte ihn und rief: „Du Glücklicher, sei gesegnet, sei gesegnet, du hast ein herrlich Los gezogen! — — Und nun frage mich, was mir geschehen ist! Siehe, auch in meinem Herzen sitzt ein Bild, das ewig darin leben wird, und unter diesem Bildnis steht: Luise!"

Noch fester umschlangen sich die Brüder, und ihre Herzen pochten gegen einander in unaussprechlicher Glückseligkeit.

Es währte eine ganze Weile, bis sie sich wieder zu sich selber fanden.

Der Kronprinz zog die Uhr und sagte kurz: „Wir müssen heim!"

Sogleich traten sie Arm in Arm den Rückweg an.

„Sieh nur die Welt an, Bruder!" sagte der Kronprinz mit strahlenden Augen. „Merkst du nichts?"

„Ich weiß nicht, was du meinst," versetzte Prinz Ludwig.

Der Kronprinz lächelte. „Ei, ist das nicht eine ganz neue Welt, durch die wir wandeln? Siehe doch, was für schöne Augen die gelben Kätzchen an den Weidenbüschen haben! Ich habe das noch nimmer so gesehen. Und horch doch nur, wie süß die Blaumeise singt! So hat sie's früher nimmer gekonnt, dünkt mich. Oder macht das die Liebe, daß mir die

Welt im Schimmer der Verklärung erscheint? O wenn es das ist, dann sei gesegnet, Liebe, du Engel, der du die Erde zu einem Vorhof des Himmels weihst! Ach, lieber Bruder, wie hätte ich mir das gestern träumen lassen, daß eine so schnelle Wandlung mit mir vorgehen würde! Siehe, nur einen Blick hatte ich auf Prinzeß Luise geworfen, da war's um mich geschehen, da hatte sie mich dahin! „Die ist es, oder keine sonst auf Erden," so rief's in mir mit Schillers Worten, und ich glaube, ja ich bin gewiß, das Echo ruft mir aus Luisens Munde zu: „Der ist es, oder keiner sonst auf Erden." Ich sah sie erröten in holder Scham, als unsere Blicke sich trafen; ich sah in ihren Augen einen seltsamen Glanz, als ich vor der Tafel zu ihr trat und etliche Worte an sie richtete, und ich fühlte es, daß aus den Augen ihr Herz zu mir sprach."

„Bruder!" unterbrach Prinz Ludwig den Kronprinzen, „was du da sagst, es ist, als hättest du's aus meinem Herzen abgelesen. Wort für Wort steht es so darin. O wunderbare Himmelsfügung! Wir zwei Brüder, von Kindheit auf in treuer Herzensfreundschaft verbunden, müssen an demselben Tag, in derselben Stunde zwei in gleicher Seelenverwandtschaft zu einander gehörige Schwestern finden, in welchen wir die Verwirklichung unseres Ideals erkennen, und müssen uns ferner auch brüderlich teilen, daß nicht für eine zugleich unser beider Herzen erglühen, wie für die Braut von Messina die Söhne einer Mutter. Wer hier nicht Gottes Fußspur sieht, der ist blind." — — —

Die Ehen kommen in der Welt auf gar verschiedene Weise zustande, darum ist es aber auch mit dem Eheglück wie mit der Lotterie: neben den Treffern giebt es eine Unzahl Nieten. Der Bauer geht für seinen Sohn aufs Suchen nach einer Frau und nimmt dazu eine Wage mit, um zu taxieren, wie „schwer" sie sei. Der Sohn braucht nicht dabei zu sein —

er kann sich freuen, daß er einen so vorsorglichen Vater hat, der es besser versteht als er. Seufzt er hernach über die Xanthippe, mit welcher man ihn beglückt, so ist er ein Dummkopf, der sich die Hörner erst ablaufen muß — hernach wird es sich schon geben. — Ein anderer in feinen Lackstiefeln und von Moschus duftend schwebt auf dem Ballsaal mit einer dahin; sie kann sehr schön tanzen, und ein schmuckes Gesicht hat sie auch. Am andern Morgen klopft er an, um sich bei ihr nach ihrem Befinden zu erkundigen und bei dem Vater um sie anzuhalten. Der Vater ist gerührt, morgen ist Verlobung und in einem halben Jahr Hochzeit, worauf die üblichen Flitterwochen folgen. Danach kühlt sich die Temperatur langsam ab, und in dem Maß, als auf den Wangen die Rosen verbleichen, welkt auch die Liebe und das Eheglück dahin. — Wieder andere kenne ich, die vertragen sich sehr gut, es fällt zwischen ihnen nie ein böses Wort, aber es ist so langweilig bei ihnen, ach, schrecklich langweilig, daß einem immer das Gähnen ankommt. Wie geht das zu? Die beiden, Mann und Frau, sind sich zu ähnlich, sie sind so zu sagen über einen Leisten geschlagen, es kann keiner dem andern etwas von dem Seinen geben, weil der andere schon dasselbe besitzt. Sie sitzen neben einander wie jene kleinen grüngelben Papageien im Bauer, die immer dasselbe thun: wenn der eine trinkt, trinkt der andere auch, wenn der eine piept, piept der andere auch, wenn der eine schläft, schläft der andere auch. Das sieht sehr hübsch aus, aber es ist langweilig. Wo sich nicht in der Ehe zwei verschiedene Temperamente ergänzen und gegenseitig anziehen, da verblaßt der eheliche Friede in ein ödes Einerlei, wie wenn in der Musik die Instrumente alle einen Ton geben, statt auseinandertretend einen vollen, harmonischen Accord herauszubringen.

Bei den königlichen Prinzen und ihrer Wahl war nichts von alledem zu sehen. Diese beiden Verlöbnisse, obwohl noch

nicht in Worten ausgesprochen, waren im Himmel geschlossen; hier zog der untrügliche Instinkt der heiligen Liebe das Herz zum Herzen, und nun brauchten sie sich gar nicht erst zu erklären — der erste Blick zündete und sagte herüber und hinüber: „Der ist es! Die ist es!" Sie verstanden einander, ohne noch ein Wort mit einander gesprochen zu haben; sie sahen sich zum ersten Mal, und doch war es ihnen, als hätten sie sich schon lange gekannt. Und sie hatten sich ja auch schon lange gekannt: das Ideal, welches jeder in seinem Herzen getragen, es stand jetzt in leibhaftiger Wirklichkeit da.

* * *

„Du bist so zerstreut heute, liebe Luise!" fragte die alte Landgräfin ihre Enkeltochter, welche mit ihrer Toilette nimmer zustande kommen wollte. „Die vielfarbigen Eindrücke, welche wir gestern empfangen, regen dich zu sehr auf. Es wäre doch besser gewesen, wenn ich auf meinem anfänglichen Vorsatz geblieben wäre."

„O nicht doch, Großmütterchen!" erwiderte Luise. „Was Ihnen als Aufregung erscheint, ist das Gefühl des Wohlseins und der Herzensfreude. Wie viel Güte, wie viel Ehre haben wir erfahren! Wie hat uns des Königs Majestät in jeder Weise ausgezeichnet, als wären wir aus königlichem Geblüt."

Indem stürzte Prinzeß Friederike herein, das Gesicht von Purpurröte übergossen. „Die Prinzen!" rief sie außer Atem und flüchtete sich hinter die Großmutter, als stünde ihr etwas Schlimmes bevor.

„Was ist es mit den Prinzen?" fragte die Landgräfin betroffen. Ehe aber Friederike noch antworten konnte, ging die Thür auf, und Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen trat mit seinem um drei Jahre jüngeren Bruder ins Gemach. — —

Was die beiden wollten? Zwei Stunden später wußte es die halbe Stadt: die preußischen Prinzen haben um die mecklenburgischen Prinzessinnen geworben und das Jawort bekommen.

In Frankfurt herrschte große Erregung, und die Gevattern und Basen steckten die Köpfe zusammen, um über das Ereignis eingehende Beratungen zu pflegen. Die meisten Stimmen äußerten sich dahin: solch eine Verlobung lasse man sich gefallen, denn da sei es doch einmal nach dem Herzen gegangen, was bei Hof nicht immer möglich sei; aber was werde der König dazu sagen, wenn seine Söhne vor ihn hinträten mit der Bitte, seinen Segen zu geben zu ihrer Verbindung mit zwei Prinzessinnen aus einem kleinen Ländchen, deren Vater noch nicht einmal regierender Fürst sei, wenn zumal der Kronprinz, der Erbe eines der mächtigsten Throne Europas, der an allen Königs- und Kaiserhöfen hätte anklopfen können, in einer romantischen Anwandlung sich ein im Verborgenen blühendes Veilchen pflücken wolle und bei seiner Brautwerbung alle politischen Vorteile außer Acht setze?

Die guten Frankfurter sollten aus ihren Bedenken und Sorgen bald erlöst werden, denn es dauerte nicht lange, da wußte man, wie der König sich entschieden hatte: von dem Liebreiz der beiden wie Engelserscheinungen ihn anmutenden Prinzessinnen ganz dahingenommen, hatte er alle staatlichen Rücksichten, alle Pläne von Erweiterung seiner Landesgrenzen und Vermehrung seiner Macht durch eine Heiratsverbindung hintangesetzt und lediglich dem Zug seines Herzens folgend zu dem Doppelbündnis seinen Vatersegen gegeben. Erleichtert worden war ihm dieser Entschluß durch die Rückerinnerung an sein eigenes Leid, da sein großer Oheim, dem Machtgebot der Politik sich fügend, mit rauher Hand das Liebesband zerriß, welches ihn mit der Gräfin Pannewitz verknüpfte. Seinem

eigenen Sohn nun auch solch Herzeleid zu bereiten, das brachte er nicht über das Vaterherz, diese holde, schöne Liebesblüte zu zertreten, war ihm eine Unmöglichkeit. Und mit dieser That hat er sich selbst geehrt, um dieser That willen ward ihm vieles vergessen, was einen Schatten auf sein Leben warf. Die Bürgerschaft in Frankfurt wußte ihrer Begeisterung gar keinen genügenden Ausdruck zu finden, und mit ihr wetteiferte das Heer in stürmischen Ovationen, als der König, gefolgt von den beiden Brautpaaren, im Lager erschien. Freude, herzerhebende Freude war auf Erden, und der Himmel gab seinen schönsten Sonnenschein dazu.

Siebentes Kapitel.

Unseliges Scheiden und seliges Wiedersehen.

Die Hörner rufen, die Trompeten schmettern. Im Lager vor Frankfurt wird es lebendig, die Regimenter formieren sich zum Marsch. Wohin soll es gehen? Nach Mainz ruft sie die Pflicht. Dort sitzen die Franzosen noch fest, denn was bisher von Belagerungsarbeit geschehen, war ohne Erfolg geblieben. Wie dürfen da die Scharen, welche Frankfurt dem Feinde abgerungen haben, müßig liegen bleiben? Mit klingendem Spiel ziehen sie von dannen, der König voran.

Wo sind die beiden Prinzen? Wir vermissen sie im Zug. O, für sie ist es jetzt wohl nicht Zeit, ins Feld zu ziehen, sie haben ihre Gedanken jetzt wohl auf andere Dinge als auf das Kriegshandwerk! Wenige Wochen sind es ja erst, daß sie der bräutlichen Liebe ihr Herz erschlossen haben, daß ihnen die Maienzeit des Lebens aufgegangen ist.

Aber sieh, da kommen sie gesprengt und jagen hinter der Armee drein, daß die Funken stieben. Mit wie süßen Banden auch die Liebe sie umschlungen hielt, das Vaterland hat höheres Anrecht auf die Söhne des Landesvaters. Nur Abschied haben sie genommen von den holden Bräuten, und diese haben mit tapferem Mut die Scheidenden gesegnet, Luise zumal, die sich den Prinzen in einer Seelengröße zeigte, daß sie ihnen wie eine Heilige erschien.

Durch den Zuzug des Frankfurter Heeres verstärkt ging das Belagerungscorps mit neuem Eifer an die Arbeit der Blokkade, und den Franzosen fing es in der engen Feste an schwül ums Herz herum zu werden.

Kronprinz Friedrich Wilhelm, welcher die Reserve des von General Kalkreuth geführten Truppenteils befehligte, bekam seinen Standort in der Nähe von Ober-Ingelheim. Vor der Hand gab es für ihn nicht allzuharte Arbeit, und es war durchaus nicht nach seinem Wunsch, so in den Hintergrund gedrängt zu sein. Er dürstete nach Thaten, das in ihm aufgegangene neue Leben reckte und streckte sich nach Äußerung der in ihm liegenden Kraft.

Wir finden ihn eines Tages in seinem Zelt an dem höchst einfachen, aus rohen Brettern zusammengezimmerten Tisch sitzend und schreibend. Es ist keine militärische Arbeit, die ihn beschäftigt, er schreibt vielmehr einen Brief an seine Großtante, Elisabeth Christiane, die Witwe Friedrichs des Großen, an der sein Herz in hoher Verehrung und inbrünstiger Liebe hing.

„Die unfreiwillige Muße, zu welcher ich hier vor Mainz gegenwärtig verdammt bin, giebt mir Gelegenheit, mich mit Ew. Liebden zu unterhalten und der teuren Großtante mein Herz auszuschütten. Ach, dieses mein Herz ist ja zum Überlaufen voll, ich weiß mich vor Glückseligkeit nicht zu lassen. Mir hat der Himmel ein Geschenk zugeworfen, für welches ich ihm alle Tage auf den Knieen danke, hochbeglückt und doch

zugleich tief beschämt, denn wenn ich mein Herz frage: Herz, bist du ihrer würdig? so antwortet es: Nein. Ich habe ein Wesen gefunden, welches Gott der Herr für mich geschaffen und bestimmt hat — das sehe ich aus der Art, wie er es mich hat finden lassen. Luise heißet dieses Wesen, der Inbegriff aller weiblichen Schöne, aller menschlichen Vollkommenheit. Meine Seele thut sich weit auf gegen sie, wie eine Lilie, wenn die Sonne kommt; die Sonne meines Lebens ist mir in ihr aufgegangen. Aber nicht verliebte Sentimentalität, nicht zügellose Schwärmerei ist es, was mein Inneres durchglüht, ach nein, es ist ein tiefer Ernst in meinem Empfinden, denn in die Liebe mischt sich eine tiefe Scheu, und immer wandelt es mich in ihrer Nähe wie Ehrfurcht und Andacht an. Sonst ist es doch so: je näher man einem Menschen tritt, je tiefere Blicke man in sein Herz thut, desto mehr verblaßt der Heiligenschein, den die Entfernung um sein Haupt wob: es treten die mancherlei menschlichen Schwächen und Gebrechen des Menschen an den Tag und decken über unsere Verehrung einen Wolkenschleier. Bei meiner Luise ist es gerade umgekehrt: je länger ich in dieses Herz schaue, desto tiefere Tiefen erschließen sich, desto reichere Goldadern blitzen auf, desto schöner und herrlicher erscheint sie mir, desto reiner und heiliger wird sie, als hätte an diesem Menschengebild die Sünde keine Macht. Und nun hören Ew. Liebden: ihre Augen sind mir schon gefolgt, ehe sie mich noch gekannt, ehe ich noch an sie gedacht; ihr Herz hat sich zu mir geneigt, da sie vernommen, was ich in dem Feld gethan. Ach, die Gute hat ja alles viel größer gesehen, als es gewesen ist, denn es ist uns bei dem unglücklichen Feldzug in Frankreich leider wenig Gelegenheit gegeben worden, uns auszuzeichnen; aber daß sie mit ihrem Herzen und Gedanken hinter mir dreingegangen ist, ohne daß ich es ahnte, das erhebt meine Seele in Entzücken und stimmt mich zum Dank gegen

Gott. „Ich bin stolz auf dich," sagte sie mir beim Abschied, und dieser Stolz giebt meiner Liebe eine noch größere Tiefe, meinem Herzen eine noch heißere Glut. Als ich diese Worte aus ihrem Munde vernahm, fühlte ich eine Schamröte in meine Wangen steigen, und es sprach in mir: „Ach, dieser Stolz kommt zu früh; aber du sollst es nicht umsonst gesagt haben, das soll mein ernstestes Bestreben sein, daß deine Worte Wahrheit werden. So wie ich jetzt bin, bin ich deiner nicht wert, aber ein Gedanke soll von heut an mich beseelen: deiner wert zu werden. Und wenn man dann im Heer und Lande sagt: der Kronprinz hat sich wacker gehalten, dann will ich vor dich hintreten und diesen Ruhm als Morgengabe dir zu Füßen legen, obwohl es eigentlich keine Gabe ist, was ich dir bringe, denn von dir habe ich's ja erst empfangen!" — Ach, teuerste Großtante, was ist es doch um die Liebe für ein großes Ding! Sie ist in Wahrheit eine Himmelstochter, denn sie läutert, sie heiligt, sie verklärt, sie hebt den Menschen über sich selbst hinaus, und ich verstehe jetzt erst recht, was der Apostel mit der himmlischen Gesinnung meint. Mir ist, als flösse neues Blut durch meine Adern, meine Gedanken nehmen einen höheren Flug, meine Empfindungen gehen mehr in die Tiefe, mein Mut hat neue Sehnen bekommen, und in den Fingern juckt es mir nach Thaten. Beglückwünschen mich Ew. Liebden, daß die Sonne meines Lebens niemals ihren Schein verliere, sondern mir den Pfad beleuchte bis ans letzte Ende.

O, ich habe meine Gedanken wohl recht kraus und ungeordnet zu Papier gebracht, aber Ew. Liebden werden Nachsicht haben mit einem Menschen, den das neue, ungewohnte Glück ein wenig aus dem Gleichgewicht gebracht hat. Ich befehle Ew. Liebden dem Schutze des Allmächtigen!

Ober-Ingelheim, den 2. April 1793.

Friedrich Wilhelm."

Der Schreiber wurde beim Versiegeln des Briefs durch heftigen Kanonendonner von seinem Stuhl emporgescheucht und eilte in freudiger Erwartung hinaus. Aber ruhig blieb's im Lager, es war nur ein Zwiegespräch zwischen den preußischen und französischen Feuerschlünden, bei welchem weiter nichts herauskam als ein paar Löcher hüben und drüben. Und so ging es Tag für Tag, Woche für Woche, so daß dem Ungestüm des Kronprinzen die Zeit sehr lang ward.

* * *

In dem landgräflichen Schloß zu Darmstadt ging es um die Mitte des April außerordentlich lebhaft zu. Im Schweiß seines Angesichts hantierte alles, was zur Dienerschaft gehörte, nebst herzugezogenen Handwerksmeistern in den Gemächern, um diesen ein festliches Aussehen zu geben, und der Hofmarschall kommandierte vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht mit heiserer Stimme in dem Schloß herum. Es galt eine Feier, wie sie das alte, mächtige, weitläufige Gebäu noch nie gesehen; der landgräfliche Prunk reichte diesmal nicht hin, er mußte auf königlichen Fuß hinaufgeschroben werden, denn einen König sollte der Landgrafensitz beherbergen und zwei königliche Prinzen, nicht zum gewöhnlichen Besuch, sondern in einer viel, viel wichtigeren Angelegenheit.

Der Glanzpunkt aller Ausschmückung war der Rittersaal, welchen der Erfindungsgeist und Schönheitssinn des Hofmarschalls in einen wahren Feeenpalast gewandelt hatte.

Am Nachmittag des 20. April war ganz Darmstadt auf den Füßen und im Festgewand. Alles drängte sich nach dem Thor, vor welchem der Rat in seiner Amtstracht und zweimal zwölf Jungfrauen in weißen Gewändern der Dinge harrten, die da kommen sollten.

Von den Türmen hatte eben die dritte Nachmittagsstunde geschlagen, als in der Ferne aufwirbelnder Staub sichtbar ward. Durch die Massen ging eine Bewegung und dumpfes Getöse. Eine Abteilung der landgräflichen Leibgarde sprengte daher und drängte das Volk zu beiden Seiten zurück. Die Ratsherren und Jungfräulein ordneten sich, und kaum war die Aufstellung beendet, da naheten drei fürstliche Equipagen, von je vier schwarzen Rossen gezogen.

Ein dröhnendes Hurrah empfing den ersten Wagen, in welchem ein jugendliches Paar saß. Das Jauchzen wiederholte sich bei der Annäherung des zweiten Wagens, welcher ein zweites Brautpaar führte, und loderte zum dritten Mal empor, als in dem letzten Gefährt der Landgraf Ludwig und die verwitwete Landgräfin erschien.

Am Thor machte der Zug Halt. Die Jungfrauen umringten die beiden vordersten Wagen und stimmten den Choral an: In allen meinen Thaten, worauf der Rat sich nahte und der erste Bürgermeister die hohen Paare mit feierlicher Anrede begrüßte.

Nachdem die Angeredeten ihm mit kurzen, herzlichen Worten gedankt, zogen die Rosse wieder an, und unter nicht enden wollendem Vivatgeschrei des Volks fuhren die Wagen, von Blumen übersät, langsam in den Schloßhof ein.

Es war ein Festtag für die Darmstädter. Die Werkstätten standen meistens leer, desto voller saßen die Trinkstuben, denn es war viel zu besprechen — auch am folgenden Tage noch, denn da gab es neue Augenweide: noch andere Karossen kamen dahergerollt, und man erfuhr, daß die Frau Herzogin Charlotte von Sachsen-Hildburghausen nebst deren Schwester Therese, der Fürstin von Thurn und Taxis erschienen sei. — Wann wird der König kommen? fragte es nun allgemein, und da es hieß: er kann jede Stunde eintreffen, so konnten die guten Darm-

städter auch jetzt noch nicht an ihre Werkeltagsarbeit denken: den König mußten sie erst sehen.

Dieser spannte aber ihre Geduld auf eine harte Probe: erst am dritten Tage rollte ein sechsspänniger Wagen daher, und die Darmstädter Bürgerschaft hatte Gelegenheit, den vielgenannten Monarchen sich in nächster Nähe zu betrachten, denn er hatte das Verdeck niedergelassen und fuhr, nach allen Seiten freundlich grüßend, in langsamem Schritt durch die Straßen.

Der folgende Tag, der 24. April, begann mit einem hellen, klaren Sonnenaufgang, und wie im Zauberlicht erglänzte in dem landgräflichen Schloß der Rittersaal, welchem heute etwas Seltsames widerfuhr. In glänzenden Uniformen füllten die Hofbeamten und Generäle, in blendendem Weiß der weibliche Hofstaat den Hintergrund des großen Raumes, in feierlicher Stille derer wartend, um deretwillen sich das Schloß in festliches Gewand gehüllt hatte.

Schlag 10 Uhr öffneten sich die gegenüberliegenden Flügelthüren, und herein traten zwei Brautpaare, deren Mienen und Gebärden tiefste Herzbewegung spiegelten. Ihnen folgte Landgraf Ludwig mit seiner Gemahlin und der Landgräfin Witwe, die Herzogin von Hildburghausen, die Fürstin von Thurn und Taxis und dann, über alle hinwegragend, die mächtige, imponierende Gestalt des Königs von Preußen.

Vor einem in der Mitte des Saals stehenden, von Blumen und Myrtenbäumen umgebenen Tisch nahm man Aufstellung, und der König begann mit kräftiger, wohltönender Stimme: „Gelobt sei Gott, der Herrscher aller Welten, der Lenker aller Herzen, der Ordner alles menschlichen Geschicks. Ihm gebühret heut der erste Blick, das erste Wort des Danks, denn er hat Großes an uns gethan, deß sind wir fröhlich. Er hat dem Stamm der Hohenzollern zwei junge, frische Triebe eingepflanzt, auf welche unser Haus mit froher Hoffnung blickt.

Nicht Fremde sind es, die ihr euch erkoren, meine Söhne. Drunten im Park steht unter Cypressenschatten die Urne der Mutter unseres lieben Landgrafen, der unvergeßlichen Karoline Luise, von welcher Wieland der Dichter das Wort gesprochen: „Sie sollte Königin von Europa sein, wenn ich König der Schicksale wäre“; die Hand Friedrichs des Großen hat dies Monument der Frau geweiht, welche er seiner Freundschaft wert achtete, und ihr Andenken hat er geehrt durch die sinnvolle, treffende Inschrift: Sexu femina, ingenio vir.*) Hier also, wo wir jetzt versammelt sind, hat auch er gestanden, der größte aller Kronenträger, Friedrich der Einzige. — Aber noch mehr,“ fuhr der König fort, und seinen Mund umschwebte ein feines Lächeln: „es ist das erlauchte Haus eines geborenen Preußen, aus welchem ihr, meine teuren Söhne, die Bräute heimführt. Ich meine das im eigentlichsten Sinn, denn in Prenzlau war es, unserer Stadt, allwo dem weiland königlich preußischen General-Lieutenant ein Sohn geboren ward, der hernach als Ludwig X. den landgräflichen Thron von Hessen bestieg. — O seid gesegnet, ihr holden Bräute meiner Söhne! Es erblühe euch an der Seite eurer Gatten ein ungetrübtes Glück! Reicht eure Hände her und empfangt aus meiner Hand das Sinnbild ewiger Treue!“

Die beiden Paare traten herzu und erhielten von dem königlichen Vater die goldenen Fingerreife, knieeten dann vor ihm nieder und fühlten seine segnenden Hände warm auf ihrem Haupt.

Einen Augenblick herrschte tiefes feierliches Schweigen in der Versammlung, man konnte die Atemzüge der bewegten Herzen hören; dann traten die übrigen Verwandten glückwünschend herzu, und der Hofstaat machte den Beschluß. —

---

*) Dem Geschlecht nach ein Weib, dem Geist nach ein Mann.

Drunten im Schloßpark unter dem Schatten dunkler Cypressen stand am Abend desselben Tages vor der weißen Marmorurne der verewigten Freundin Friedrichs des Großen ein junges Paar: Friedrich Wilhelm und Luise. Sie hatten die Hände in einander gelegt und sahen sich in tiefem Schweigen an. Der Friede der heiligen Stätte umwehte sie, ihre Herzen gingen auf in sprachloser Andacht und legten sich dann an einander, um sich noch einmal zu sagen: Getreu bis in den Tod! — In dem Augenblick stahl sich durch das Dunkel der Cypressen ein feuerfarbener Strahl der untergehenden Sonne und zitterte auf den Häuptern der Liebenden wie warmer, segnender Gottesodem.

Achtes Kapitel.

Eine kostbare Morgengabe.

„Laß uns ins Freie gehen, Luise!" sagte eines Morgens zu Anfang des Mai Prinzeß Friederike zu der Schwester. „Mir ist so bange und beklommen hier im Zimmer: die ganze Nacht bin ich von bösen Träumen übel geplagt worden."

„Ich folge dir gern," versetzte Luise und suchte sofort nach einer Umhüllung.

Eiligen Schrittes strebten die beiden Prinzessinnen dem Rheinthor zu, um nur erst aus der Häuser drückenden Enge herauszukommen, und begaben sich dann nach dem nahe gelegenen Föhrenwald, welcher der einförmigen Umgebung von Darmstadt einigen Reiz und Wechsel verlieh.

Stiller Friede wehte sie hier an. Geschäftig klopfte der Specht an der Rinde nach einem Imbiß, muntere Eichkätzchen

tändelten mit einander im Gezweig, hier und da stand in der Ferne ein Reh und fragte mit seinen klugen Augen, was die Menschen schon so früh in ihre Stille störend einbrächen.

Schweigend schritten die beiden Schwestern neben einander unter dem grünen Laubdach dahin, bis endlich Friederike die Bemerkung machte: „Ach, mir wird es unheimlich in dieser Stille! Komm, laß uns aus dem Wald heraustreten und die Höhe besteigen. Man hat da einen freieren Blick, und die frischere Luft macht einem vielleicht das Herz leichter.“

„Wie du willst, Schwester,“ antwortete Luise gelassen und folgte der Voraneilenden.

Unweit des Waldes machte die Gegend einen schwachen Versuch zu einer Erhöhung, von wo man einigen Fernblick hatte. Oben angekommen, sagte Prinzeß Friederike, indem sie den Hut vom Kopf riß: „Weißt du, Luise, wie mir ist? So wie es einem Menschen zu Mute sein muß, der in Fieberhitze glühend plötzlich mit eiskaltem Wasser begossen wird. Es war doch ein gar zu jäher Wechsel des Geschicks! Eine Soldatenbraut zu sein, es ist ein neidenswerter Vorzug, aber das Glück ist immer mit Angst gemischt. Zwei Tage währte der Sonnenschein unserer Wonne, dann hieß es schon: Es muß geschieden sein. Und nun? Ach, ich finde in keiner Nacht den Schlummer: der Kanonendonner, den wir seit acht Tagen von Mainz her vernehmen, durchbebt mich und benimmt mir den Atem. Wer sagt uns, wie es mit den Geliebten steht?!“

„Sei nicht undankbar gegen Gott!“ unterbrach Luise die Schwester. „Haben wir nicht schon zu wiederholten Malen Botschaft von den Prinzen empfangen? Und hatte diese Botschaft nicht immer einen beruhigenden Inhalt?“

„Gewiß,“ versetzte Friederike, „ich habe nie vergessen, Gott zu danken für seine gnädige Bewahrung; aber es war immer eine Freude mit Zittern, denn ich sagte mir: Seitdem

der Bote aus dem Lager fort ist, was kann inzwischen geschehen sein!"

Luise lächelte trüb. „Ja freilich, wenn wir bedenken, was alles geschehen kann, so können wir die gegenwärtige Freude niemals voll genießen, denn auf jedem Schritt gähnt neben unserm Fuß eine offene Grube; mitten in dem Leben sind wir von dem Tod umfangen. Um ein ruhiges, getrostes Herz zu haben in all dieser Lebensgefahr, muß man die Augen aufwärts kehren und sich in kindlichem Vertrauen an die Hand dessen halten, der alle unsere Schicksale ordnet und ohne dessen Willen kein Haar von unserm Haupte fällt. Friederike, laß uns nicht klagen und verzagen, als wäre der liebe Herrgott gestorben, laß uns vielmehr fest werden im Gottvertrauen und betend an die Himmelspforte klopfen: unsere Gebete werden eine Schutzwehr um die Teuern sein, besser als ein Panzer von Stahl. Bedenke doch auch: unsere Verlobten haben sich nicht eigenwillig in Gefahr begeben, sie folgen dem Gebot des Vaterlands, sie stehen in dem Dienst einer heiligen Pflicht."

Friederikens Brust entrang sich ein tiefer Seufzer. Sie wollte etwas erwidern, aber die Stimme versagte ihr, und ihre Augen hafteten am Boden. Luise sagte auch nichts mehr; ihre Blicke folgten den Wolken, die nach Norden zogen, und ihr Herz bestellte ihnen ihre Grüße an den, den ihre Seele liebte.

Plötzlich fuhr sie empor. „Was ist das dort? Eine Staubwolke auf der Landstraße!"

Die Prinzessinnen deckten die flache Hand über die Augen und starrten mit Anstrengung aller Sehkraft in die Ferne — da erkannten sie bald aus dem Staubwirbel heraus die Gestalt eines Reiters.

„Das ist ein Bote von Frankfurt!" rief Luise stürmisch und zog die Schwester hinter sich drein auf dem schmalen Feldrain, der in gerader Linie zur Landstraße führte.

Der Reiter bemerkte im Näherkommen die beiden eilenden Gestalten und zügelte des Rosses Sturmschritt. Als er auf hundert Schritt heran war, schwenkte er grüßend den Hut und rief aus Leibeskräften: „Viktoria! Mainz ist genommen!“

Ehe noch die Prinzessinnen sich von dem freudigen Schreck erholen konnten, war der Kurier bei ihnen und reichte ein Billet vom Pferd herunter. „Se. Majestät der König sendet dieses den durchlauchtigsten Prinzessinnen und lässet Hochdenselben Seinen Gruß entbieten.“

„Ist alles wohlauf?“ fragte Prinzeß Friederike mit fliegendem Atem.

„Alles wohlauf,“ bestätigte der Kurier.

Luise hatte inzwischen das Schreiben geöffnet und mit schnellem Blick den Inhalt überflogen. „Du bist ein guter Bote!“ sagte sie mit strahlenden Augen zu dem Reiter hinauf. „Reit' nur voran und laß dir geben, was dich erquicken mag, den übrigen Lohn sollst du aus unserer Hand empfangen.“

Der Kurier grüßte ehrerbietig und sprengte von dannen.

Jetzt fiel Luise der Schwester um den Hals und weinte laut und jauchzte dazwischen. „O wie hat es Gott verstanden, unser Grämen zu beschämen! Höre zu, Friederike, was der König schreibt. „Meine geliebten Töchter! Mainz ist unser, der Feind hat sich nach hartem Kampf ergeben! Es ist viel edles Blut geflossen und viel edle Waffenthat geschehen. Die beiden Prinzen, unsere lieben Söhne, haben sich wacker gehalten, sonderlich der Kronprinz. Er hat sich unverwelklichen Ruhm der Tapferkeit erworben. An der Spitze des ersten Bataillons vom Regiment Bork erstürmte er das Dorf Kostheim auf dem rechten Rheinufer, der Festung gegenüber. Er trieb nach heißer Gegenwehr die Franzosen aus dem Ort, nahm die dahinter aufgeworfenen Schanzen, erbeutete eine feindliche Kanone und machte viele Gefangene. An der Spitze des zweiten

Bataillons nachrückend, habe ich dem braven Kämpfer zugesehen und ihn auf der erstürmten Schanze an meine Brust gedrückt."

Prinzeß Friederike griff hastig nach dem Brief, um die Meldung des Königs mit eigenen Augen zu sehen. Währenddessen gingen Luisens Augen gen Himmel und ihr Herz sandte in unausgesprochenen Worten ihren Dank zu dem empor, der ihr Vertrauen so über Bitten und Verstehen gesegnet. —

Nach zwei Stunden ritt aus dem Thor von Darmstadt ein Eilbote die Straße nach Mainz dahin, daß die Funken stoben. Er machte ein seelenvergnügtes Gesicht und sagte vor sich hin: „Glück auf, Stephan! Wenn's alle Woche einmal solch einen Ritt gäbe, hernach wär' ich bald ein gemachter Mann und hätt's nimmer mehr nötig, im Sattel zu hocken." — — —

Etliche Tage später stand an der Urne der verewigten Landgräfin Karoline Luise abermals ein junges Paar, die Hände ineinandergelegt. Tiefe Stille herrschte rings umher, nur in dem nahen Fliedergesträuch zwitscherte ein Hänfling von Lenz und Liebe.

„Es drängte mich in die Stille," sagte die Braut, Prinzeß Luise, „es zog mich zu der heiligen Stätte, die unsere Gelübde vernommen. Hier muß ich dir sagen, was mein Herz empfindet, muß dir wiederholen, daß ich stolz bin auf dich. Ich war es ja von Anfang an, jetzt aber hast du dich erst recht als deiner Väter würdig erwiesen, und jetzt danke ich zwiefach meinem Gott, daß ich dir gehören darf."

Der Kronprinz sah bewegt zur Erde. „O, wie deine Engelsgüte die Sache umzukehren versteht! Was habe ich denn gethan? Ich habe dir bisher noch keine Morgengabe bringen können und mich geschämt, mit leerer Hand vor dir zu erscheinen. O nimm das wenige, was ich geleistet habe, als Angeld

auf die Morgengabe, damit ich dich erkaufen, damit ich deiner würdig werden will."

Luisen gingen die Augen über, und ihre Antwort war ein langer, schweigender Kuß. —

Sonnige, wonnige Tage folgten nun den beiden Paaren. Über die herrliche Bergstraße fuhren sie dahin nach dem Paradies des deutschen Südens, nach Heidelberg, und tranken sich satt an der würzigen Lenzesluft.

Als die Prinzen darauf ins Feld zurückkehrten, schieden sie nicht eher, als bis sie von den Bräuten das Versprechen eines Besuchs im Lager erhalten hatten. — —

In Bodenheim, wohin seit dem 15. Mai das Hauptquartier verlegt worden war, ging's lebhaft zu. Die Truppen machten sich nach den bisher ausgestandenen Strapazen einen guten Tag. Hier zechten sie an Tischen, von Marketendern bedient, dort schwenkten sie zu den Tönen einer Fidel herzugelaufene Dirnen im Tanz, dort hockten sie an Trommeln und versuchten ihr Heil im Glücksspiel.

Vor einem der Zelte saßen zwei junge Männer im Gespräch mit einander. Der eine war schön wie der Tag, der andere häßlich wie die Nacht.

„Du bist ein Glückspilz, Robert," sagte der Schöne. „Ich hätte gleich zehn Flaschen Champagner drum gegeben, wär' ich vor einer Stunde an deiner Seite gewesen. Hoffentlich aber krieg' ich die Prinzessinnen auch noch zu Gesicht."

„Sagtest du nicht, Wolfgang, deine Mutter habe sie bei Gelegenheit der letzten beiden Kaiserkrönungen in ihrem Haus beherbergt?" fragte der Häßliche, ein Dragonerrittmeister.

„Allerdings!" versetzte der andere, in welchem wir dem Leser keinen Geringeren vorstellen als Wolfgang v. Goethe, den Dichterfürsten, der in Begleitung des Herzogs von Weimar

die ganze Campagne mitgemacht hatte. „Was mir meine Mutter von ihnen erzählt hat, hat meine Begierde, sie zu sehen, auf das höchste gespannt.“

„Da kommen sie!“ rief der Rittmeister plötzlich. „Wahrhaftig, das sind sie! Ziehen wir uns in das Zelt zurück, da können wir sie in aller Gemächlichkeit betrachten.“

Die beiden Männer verbargen sich hinter der Leinwand und warteten. Es dauerte nicht gar lange, da kamen in Begleitung der alten Landgräfin die beiden mecklenburgischen Prinzessinnen ganz dicht vorüber, und zwar so langsamen Schritts, daß Goethe die Augen gründlich voll nehmen und sich satt sehen konnte.

Als sie vorüber waren, packte der Rittmeister seinen Freund am Arm. „Nun, was sagst du, Wolfgang?“

Goethe wischte sich die Augen und schaute träumerisch vor sich hin. „Sind das menschliche Gebilde? Sind das Kreaturen von Fleisch und Bein? O, wie himmlische Erscheinungen haben sie meine Augen geblendet. Wer sie besitzt, der muß den Himmel auf Erden haben.“

Ähnlich wie der Dichter äußerte sich das ganze Heer. Selbst die gemeinen Soldaten starrten verblüfft in diese zwei Sonnen, und überall, wohin sie traten, schwieg der Lärm, verstummte die Roheit des Lagerlebens, beugte sich der niedrigste Sinn vor der Gewalt menschlicher Schönheit und Holdseligkeit.

Neuntes Kapitel.

Zum häuslichen Herd.

Das Christfest war nahe. Im Lustgarten und auf dem Schloßplatz von Berlin war der Weihnachtsmarkt aufgebaut, und fröhliches, buntfarbiges Leben bewegte sich durch die Reihen der glitzernden Kaufbuden. Aber auch sonst war in den Straßen regeres Treiben denn sonst. Unter den Linden, an der Stelle, wo später das Reiterstandbild Friedrichs des Großen sich erhob, wuchs unter den Händen geschäftiger Werkleute ein mächtiges Gerüst empor, und ein Wagen nach dem andern brachte Tannenreisig und anderes Grün herzu, mit welchem man das Gerüst zu umkleiden begann. Auch in der Wilhelms- und Leipzigerstraße bis zum Potsdamer Thor sah man ähnliche Vorkehrungen treffen.

Was sollte das bedeuten? Kehrte der König mit seinen Truppen aus dem Feldzug heim? Nein, der Rheinkrieg war bereits beendet. Nach dem Sieg bei Pirmasens am 14. September, wo der Feind 4000 Tote, 2000 Gefangene und 98 Kanonen verloren, hatte Friedrich Wilhelm II. seine kriegerische Ehre wiederhergestellt erachtet und war nach Berlin zurückgeeilt, um die in Polen ausgebrochenen Wirren durch persönliches Einschreiten zu lösen, und am 8. Dezember waren ihm die beiden Prinzen nachgekommen.

Es galt den Empfang anderer hoher Gäste, man rüstete sich zur Einholung der beiden prinzlichen Bräute.

Es war am Nachmittag des 21. Dezember, als die Prinzen Friedrich Wilhelm und Ludwig in sausendem Galopp durch den Wald von grünem Laubgewinde zum Thor hinausfuhren, den Erwarteten entgegen, um dieselben zuerst in der Stadt zu begrüßen, wo die Steine von dem Ruhme Friedrichs des Großen predigten: in Potsdam.

Abends 6 Uhr begannen sämtliche Glocken zu läuten, und geführt von einer berittenen Schar in preußischen und mecklenburgischen Farben zogen die bräutlichen Prinzessinnen mit ihrem Bruder Georg und der Großmutter durch die am Brandenburger Thor errichtete Ehrenpforte in die Stadt herein. Sechzehn Postillone brachten ihnen mit ihren Hörnern den ersten Willkomm, dann ging der Zug, dem sich das stattlich ausstaffierte, berittene Schlächtergewerk anschloß, durch die von Fackellicht fast tageshellen Straßen und durch das ununterbrochene Jubelgeschrei des Volks nach dem Schloß, in dessen großem Saal die Bräute den Verlobten an die Brust sanken.

Der 22. Dezember war ein heller, schöner Wintertag. Schon vom frühen Morgen an war Berlin im festlichen Schmuck und strömte zum Potsdamer Thor hinaus bis nach dem eine halbe Meile entfernten Dorf Schöneberg.

Um die Mittagsstunde erschienen die Prinzen Friedrich Wilhelm und Ludwig, welche den Bräuten vorausgeritten waren, um sie daheim im Schloß ihrer Väter zu empfangen. In Schöneberg sammelten sich die Gilden und Gewerkschaften Berlins, um im geordneten Aufzug dem Wagen der Prinzessinnen Bräute voraufzuziehen. An die Spitze stellten sich vierzig blasende Postillone, von sechs Postsekretären geführt. Ihnen folgte die Gilde der Frachtfuhrleute in hellblauen Kitteln, das Schlächtergewerk in veilchenblauen Röcken, die Schützengilde, grün mit Pfirsichblütenfarbe, ein Fähnlein Berliner Bürgersöhne in Rittertracht, behelmt und umharnischt, zuletzt die Gilde der Kaufherren in blauen Röcken mit kirschroten Schärpen. Diese alle stellten sich auf der linken Seite der Chaussee auf. Ihnen gegenüber ordnete sich ein Trupp des königlichen Garde du Corps in großer Uniform als Gefolge der königlichen Cavaliere, welche nach alter Sitte unmittelbar vor dem Galawagen herreiten sollten.

Als der Kommandierende der Garde sich anschickte, seine näheren Dispositionen zu treffen, ritten zwei Abgesandte der Gilden an ihn heran und forderten für die Schlächter- und Kaufmannsgilde die Ehre, die nächsten vor dem Brautwagen zu sein.

Der Oberst maß sie mit fremdem Blick. „Was kommt Ihnen bei, meine Herren? Ist Ihnen die althergebrachte Hofsitte nicht bekannt?“

„Hofsitte hin, Hofsitte her!“ polterte der Innungsmeister des Schlächtergewerks heraus. „Holen wir denn die Kammerherren ein, oder die Prinzessinnen Bräute?“

Der Offizier geriet in Zorn und wies das Ansinnen barsch ab.

Inzwischen hatten sich eine Menge Neugieriger gesammelt, die fielen dem Schlächter zu, und es entstand ein allgemeiner Tumult, der eine bedenkliche Wendung zu nehmen drohte, als es dem herzugesprengten kronprinzlichen Hofmarschall v. Massow gelang, durch gütliches Zureden den Oberst zum Nachgeben zu bewegen. —

Nicht lange, nachdem der Seiger auf dem Schöneberger Kirchturm Eins geschlagen hatte, erhob sich in dem vordersten Volkshaufen ein lautes Freudengeschrei: die königlichen Wagen, von einem Ehrengeleit geführt, kamen in Sicht.

Zu beiden Seiten der Landstraße entblößten sich die Degen, und während nun dem Brautwagen ein neues Gespann von acht Pferden des königlichen Marstalls vorgelegt wurde, defilierten die berittenen Corps in streng militärischer Ordnung vorüber, während die Führer derselben entblößten Hauptes sich den Prinzessinnen mit der Bitte naheten, ihnen den Weg zur Residenz zeigen zu dürfen.

Nun setzte sich der imposante Zug in Bewegung und erreichte nach einer Stunde das Potsdamer Thor von Berlin, vor welchem der Rat die Einziehenden im Namen der Stadt willkommen hieß.

In der Leipzigerstraße bis zur Ecke der Wilhelmsstraße bildeten vier Kompagnieen der Berliner Bürgerbrigade Spalier und ließen unter Trompeten- und Posaunenhall ihre Fahnen wehen, während das dahinter Kopf an Kopf stehende und aus allen Fenstern dicht gedrängt schauende Volk in ein endloses Jubelgetön ausbrach. — Aller Augen waren auf den vordersten Wagen gerichtet, in welchem man der Oberhofmeisterin Gräfin v. Voß und der Gräfin v. Brühl gegenüber die beiden jugendlichen Gestalten bemerkte, von deren seltener Schönheit das Gerücht bereits nach Berlin gedrungen war. Aus dem Ton des Vivatrufens war's herauszuhören, daß man sich in seinen Erwartungen nicht getäuscht sah. Die beiden folgenden Familienwagen, welche den Vater, den Bruder und die Großmutter der fürstlichen Bräute enthielten, erfreuten sich zufolge der vom Brautwagen ausgehenden magnetischen Kraft nur verhältnismäßig geringer Beachtung. Sie hatten noch kein Wort gesprochen, die beiden Gefeierten, sie hatten sich nur gezeigt mit dem Antlitz von engelhafter Schöne, mit den Augen von sonnenhaftem Glanz, da war's schon um das Volk geschehen, da mußten die Herzen schon zu ihnen hin, und ihr erster Eintritt gestaltete sich zu einem Sieges- und Triumphzug.

Bis zur Mündung der Wilhelmsstraße in die Linden salutierten die übrigen zweiundzwanzig Kompagnieen der Bürgerwehr, bis der Zug an dem Punkt angekommen war, an welchem alle Pracht des Festes ihren Gipfelpunkt erstieg: dort, wo unter den Linden gegenüber dem Palais des Prinzen Heinrich die große Ehrenpforte stand, eine Schöpfung, von Meisterhand hervorgebracht. Über dem mittleren und größten der drei Portale schwebte frei ein doppelter Myrtenkranz von frischen, blühenden Zweigen. In dem von acht korinthischen, blumenumwundenen Säulen getragenen Vordergiebel stand mit weithin sichtbaren Buchstaben die Inschrift: „Freude des getreuen

Volks“; unter derselben umschwebten die lieblichen Gestalten von Amoretten den Gott der Ehe, und zu beiden Seiten des Vorbaus duftete ein Rauchaltar süßen Geruch zum Himmel empor. Auch den beiden blütenprangenden Seitenportalen fehlte der Bildschmuck nicht: zur Linken legte Hymen zwei Myrtenkränze auf dem Altar Preußens nieder, zur Rechten pflanzte die Schutzgöttin Berlins einen Rebstock. — Im Vordergrund dieser Ehrenpforte bot sich ein neues, farbenprächtiges Bild den Augen dar: vierundvierzig Mägdlein in weißen Gewändern mit rosenroten Bändern und frischen Blumenkränzen versinnbildlichten neben dreißig in Maiengrün gekleideten Knaben die Unschuld, die Freude und die Hoffnung.

Eines der Mädchen nahte sich dem bräutlichen Wagen und sagte ein Gedicht auf, welches sie, auf rosenfarbenes Papier geschrieben, danach der Verlobten des Kronprinzen überreichte. Das Kind sprach mit solch einer lieblichen Natürlichkeit und warmen Treuherzigkeit, daß Luise, von ihrem Gefühl dahingenommen, sich zu der Kleinen herniederbeugte und sie herzend zu sich hinaufzog.

Der Oberhofmeisterin entfuhr ein Ton, der sich nicht aufs Papier bringen läßt, und als Prinzeß Luise über das beglückte Kind hinweg die Augen zu ihr wendete, sah sie in ein von Schrecken und Entsetzen erstarrtes Gesicht und vernahm die jäh hervorgestoßenen Worte: „Mein Gott, was haben Eure hochfürstliche Durchlaucht gethan! Das ist ja gegen alle Etikette!“

Luise erschrak in dem Gefühl, etwas Ungeschicktes begangen zu haben. Groß und fragend gingen ihre Augen zu der strengen Hüterin eines von Frankreich importierten, steifen Hofceremoniells hin, und mit einer Stimme, in welcher kindliche Unbefangenheit und ängstliche Scheu sich mischten, fragte sie: „Wie, darf ich das nicht mehr thun?“ —

Die Vertreterin höfischer Förmlichkeit machte ihr einen harten Vorwurf, ein Blick aber auf die versammelte Menge sagte ihr: So hast du's recht gemacht, und die stillen, thränenden Augen der Umstehenden waren ihr eine schönere Ovation als ein lautes, schmetterndes Vivat.

Nach diesem Zwischenfall ging es durch die von den Berliner Gewerken gebildete Gasse am Opernhaus vorüber nach dem Schloß. Von seinem Fenster aus hatte der König den ganzen Zug übersehen und sich von Herzen über die musterhafte Ordnung erfreut. Jetzt gesellte er sich zu den Prinzen und der königlichen Familie, um den einziehenden Bräuten den Willkomm zu bieten und sie nach geschehenem Empfang zur Tafel zu führen.

* * *

Der heilige Christabend des Jahres 1793 sollte für Berlin und ganz Preußen eine besondere Bedeutung erhalten. Der künftige Kronenträger bekam an diesem Tag ein Weihnachtspräsent von unvergleichlichem Wert, und was er selbst bekommen, das schenkte er zugleich dem ganzen Volk: eine Landesmutter, wie sie ein Jahrhundert höchstens einmal sieht.

Um die sechste Abendstunde strömte es von allen Seiten nach dem königlichen Schloß, denn so war es der Wille des Königs, daß das Volk die Freude seines Herrscherhauses teile. Es waren meist Beamte, die sich die Einlaßkarten zu erringen gewußt hatten, und der König war von dieser Wahrnehmung gar nicht erbaut. „Sehet wohl noch nicht genug gestickte Kragen um euch her?“ sagte er. „Ich will auch bürgerliche Hochzeitskleider sehen. Übermorgen, bei der Trauung des Prinzen Ludwig, werden keine Karten ausgegeben und alle zugelassen, die einen ganzen Rock anhaben!“ —

In den Gemächern der Königin waren alle Mitglieder des königlichen Hauses um die Prinzessin Luise versammelt, deren Haupt mit der Diamantenkrone der königlichen Braut geschmückt ward. Wie ein überirdisches Wesen stand sie da, und aller Augen ruhten wie mit einem Bann auf ihr. In allen Farben des Regenbogens strahlte das Geschmeide in der Jungfrau goldenem Haar, aber Prinz Ludwig Ferdinand hatte doch recht, wenn er zu seinem Nachbar heimlich äußerte: „Was sind alle Diamanten gegen diese himmelblauen Augen! Vor deren Glanz erlischt der Schimmer alles Edelgesteins.“ —

Der Zug setzte sich nun in Bewegung nach dem weißen Saal, in dessen Mitte sich ein von Gold und Purpur strahlender Thronhimmel erhob. Vor dem unter dem Baldachin errichteten Altar erwartete der Hofprediger Dr. Sack die Hochzeitsgäste, welche auf den ringsum gestellten rotsammetnen Sesseln Platz nahmen. Der würdige Diener Gottes sprach aus tiefbewegtem Herzen und traf mit seinen Worten allenthalben ins Schwarze, vornehmlich bei dem Brautpaar. Nach einer halben Stunde verkündeten zweiundsiebzig Kanonenschläge dem draußen harrenden Volk, daß Friedrich Wilhelm und Luise nun auf ewig verbunden seien. —

Berlin lag dunkel. Man hatte es sich vorgenommen, die ganze Stadt zu illuminieren, aber es war unterblieben, dem König zu Lieb, der gesagt hatte: „Laßt das, Kinder! Werde mich freuen, wenn das für die Erleuchtung bestimmte Geld zusammengeschossen wird zur Unterstützung für die Witwen und Waisen der im Krieg Gebliebenen.“ Die Fenster der Bürgerhäuser waren also dunkel, aber um so heller leuchteten in thränendem Dank die Augen der Witwen und Waisen, denen der gütige Monarch einen Balsam auf die blutende Wunde zu legen verstanden hatte.

Am andern Tag, dem ersten Festtag, begaben sich die Neuvermählten in das Haus des Herrn, um hier aufs neue ihre Herzen ausströmen zu lassen in frommem Dank und ernstem Gelöbnis, danach zogen sie in ihre eigene Wohnung ein und blieben in der trauten Stille des häuslichen Herdes, um sich für den folgenden Tag zu rüsten, der für Prinz Ludwig und Prinzeß Friederike die Landung in dem Hafen der Ehe bringen sollte.

Dem Befehl Sr. Majestät nachkommend, hatte man diesmal alle Thüren des königlichen Schlosses geöffnet, um hereinzulassen, was nur einen ganzen Rock anhatte. Die Folge war, daß schon eine Stunde vor Beginn der Feier alle Gemächer zum Erdrücken voll waren und der König schließlich ins Gedränge kam. Nur mit Mühe vermochte er seine umfangreiche Gestalt durch die schmale Gasse zu zwängen, welche noch offen war. Zuletzt, in der Nähe des weißen Saales, wollte es gar nicht mehr gehen. Da besinnt er sich kurz: er wendet sich seitwärts, den linken Ellenbogen wie einen Eisbrecher vorstemmend und mit der rechten Hand seine Dame, die Königin Witwe nachziehend. Die Laune war ihm aber dadurch nicht verdorben, im Gegenteil, mit gutmütigem Lächeln rief er in das Gedränge hinein: „Braucht euch nicht zu genieren, Kinder! Der Hochzeitvater darf sich heut nicht breiter machen als die Brautleute.“

Da hat manch einer die Thränen in die Augen bekommen und bei sich gedacht: Gut ist er doch, und wenn man ihn so sieht und hört, da vergißt man ihm das andere.

Zehntes Kapitel.

Die Oberhofmeisterin in Nöten.

Der Hofball war zu Ende, nach allen Seiten fuhren die Karossen durch die Nacht davon.

Zwei von ihnen hielten vor dem kronprinzlichen Palais, einem schlichten, in seiner äußern Erscheinung von dem hohen Rang seiner Bewohner nichts verratenden Gebäu.

Gräfin von Voß, die Oberhofmeisterin, welche dem zweiten Wagen entstieg, geleitete das kronprinzliche Paar bis zu seinen Gemächern und verfügte sich dann mit hastigem Schritt nach ihrem Zimmer.

„Mein Gott, was ist geschehen, gnädige Frau?“ Mit diesen Worten wurde sie von der Zofe empfangen.

„Helfen Sie mir aus den Kleidern, Fräulein Clotilde!“ keuchte die Gräfin. „Schnell, schnell, ich ersticke sonst noch!“

„Um Gotteswillen,“ rief Clotilde, nachdem sie ihren Kammerjungferdienst vollzogen, „sagen Sie mir doch, gnädige Frau, was vorgefallen ist! Ich bin in Todesängsten, wenn ich Ihr verstörtes Gesicht ansehe.“

„Was vorgefallen ist?“ lallte die Frau Oberhofmeisterin, sich auf einen Divan werfend und die gefalteten Hände von sich streckend. „O, Sie sind treu und verschwiegen wie das Grab, Ihnen kann ich mein gepreßtes Herz ausschütten. Ach, liebe Clotilde, die Welt will aus ihren Angeln gehen! Meine Gedanken verwirren sich, ich stehe am Rande der Verzweiflung!“

Die Zofe zog aus ihrer Tasche ein Fläschchen mit Eau de Cologne und bot es der Herrin. „Nehmen Sie, gnädige Frau, bitte, nehmen Sie!“

Die Frau Oberhofmeisterin wies die Hilfe ab. „Das ist nichts! O, was vermag Eau de Cologne gegen eine zerbröckelnde Hoffnung!“

„Gnädige Frau sprechen in Rätseln," klagte die Zofe.

„Deren Lösung bald gegeben ist," versetzte die Oberhofmeisterin. „Ich hegte die schönsten Hoffnungen, die Lektion, welche ich der Frau Kronprinzessin bei ihrem Einzug gegeben, werde einen durchschlagenden Erfolg haben, nun aber sehe ich je länger desto mehr, daß ich mich einer Täuschung hingegeben. Statt daß es besser wird, wird es schlimmer. Schade, Jammerschade um die liebe, herrliche Frau: sie vereinigt in sich alle Vorzüge körperlicher Anmut und seelischer Schönheit, und doch stellt sie durch die Art ihres Auftretens dieses alles in Frage! Sie könnte die Fürstin unter den Fürstinnen sein, wenn sie sich in meine Schule begeben und sich in die Geheimnisse der Etikette einführen lassen wollte; aber das ist eben das Betrübende, das Niederschmetternde: sie thut es nicht. Es ist mir unbegreiflich, wie die Landgräfin Marie es hat versehen und versäumen können, diesen Edelstein zu schleifen! Heute Abend wieder, welch ein Betragen! Nicht einmal das ABC höfischer Sitte hat die Frau Kronprinzessin beobachtet. Welche Formlosigkeit in ihren Verneigungen! Sie ist nicht imstande, die Kniee langsam zu senken und sich in derselben Weise wieder zu erheben."

„Ich denke, sie will es nicht," schaltete die Zofe ein.

Die Oberhofmeisterin biß die Lippen zusammen und schloß die Augen. „Ja, das ist es! Ich fürchte, sie hat die Absicht, dem ganzen Hofe Trotz zu bieten und die durch das Alter geheiligten Traditionen zu verhöhnen. O, bei der Verehrung, welche sie um ihrer sonstigen Tugenden willen von allen Seiten genießt, bei der Schwärmerei, von welcher alles für das Urbild weiblichen Liebreizes erfüllt ist, stehet zu besorgen, daß durch sie allmählich ein anderer Geist an den Hof kommt, und das ist kein guter. Ich sehe schlimme Dinge sich bereiten. Was als ein Heiligtum der Fürstenhäuser gepflegt worden ist, ich

sehe es wanken, ich sehe die feine Zucht und Ordnung zerfallen und der gesellschaftlichen Verwilderung Thür und Thor sich öffnen. Ich hatte meine Zuversicht auf Se. königliche Hoheit den Kronprinzen gesetzt, den Mann mit dem ernsten, strengen, geraden Sinn, mit dem tiefen Gefühl für Sitte und Würde; ich hoffte von ihm eine heilsame Beeinflussung seiner Gemahlin, aber auch diese Hoffnung ist zu Schanden geworden: er ist ja derjenige, den die Zauberin am sichersten in ihrer Gewalt hat. Ist er es nicht gewesen, der den unerhörten Schritt gethan, zwischen sich und seiner Gemahlin das bürgerliche, plebejische „Du" einzuführen? Und hat er es nicht gewagt, Sr. Majestät dem König zu widersprechen, da dieser ihm über die ungehörige Neuerung Vorhaltungen machte? Klang es nicht fast wie ein Spott, da er zur Rechtfertigung seiner Formverletzung anführte, man wisse doch bei dem „Du" immer, woran man sei, während man bei dem „Sie" immer das Bedenken haben müsse, ob es groß oder klein geschrieben werde? So weit ist es schon gekommen, und was kann sich noch alles ereignen, wenn man auf dieser abschüssigen Bahn weiterrollt!"

Die Zofe suchte begütigend auf die in immer größere Hitze hineinkommende Herrin einzureden. Es war vergebens, und mit schwerem Herzen legte sich die gewissenhafte Wächterin strengen Hofceremoniells zur Ruhe.

Während dessen wurde auch in dem Gemach der Kronprinzessin ein lebhaftes Zwiegespräch geführt. Luise hatte sich aller durch die Hofsitte geforderten Toilettengegenstände entledigt und trat nun in ihrer schlichten Natürlichkeit vor den Gemahl.

Mit großer Wärme ergriff dieser ihre beiden Hände und sagte: „Gott sei Dank, daß du wieder meine Frau bist!"

Luise sah ihn mit bezauberndem Lächeln an. „Aber bin ich das nicht immer?"

„Ach nein,“ versetzte der Kronprinz mit komischem Ernst, „du mußt nur zu oft Kronprinzessin sein. — O, diese Hoffeste! Und überhaupt dieses Hofleben! Es ist mir ein Greuel. Woher diese Unnatur, diese wahrheitswidrigen Formen, deren Verletzung als eine schwerere Sünde angesehen wird, als wenn man eins der zehn Gebote Gottes übertritt? Aus Frankreich ist uns dieses Danaergeschenk gekommen. Man verflucht das Frankreich, das seinen König gemordet und alle göttliche und menschliche Ordnung über den Haufen geworfen, und doch hält man mit unbegreiflicher Zähigkeit fest an dem aus eben diesem Frankreich importierten Hofceremoniell, welches doch wie ein Krebsschaden wirkt, eine augenblendende Tünche, welche die innere Fäulnis unserer sittlichen Zustände verdecken soll. Am liebsten ginge ich gar nicht mehr an den Hof; hier an meinem häuslichen Herd, wo ich die Freiheit genieße, die jeder Privatmann haben kann, hier an deiner Seite, du mein holdes, trautes Weib, fühle ich mich als wie im Paradies. Um des Königs willen darf ich mich nicht zurückziehen, aus Rücksicht auf meinen Vater muß ich in den sauren Apfel beißen; aber, liebste Luise, ich denke, wir sind darin eins, daß wir bestrebt sein wollen, es uns anmerken zu lassen, wie fremd wir innerlich jenen Kreisen sind. Mit großer Befriedigung habe ich dir heute Abend zugeschaut und dein Auftreten bewundert. Soll ich dir sagen, wie du mir erschienst? Wie eine lebendige Blume unter gemachten, auf Draht gezogenen. O ich bitte dich, bleibe dabei, laß dich nicht beirren durch die sauren Gesichter und bitteren Reden, die vielleicht hinter deinem Rücken fallen. Wir müssen einen reinigenden Luftzug in diese Stickluft bringen, wo man die Form vergöttert und das Leben entweiht, wo die Eheleute glauben sich die Treue brechen zu können, wenn sie sich nur äußerlich mit duftigen Komplimenten regalieren.

Die Kronprinzessin schaute mit einem heißen Blick ihrer herrlichen Augen zu dem Gemahl empor. „Du sprichst mir aus der Seele, herzliebster Fritz! Ich wußte es ja, daß du in diesem Punkt genau so denkst wie ich; aber es ist mir doch eine Beruhigung, es aus deinem eigenen Mund zu hören. Ja, mein Gemahl, ich weiß mir auch nichts Trauteres als den häuslichen Herd. Hier ist gut sein, hier laß uns Hütten bauen. Sind wir uns denn auch nicht selbst genug? Schau, wenn ich dich habe, da verschwindet die ganze Welt vor meinen Augen. Ich sehe nur dich und besitze in dir ein Königreich. Ich bin gewiß: wenn alles von mir abfiele, was die Welt von Pracht und Herrlichkeit auf uns gehäuft hat, ich wäre noch ebenso reich. Und nicht wahr, du auch?"

Der Kronprinz nickte stumm und schloß entzückt das Kleinod seines Lebens in die Arme.

Nach einer Weile lachte er plötzlich hell auf. „Die gute Oberhofmeisterin! Habe mir heute Abend ein sonderliches Vergnügen daraus gemacht, sie zu beobachten, wie sie allen deinen Bewegungen mit ängstlicher Spannung folgte und sich vergeblich bemühte, ihren Unwillen zu verbergen. Sie ist ja treu wie Gold, geistvoll, von feiner Bildung, reich an Erfahrung und Menschenkenntnis; sie hat nach dieser Seite meine ganze Hochachtung. Sie glaubt auch, für eine gute Sache zu streiten, wenn sie dich in ihre Schule nehmen und in die Formen gewöhnen will, welche ihr fast gleiches Ansehen haben mit der Bibel. Aber höre mir zu, Luise: wollen den Spieß umkehren und die Lehrmeisterin auf die Schulbank kommandieren! Ha ha ha! Freue mich schon auf den Unterricht, den ich ihr erteilen werde."

„Was gedenkst du zu thun?" fragte Luise mit ängstlicher Neugier.

„Frage mich jetzt nicht, liebste Frau!“ erwiderte der Kronprinz scherzhaft ablehnend. „Du wirst es morgen erfahren. Aber sorge dich nur nicht, werde ihr nichts zu Leide thun.“ —

Am andern Morgen trat der Kronprinz in die Thür zum Gemach der Oberhofmeisterin, welche er im eifrigen Gespräch mit der zum Besuch anwesenden Prinzeß Friederike traf. Im Hereintreten vernahm er aus dem Mund der ersteren die Worte: „So ist es Gottes Ordnung, daß Reiche und Arme, Vornehme und Geringe unter einander seien. Damit hat er auch gewollt, daß ein jeder Stand, wie seine besondere Tracht, also auch seine besonderen Lebensformen habe und dadurch seine Eigenart wahre, damit nicht heillos durch einander gemischt werde, was Gott geschieden hat. Wehe dem Wein, wenn das Glas zerbricht, in dem er funkelt! Er fließt zur Erde und ist verdorben.“

„Haben ganz recht, Frau Gräfin!“ fiel der Kronprinz ein, der unbemerkt hinter dem Thürvorhang stehen geblieben war. „Bitte um Verzeihung, daß ich unberufen gelauscht; wollte aber Ihre Rede nicht unterbrechen, die ja für mich eine besondere Bedeutung hat. Bin bei Ihnen in Ungnaden, ich weiß es, verspreche Ihnen aber mich zu bessern und zu fügen. So melden Sie mich denn gleich meiner Gemahlin, und fragen Sie an, ob ich die Ehre haben kann, Ihre königliche Hoheit die Kronprinzessin zu sprechen. Möchte ihr gern mein Kompliment machen und hoffe, sie wird es gnädigst verstatten.“

Der Kronprinz hatte so ernsthaft geredet, daß die Frau Oberhofmeisterin an der Aufrichtigkeit seiner Sinnesänderung nicht glaubte zweifeln zu dürfen. Mit einem Strahl innerlicher Freude aus den stahlgrauen Augen erhob sie sich und eilte nach einem untadelhaften respektablen Knicks sofort von dannen, um dem ausgesprochenen Wunsche nachzukommen, während der Kronprinz sich durch eine andere Thür entfernte.

Als sie in das Gemach der Kronprinzessin trat, blieb sie wie angewurzelt in der Thür stehen, und ihr Gesicht verlängerte sich dermaßen, daß alle Anmut dahinschwand. Wen erblickte sie neben der Prinzeß Luise? Deren Gemahl, welcher ihr auf einem kürzeren Weg zuvorgekommen war und mit heiterem Lächeln ihr eine regelrechte Verbeugung machte. „Sehen Sie, liebe Voß, wir zwei beide, meine Frau und ich, wir sehen und sprechen uns unangemeldet, so oft wir wollen und wünschen. Es ist das, denke ich, auch in guter, christlicher Ordnung. Sie bleiben darum doch eine scharmante Oberhofmeisterin und sollen von nun an Dame d'Etiquette heißen." —

Der Gräfin schwindelte es, sie vergaß in diesem Augenblick die von der Etikette geforderte Regel der Selbstbeherrschung, denn ihr Gebärdenspiel verriet mit großer Deutlichkeit ihres Herzens Empfinden. — Sie war sehr niedergeschlagen, — aber die Segel strich sie darum noch nicht, sie hoffte immer noch auf bessere Tage und die Bekehrung der Frau Kronprinzessin von ihrem Eigensinn, wie sie es nannte, bis ihr der Kronprinz bei vorkommender Gelegenheit eine neue Lektion erteilte, welche sie gänzlich aus dem Gleichgewicht brachte.

Dem Großoheim des Kronprinzen, Prinzen Heinrich, sollte ein Besuch abgestattet werden. Nach der Anschauung der Frau Oberhofmeisterin war dazu ein sechsspänniger Galawagen mit zwei Leibjägern unumgängliches Erfordernis, und sie hielt es für ihre Pflicht, den Kronprinzen darauf aufmerksam zu machen. Dieser nickte ihr ruhig zu und gab ihr anheim, alles nach ihrem Willen zu ordnen.

Der sechsspännige Wagen mit zwei Leibjägern verziert fährt vor, und das kronprinzliche Paar begiebt sich mit der Frau Oberhofmeisterin auf die Rampe.

„Gehen Sie vorauf, Frau Gräfin!" sagt mit der größten Artigkeit der Kronprinz und macht eine bezeichnende Handbewegung nach dem geöffneten Kutschenschlag.

Die Oberhofmeisterin weigert sich in ihrer Demut und Bescheidenheit, fügt sich aber endlich den wiederholten Bitten Sr. königlichen Hoheit. Kaum ist sie in den Wagen eingestiegen, da schlägt die Thür zu, und die Dame d'Etiquette fährt sechsspännig mit zwei Leibjägern vor dem Palais des Prinzen Heinrich vor, während das kronprinzliche Paar in einem heimlich bereit gehaltenen einfachen Zweispänner ihr folgt. —

„Sie sind beide nicht zu kurieren," seufzte die Gräfin Voß, in ihr Zimmer zurückgekehrt, vor sich hin. „O, wohin soll das noch führen!" — —

Wohin das noch führen soll? O, gehe doch einmal unter das Volk, Frau Oberhofmeisterin, und belausche es, wie es darüber denkt! Woher die stets wachsende Liebe und Verehrung für das kronprinzliche Paar? Wie kommt es, daß man jetzt so viele violette Kleider auf den Straßen bemerkt? Ist es nicht darum, weil violett die Lieblingsfarbe der Kronprinzessin ist? — Gehe Haus für Haus, Frau Oberhofmeisterin, und höre das Volk von seiner Thronerbin reden. Tritt zum Beispiel in das Haus alte Jakobsstraße Nr. 26. Da sitzt eine Gesellschaft bei einander und erzählt sich eins. Es handelt sich um die Kronprinzessin. Strahlenden Auges steht der Hausherr, ein ehrsamer Schuhmachermeister, mit seinem Nachtmahlsrock in der Mitte der Stube und berichtet seiner Familie und den herzugelaufenen Nachbarn, was ihm soeben im kronprinzlichen Palais widerfahren. „Also ick melde mir bei Ihre königliche Hoheit, oder richtiger, ick will mir melden lassen. Da dritt justement ein vornehmer Herr in't Vorzimmer, der ganz denselbigen Anschlag hat. Der Diener dienert vor dem Herrn Grafen und geht rin zu de Frau Kronprinzessin. Na, denk

ick, dat wird wat Schönes werden, Leberecht! Wenn du man 'nen Stuhl in de Nähe hättest, um dir en bisken zu ruhen. Wat geschieht? Der Lakai kommt wieder in Sicht und winkt mir, ick soll intreten. Ick denke, mir rührt der Schlag, und der Herr Graf denkt det ooch; aber ick stiefele driste zu. Wie ick nu so vor die liebe, gnädige Kronprinzessin stehen dhue, da muß ick wohl en recht dämliches Gesicht gemacht haben, denn die Prinzessin lächelte so en bisken. Aber wat sagt sie? Sie sagt: „Meister," sagt sie, „kommen Sie nur immer zuerst, Sie haben weniger Zeit als der Herr Graf."

Den ehrsamen Handwerksmann überkam die Rührung, er konnte nicht weiter sprechen. Den andern standen auch die Augen unter Wasser, und einer schlug mit der geballten Faust auf den Tisch: „Dat sag ick man, so wat dhut nich alle Dage passieren; und es dhut einem wohl! Vivat Prinzeß Luise! Hol' 'ne Bulle Rotspohn, Leberecht, dadruf müssen wir 'mal drinken!"

Und der Rotspohn kam, elender Krätzer, aber er schmeckte den guten Leuten doch süß wie Tokaier. Warum? Weil es sie von der Kronprinzessin her wie Frühlingsluft anwehte, weil inwendig ihre trunkenen Herzen der Frau zujauchzten, die wie eine Sonne vor ihnen aufstieg, einen neuen Tag verkündigend. —

Nun, Frau Oberhofmeisterin? — —

Elftes Kapitel.

Ein königliches Geburtstagsgeschenk.

Auf dem kronprinzlichen Palast wehte die schwarz-weiße Fahne und erinnerte die Vorübergehenden, daß heute der 10. März sei, der Tag, welcher der Frau Kronprinzessin zum ersten Mal in ihrem neuen Heim die Feier ihres Geburtsfestes brachte.

Schon am frühen Morgen bemerkte man in dem Arbeitszimmer des Kronprinzen Licht. Noch zeitiger als sonst war heute der hohe Herr aufgestanden, um eigenhändig dem geliebten Weibe den Geburtstagstisch zu schmücken.

Es war eine stillselige Stunde, welche das Ehepaar allein im Angesicht des mit sinnigen Geschenken bedeckten Tisches verbrachte. Niemand störte sie, denn das Hofceremoniell bestimmte für die Gratulationscour eine viel spätere Tagesstunde.

Als diese Stunde gekommen war, füllten sich die Zimmer der Kronprinzessin mit den Gliedern des königlichen Hauses und den höchsten Hofbeamten, und Glückwunsch auf Glückwunsch strömte auf das Geburtstagskind zu.

„Wenn das alles in Erfüllung gehen soll, was mir heute angewünscht worden, so muß ich mindestens hundert Jahre alt werden," sagte Luise lächelnd zu ihrem Gemahl, als der letzte Gratulant hinaus war. „Aber sag, wie war der König heut? Ich habe seine Worte nicht recht verstanden. Er muß noch etwas Besonderes mit mir vorhaben; kannst du es mir nicht sagen? Was sollen wir heute Abend im königlichen Schloß?"

Der Kronprinz zuckte die Achseln. „Daß der Vater noch eine sonderliche Überraschung für dich hat, habe ich aus seinen Augen und Gebärden gelesen; aber was das sei, kann ich dir nicht verraten: er hat sich mir gegenüber in Schweigen gehüllt. Doch wir werden ja sehen."

Der Abend kam und das kronprinzliche Paar begab sich in das königliche Schloß.

Der König begrüßte sie in seinem Kabinett mit auffallender Zärtlichkeit und freudiger Bewegung, dann bot er der Prinzessin den Arm und führte sie den anderen vorauf in das anstoßende Zimmer. Ein neuer Tisch prangte hier von Geschenken, und während Luise bewundernd in Betrachtung all der Herrlichkeit verloren dastand, erschienen durch die rauschenden Sammetvorhänge drei Herren und drei Damen des Hofs in bürgerlicher Tracht. Der vorderste trug auf einem blauseidenen Kissen einen silbernen Schlüssel und nahte sich unter ehrfurchtsvoller Verbeugung der hohen Frau mit den Worten: „Gerades Weges von Oranienburg kommen wir, um Eurer königlichen Hoheit zu dem heutigen Festtag auch ein Angebinde darzubringen. Es ist uns bekannt, welche tiefe Sympathie Eure königliche Hoheit mit der erlauchten Frau verbindet, welche Eurer königlichen Hoheit Namen trägt: Luise Henriette, des großen Kurfürsten hochseliges Gemahl. Um nun dieser Sympathie der Seele neue Nahrung zu geben, sollen sich Eurer königlichen Hoheit die Räume öffnen, darin die verewigte Kurfürstin gewaltet hat und welche den Namen der geborenen Prinzessin von Oranien tragen. Dieser Schlüssel öffnet Eurer königlichen Hoheit das Schloß Oranienburg, welches Hochdieselben von diesem Augenblick an als Ihr Eigentum ansehen wollen."

Der Sprecher überreichte jetzt das Kissen mit dem Schlüssel der Kronprinzessin, deren Augen einen Moment in lieblicher Verwirrung auf dem Dargebotenen hafteten und dann mit einem unbeschreiblichen, hinreißenden Ausdruck zu dem König hingingen. Sie näherte sich ihm und ergriff seine beiden Hände. „Das ist König Friedrich Wilhelm, der mir solches gethan! O ich danke Eurer Majestät von Grund meines

Herzens! Wo nehme ich die Worte her, um meine Empfindungen auszudrücken für die zarte Aufmerksamkeit, welche mir ein Geschenk auswählte, wie es köstlicher für mich nicht zu denken ist, denn in den Gemächern der hohen Frau weilen zu dürfen, zu welcher ich als zu meinem Ideal aufschaue mit dem Gebet zu Gott, mich ihr ähnlich werden zu lassen, der hohen und herrlichen, der geistbegabten und herzfrommen Fürstin, das ist ein Glück für mich, wie ich es mir nicht hätte träumen lassen."

Auf des Königs gutmütigem Gesicht malte sich die herzinnigste Freude. „Es ist mir angenehm zu hören," sagte er, „daß ich mit diesem Geschenk das Rechte getroffen habe; so erlaube ich mir die Frage, ob vielleicht noch ein Wunsch vorhanden sei, den ich Ew. Liebden erfüllen könnte."

Die Kronprinzessin fixierte den König mit schnellem Blick, sie hatte diese Wendung nicht erwartet. Es entstand eine kurze Pause, dann sagte sie mit dem vollen Klang ihrer gesangreichen Stimme: „Soll ich es denn allein sein, die heut mit so viel Güte überschüttet wird? Ich bitte Ew. Majestät, mir noch eine Hand voll Gold schenken zu wollen für die Armen von Berlin."

Der König schaute mit allen Anwesenden überrascht empor und fragte nach kurzem Besinnen mit einem leisen, schalkhaften Lächeln: „Und wie groß denkt sich Ew. Liebden diese Handvoll?"

„So groß wie das Herz des gütigsten der Könige," war Luisens schlagfertige Erwiderung.

Friedrich Wilhelm neigte sich vor der in bestrickendem Liebreiz vor ihm stehenden Bittstellerin und hauchte ihr einen Kuß auf die lilienweiße Stirn. Damit sprach er sein Amen, und die Berliner Armen erfuhren an diesem Tage, wie groß das Herz ihres Königs sei. —

Am andern Tage schmetterten im englischen Haus die Trompeten fröhliche Weisen und die Gläser erklangen in harmonischem Geläut. Die Dienerschaft der Frau Kronprinzessin feierte auf Kosten ihrer Herrin den Geburtstag derselben, sie und die Gäste, welche mitzubringen ihnen verstattet worden war. Es stand eine lange Tafel gedeckt mit achtzig Gedecken, und der Küchenmeister, dem diese enorme Zahl als ein Mißbrauch der fürstlichen Güte erschien, hatte das Herz voll Verlegenheit, als er der hohen Frau die Meldung machte.

„Achtzig bloß?“ erwiderte heiter die Kronprinzessin. „Warum hat man das Hundert nicht voll gemacht? Wünscht man denn nicht, daß ich hundert Jahre alt werde?“ —

Aber auch das ganze Volk der Hauptstadt nahm an dem Freudentag des kronprinzlichen Paares teil: allenthalben sah man auf der Brust der Männer und Frauen eine Denkmünze mit dem Bildnis Luisens im Purpur und mit der Krone, darüber ein Diadem und ein Kranz. In einer der Berliner Zeitungen las man an diesem Tage: „Der Kranz deutet auf die allgemein bekannte Liebenswürdigkeit und die häuslichen Tugenden der Prinzessin, durch welche sie sich selbst in einem geringeren Stande die höchste Achtung und Verehrung erwerben würde; daher gewiß jedermann die Worte der Umschrift: „Des Kranzes wert“ völlig wahr finden muß.“

* *
*

Noch nicht ein volles Vierteljahr war seit Luisens Ankunft in Berlin vergangen, und doch hatte sie schon alle Abneigung, alles Mißtrauen, allen Groll, den ihre Lichterscheinung in der trüben Dämmerung des Hoflebens hervorgerufen, siegreich überwunden.

Zu diesen Überwundenen gehörte auch die Frau Oberhofmeisterin Gräfin v. Voß, und diese Dame war edel genug,

ihre Niederlage offen zu bekennen. Wir treffen sie eines Tages an ihrem Arbeitstisch bei der Abfassung eines Briefs. Schauen wir ihr über die Schulter, da lesen wir:

„Meine teure Cornelia! Die Stille, welche nach dem Geräusch der Geburtstagsfeier unserer Kronprinzessin bei uns wieder eingekehrt ist, drängt mir die Feder in die Hand, um mit Dir zu plaudern. O, ich habe Dir viel mitzuteilen, herzliebe Freundin, ich habe Dir Bekenntnisse zu machen, über welche Du erstaunen wirst. Laß es mich gleich kurz aussprechen: Ich bin besiegt, ich habe eine gründliche Niederlage erlitten, und die den Triumph über mich errungen, ist keine Geringere als unsere Kronprinzessin. Du weißt, ich habe auch zu denen gehört, welche ihr mit Mißtrauen und Argwohn entgegengekommen sind, ich habe auch den Kopf geschüttelt zu der Art, wie sie hier auftrat und bin erschrocken vor der Umwälzung, welche ihr aller höfischen Sitte ins Gesicht schlagendes Benehmen nach meiner Meinung mit sich bringen mußte. Jetzt bin ich anderer Meinung, jetzt, nachdem ich Zeit gehabt habe, in die Tiefen dieses herrlichen, edlen, frommen, engelreinen Gemüts hineinzuschauen, jetzt kann ich sie nicht ansehen, ohne mich im stillen vor ihr zu schämen und ihr alles abzubitten, was ich durch Verstimmung gegen sie gesündigt. Die Prinzessin ist wirklich anbetungswürdig, so gut und so reizend zugleich, und der Kronprinz ist ein so redlicher, vortrefflicher Mann, daß man ihm das seltene Glück einer solchen Ehe, den Besitz eines solchen leibhaftigen Engels innig gönnt. Wie paradiesisch ist das häusliche Leben, das die beiden mit einander führen! Dicht neben uns wohnt Prinz Ludwig mit seiner jugendlichen Gemahlin Friederike. Es ist zwischen beiden Häusern ein herzliches Herüber und Hinüber des Verkehrs, und wenn die Formen desselben meine Anschauungen verletzen möchten, ich lasse es geschehen, indem ich

mir sage: Solch ein Wesen wie Prinzeß Luise ist zu groß angelegt, um sich in die Schnürbrust althergebrachter Verkehrsregeln zu zwängen. Alles Außerordentliche in dem Leben spottet der gemachten Formen, es bildet sich selbst sein Gesetz für sein Auftreten; man thäte ihm unrecht, wollte man an dasselbe den Maßstab des Gewöhnlichen legen. Luise ist in der That eine außerordentliche Erscheinung, sie ist das Urbild echter Weiblichkeit. Von Anfang an ist ihr eine Begeisterung entgegengekommen, die man keiner Steigerung für fähig hielt; und dennoch müssen wir sehen, wie dieselbe noch von Tag zu Tag wächst, in die Breite sowohl als in die Tiefe. — Gestern hatte ich ein Gespräch mit einer geistvollen jungen Frau, welches mir vom höchsten Interesse war. Sie sagte: Es ist ein wahres Gottesgeschenk, welches uns in dem Kronprinzen und seiner guten Frau gegeben worden. Sie sind uns nötig. Es hat ein Kriegs- und Geschäftsmann auf dem preußischen Thron gesessen, aber immer wie unter einem kalten Zelt im Kriegslager, ewig und einzig umgeben von Männern, von Wehr und Waffen und Unruh. Der hohe Geist des eisernen Mannes fand sich nicht zurecht in den zarteren Bedürfnissen des menschlichen Herzens; und doch müssen unter dem Thronhimmel zwei Stühle stehen, neben dem Landesvater muß eine Landesmutter sitzen, und von dem Herrscherhaus muß ein Strom warmen Familienlebens ausgehen, den Unterthanen zum Vorbild. Der Fürst und die Fürstin sollen nicht bloß Fürst und Fürstin sein: das beste ist es, daß sie auch Mann und Weib, Vater und Mutter, Hausherr und Hausfrau sind. O gelobt sei Gott, daß diese Zeit kommen wird in Preußen, wenn Friedrich Wilhelm und Luise die Krone tragen werden. —

Meine liebe Cornelia! Du hast die Prinzeß Luise noch nie gesehen. Ich glaube Deiner Versicherung, daß sich Dein Herz in Sehnsucht nach ihrem Anblick verzehrt. Es geht ja

vielen, unzählig vielen so. Wenn sie auf der Straße erscheint, in der schlichten Kalesche oder gar zu Fuß am Arm ihres Gemahls, das ist gerade, wie wenn am Morgen die Sonne aufgeht und alle Blumen die Augen aufschlagen und sich nach ihr in die Höhe recken, um Licht und Leben zu empfangen. Es giebt hier manches Bildnis von der Kronprinzessin, aber kein Maler ist imstande sie zu malen. Was aus diesen Augen spricht und strahlt, das bringt kein Künstler aufs Papier. So preise mich denn glücklich, liebste Freundin, daß ich dieser Herrlichen so nahe stehen und ihr täglich in die himmlischen Augen schauen, täglich die Musik ihrer Stimme hören, täglich den warmen Hauch ihrer Liebe fühlen darf.

Am 1. April gedenkt die kronprinzliche Familie nach Potsdam überzusiedeln, um dort die Blütenzeit in ländlicher Stille zu genießen. Ich freue mich auf diese Zeit und den Unterricht, welchen ich von Prinzeß Luise in der freien Natur empfangen werde, denn sie hat ein merkwürdiges Auge, sie sieht etwas, wo unsereins blind ist, und weiß von der Schöpfung zu reden, als hätte sie dem Weltenbaumeister in seiner Werkstatt zugeschaut. — Gott befohlen!"

Zwölftes Kapitel.

Hangen und Bangen.

Der Lenz war ins Land gekommen und hatte aus dem geheimnisvollen Schoß der Mutter Erde die Keime neuen Lebens geweckt. Schon standen die Auen in dem vollsten Schmuck ihres grünsammetnen Gewands, der Wald hatte auch

schon seine mächtige Krone auf das Haupt gesetzt und die Obstbäume ihre schneeweißen Augen aufgeschlagen; in den Gärten hatten die Schneeglöcklein längst ausgeläutet, der Krokus und die Veilchen, die Tulpen und Hyazinthen waren schon wieder verblüht, der Flieder hatte auch seinen Duft gespendet und trat bescheiden ab, um der Königin der Blumen Platz zu machen. Um die ersten schüchternen Rosenknospen schwebten kosend die Schmetterlinge und küßten sie noch vollends wach und flüsterten ihnen zu: Kommt, es ist alles bereit! Thut eure Augen auf und sehet, wie wunderschön die Welt ist!" —

Auf der Höhe von Sanssouci, unter einem grünen Laubdach von Orangen saß an einem Abend zu Anfang des Juni Prinzeß Luise und ließ träumend ihren Blick hingehen über all das Blühen und Duften und Prangen und Singen und Klingen auf jenem Stücklein Erde, mit dessen Bebauung und Ausschmückung der große Friedrich sich ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Sanssouci, Sorgenfrei, so hatte er dieses Eden genannt, und hierher war der vielgeplagte Mann geflüchtet, wenn er einmal aufatmen wollte von der Bürde seiner Würde.

Auch Prinzeß Luise war hierher gekommen, um an der Seite ihres Gemahls mit vollen Zügen die Wonne des Lenzes zu schlürfen. O sie war auch trunken von dem Genuß des Frühlingszaubers, aber sie freute sich doch nur mit halbem Herzen, denn sie war allein, sie hatte den Gemahl nicht an der Seite, in dessen Gegenwart das Leben ihr erst seinen ganzen, vollen Reiz entfaltete, denn er war die Sonne ihres Daseins.

Wo weilte er? Ach, wieder hatte ihn mit rauher Hand die Pflicht von dannen gerufen, wieder hatte er den Waffenrock anlegen und den Degen umgürten müssen, nicht um abermals gen Westen zu ziehen wieder den Erbfeind des deutschen

Namens, sondern um im Osten die wilden Flammen des polnischen Aufstands zu dämpfen, um Kosciuszko die Stirn zu bieten, der am 24. März die Sensenmänner unter seiner Fahne gesammelt und am 4. April das Heer der Russen überwunden hatte.

Am 11. Mai hatte sich Friedrich Wilhelm aus den Armen seines Weibes losgerissen, um sich mit dem Vater und dem Bruder Ludwig zur Armee zu begeben.

Nun waren seit dem Abmarsch nahe an vier Wochen vergangen und von dem Kriegsschauplatz wiederholt briefliche Nachrichten eingelaufen, welche alle eine beruhigende Wirkung geübt hatten. Der letzte Brief aber, den Luise empfangen, ließ verraten, daß der Zusammenstoß mit dem Feinde nahe sei. Sie hielt diesen Brief in der Hand und las ihn von neuem. Dann gingen ihre leicht umflorten Augen aufwärts, und ihre Lippen flüsterten: „In deinen Schutz, Allmächtiger, befehle ich das teure Leben. Was soll ich sagen? Soll ich sagen: Führe ihn mir jetzt zurück? Doch dann kommt er als einer, der seiner Pflicht entflohen ist. O laß ihn erst seine Pflicht als Krieger thun und führe ihn dann heim als Sieger! Ach, du hast mir eine Hoffnung geschenkt, die selige, unaussprechlich selige Mutterhoffnung; so gieb mir in Gnaden auch die andere dazu: die Hoffnung eines fröhlichen Wiedersehens.“

Die Beterin lauschte empor, denn in der Nähe hörte sie das Geräusch knirschenden Sandes. Es war die Gräfin v. Voß, welche sich nahte, und zwar mit so beflügelten Schritten, daß etwas ganz Besonderes zu vermuten war, sonst hätte die ruhige, gemessene Frau sich nimmer in eine Gangart begeben, welche ihr als eine Verletzung höfischen Anstands und oberhofmeisterlicher Würde erscheinen mußte.

Die Gräfin hielt ein Blatt Papier in die Höhe, und ehe noch Luise fragen konnte, was geschehen sei, vernahm sie die

begeisterten Worte: „Sieg, königliche Hoheit, Sieg! Die Rebellen sind geschlagen!"

„Gelobt sei Gott!" rief die Kronprinzessin mit tiefem Aufatmen und las den Inhalt des Papiers:

„Gott ist mit uns gewesen und hat den Feind in unsere Hand gegeben. Gleich bei dem ersten Zusammenstoß in der Gegend von Siedlce hat das preußische Heer unter Anführung des Königs den Kosciuszko geworfen und zwei Tage darauf, mit den Russen vereint, bei Sczekocie denselben vollends in die Pfanne gehauen."

Luise stand stumm. Eine solche schnelle Erhörung ihres Gebets bewegte ihr das Herz dermaßen, daß sie lange keine Worte fand. Endlich sagte sie: „Ach, was für armselige Geschöpfe sind doch wir Menschen! Jeden Tag zeigt uns der Herrgott, daß er da ist und seine beiden Hände über uns breitet, und doch muß er jeden Tag das Bangen und Zagen der Menschen mit ansehen, die nur mit halbem Herzen an ihn glauben. Vergieb mir, Herr, mein Heiland — ich will hinfort ganz stille sein und dir mit festem Herzen trauen! — — — Von meinem Gemahl selbst ist keine Botschaft da?" fragte sie dann die Oberhofmeisterin.

„Nicht daß ich wüßte," war die Antwort. „Der Eilbote wird so schnell davongeritten sein, daß Sr. königlichen Hoheit zur Abfassung eines Briefes keine Zeit blieb. Ich bin aber gewiß: morgen haben wir Nachricht von ihm."

Eben ging die Sonne unter und warf einen letzten Scheideblick auf die Welt, daß diese wie in rotem Feuer erglühte. In Andacht versunken standen die beiden Frauen, bis die Nacht ihre leisen Schleier über die müde Erde zu weben begann, dann zogen sie sich in das Schloß zurück.

Die Frau Oberhofmeisterin hatte richtig prophezeit: am folgenden Mittag brachte ein expresser Bote vom Kriegsschau-

platz einen Brief an die Frau Kronprinzessin, welcher einen ausführlichen Bericht über die beiden Schlachten enthielt und das beste Wohlsein seines Berichterstatters meldete.

Danach aber gingen fast zwei Wochen hin, ohne daß aus Polen eine Kunde eingegangen wäre, bis der folgende Brief meldete, daß der Kronprinz mit seinem Corps zur Belagerung von Warschau vorrücke. Darauf nach einiger Zeit erfuhr man in Potsdam die Ankunft vor der Feste und den Beginn der Vorarbeiten zur Bestürmung.

Wieder einmal saß Prinzeß Luise auf ihrem Lieblingsplätzchen, von dessen Höhe sich malerisch die Terrassen des Sanssouci-Gartens nach dem Thal hinunter abdachen und dem Betrachter das Gefühl erwecken, als hätte man hier alle Reiche der Welt vor sich, da alle Länder und Zonen Europas ihre Flora herleihen müssen, um hier ein Paradies hervorzuzaubern.

An der Seite der Kronprinzessin saß die Gräfin v. Voß, welche damit beschäftigt war, ein Körblein voll Rosen zu einem Strauß zu ordnen.

„Sie verstehen sich meisterlich auf diese Kunst," bemerkte Luise. „Welch ein reizendes Farbenspiel. O, ich möchte dieses Sträußlein nach Warschau senden! Ich denke, dort blühen jetzt keine Rosen — und mein Gemahl hat die Rosen so gern!"

„Der Gedanke ist nicht übel," erwiderte die Frau Oberhofmeisterin heiter. „Topp, wir senden den Strauß hin! Wenn der Kurier unterwegs das Befeuchten nicht vergißt, mag er die Blumen wohl noch einigermaßen frisch an Ort und Stelle bringen."

„Ich werde sofort ein Billet schreiben," sagte Luise rasch und erhob sich, um nach dem Schloß zu gehen.

Unweit des Portals hielt sie plötzlich an. Sie hatte Huftritte vernommen, und eine Ahnung sagte ihr, es komme ein Bote von ihrem Gemahl.

Das Getrappel kommt näher und schweigt vor dem Wachtgebäude; kurz darauf erscheint ein Offizier mit einem Schreiben an die Frau Kronprinzessin.

Diese erkennt die Züge des Königs und schrickt zusammen. Mit bebender Hand löst sie das Siegel und überfliegt in Hast die Zeilen. Da entringt sich ihrer Brust ein tiefer Seufzer, und eilenden Schrittes geht sie zu der Oberhofmeisterin. „Viktoria! der Kronprinz bedarf der Rosen nicht, er hat sich Lorbeeren gepflückt. Am 27. Juli ist die starke Kreuzschanze von Wola im Sturm genommen. Der König hat die zweite, der Kronprinz die dritte Kolonne geführt, und Se. Majestät schreibt mir, sein Sohn habe wieder glänzend gezeigt, daß er der Hohenzollernkrone würdig sei. Ach, liebste Gräfin, freuen Sie sich doch mit mir! Ich zittere ja vor jeder Gefahr, der mein Mann sich aussetzt, aber ich sehe ein, der Kronprinz, der Erste nach dem König auf dem Thron, muß auch der Erste nach ihm im Felde sein. Da hört das Zittern auf, und die Freude, die reine, helle Freude ist wieder da!"

* * *

Die Rosen verblühten, die Felder wurden weiß zur Ernte, und auf den Bäumen reifte die goldige Frucht. Auch mit dem Polenreich schien es zu Ende zu gehen. Zwar mußte König Friedrich Wilhelm die Belagerung von Warschau aufgeben, um in seine polnischen Provinzen zu eilen, die in seinem Rücken aufgestanden waren und ihm das zur Beschießung Warschaus von Graudenz daherkommende Geschütz in die Weichsel gestürzt hatten. Aber während so die Hauptstadt des Polenreichs verlassen werden mußte, rückten die Russen dem Kosciuszko entgegen, schlugen ihn bei Maciejowice aufs Haupt und nahmen ihn gefangen. „Finis Poloniae!" schrie mit schwerer Wunde

vom Pferd sinkend der Rebellenführer, und seine Worte sollten eine Weissagung werden. Von dreitausend Kosaken geleitet wurde er nach Petersburg gebracht, um hinter den eisernen Gittern über das Schicksal seines Vaterlandes nachzudenken. —

Es war gegen Ende des September, als sich Berlin zum Empfang der heimkehrenden Krieger schmückte. Während das Volk unter jauchzendem Getümmel die Straßen auf- und niederwogte, lag in dem kronprinzlichen Palais Luise in den Armen ihres Gemahls und schaute ihn so eigen, so ganz eigen an. Und der Kronprinz verstand diese Sprache der Augen: sie meldete ihm, daß er nicht bloß sein Weib wieder habe, sie ließ ihn auch ein Geschenk erhoffen, das seinem Eheglück erst die Krone aufsetzen sollte; und wie heilige Scheu kam's über ihn, als müsse er seinem Weib mit doppelter Ehrfurcht nahen, mit doppelter Hingebung ihm dienen. — —

Zwei Wochen waren vergangen. Tiefe Stille herrschte in dem kronprinzlichen Palais. Friedrich Wilhelm war zu einer Truppenbesichtigung gefahren, die Dienerschaft hatte sich müßig in ihre Räume zurückgezogen, und Prinzeß Luise saß allein in ihrem Kabinett, in einem Buch lesend.

Plötzlich fällt ihr etwas ein. Sie erhebt sich, um zu der Oberhofmeisterin zu gehen. Lautlos schreitet sie über die weichen Teppiche durch eine Reihe von Zimmern dahin. Eben will sie eine kleine Treppe hinabsteigen, da steht, wie aus dem Boden gewachsen, ein fremder Mensch vor ihr. Sie entsetzt sich bei dem unvermuteten Anblick, bricht zusammen und stürzt die Stufen hinab. — Nicht geringer war der Schrecken des unschuldigen Mannes, dem der Hofmarschall in der Meinung, die Kronprinzessin sei mit ihrem Gemahl ausgefahren, die Erlaubnis zur Besichtigung des Palastes gegeben hatte. Auf seinen Hilferuf stürzten Kammerfrauen herbei und trugen die Ohnmächtige von dannen.

Als der Kronprinz heimkehrte, sagten ihm die verstörten Mienen der Lakaien, daß etwas Schlimmes geschehen sein müsse, und nur zu bald erfuhr er aus dem Mund der Oberhofmeisterin, daß Ihre königliche Hoheit gefährlich erkrankt sei.

Der Arzt saß bereits an ihrem Lager und beobachtete sie mit der äußersten Sorgfalt. Sie lag lange bewußtlos, und als sie endlich zur vollen Besinnung erwacht war, sollte sie erfahren, daß ihre Mutterhoffnung in Trümmer gefallen sei.

Das war ein schreckliches Erwachen, das waren schwere Trübsalstage, welche dem hellen Sonnenschein des fröhlichen Wiedersehens folgten. Die Oberhofmeisterin vereinte ihre Kraft mit dem Bischof Sack, die Trauernde zu trösten, aber es währte nicht lange, da sahen sie, daß sie des Trostamts überhoben waren. Die hohe Dulderin hatte sich wieder gefunden, und nun wandelte sich die Scene: die Gebenden wurden zu Empfangenden, die als Trostspender gekommen waren, standen in andachtsvollem Schweigen vor der Kreuzträgerin, welche ihnen bewies, daß ihr Herz nicht bloß für die Freude, sondern auch für den Schmerz eingerichtet sei, und waren voll Bewunderung über die Tiefe ihres Christentums, die Kraft ihres Glaubens, die Stille ihrer Ergebung. Und auch der Arzt, der da beurteilen konnte, was sie körperlich zu leiden hatte, war voller Erstaunen über den Heldenmut dieser Kranken, über die rührende Geduld, mit der sie stille hielt, über den peinlichen Gehorsam, mit dem sie sich jeder seiner Anordnungen fügte.

Es waren Tage des Hangens und Bangens in schwebender Pein. Das Leben der lieben Kranken hing nur noch an einem dünnen Faden, und die ganze Stadt hielt den Atem an in Angst und Furcht; alles erbebte bei dem Gedanken an den möglichen Verlust des unersetzlichen Kleinods. Jeden Morgen sammelte sich vor dem Palais ein Menschenhaufe und harrte

in peinlicher Stille des Kammerherrn, der im Auftrag des Kronprinzen Meldung machte von dem Befinden der Leidenden, bis nach einigen Tagen der Leibarzt selbst auf dem Balkon erschien und verkündigte, das bedrohte Leben sei jetzt außer aller Gefahr.

Da hat es ein freudiges Aufjauchzen gegeben, und der Kronprinz hat dem Höchsten einen zweifachen Dank dargebracht: einmal für die wiedergeschenkte Gefährtin seines Lebens und sodann für ein Volk, welches so in treuer Liebe an dem Erben der Krone hing, daß es sich in der Trübsal noch enger um ihn scharte als in den Tagen des Glücks.

Es kam aber die Zeit, wo Kronprinz Friedrich Wilhelm ein drittes Rauchopfer des Dankes anzünden mußte. Ein Jahr war vergangen, da wurde am 15. Oktober morgens 6 Uhr auf dem kronprinzlichen Palais die Flagge aufgezogen, und zweiundsiebzig Kanonenschläge verkündeten dem Volk, daß dem Thronerben ein männlicher Sproß geboren sei. Während aber draußen das Volk in vollen Chören jauchzte, stand an dem Lager seines teuren Weibes der hochbeglückte Vater, hatte die Hand der Wöchnerin in den seinen und sprach aus tiefbewegtem Herzen: „Der Herr hat genommen, der Herr hat gegeben, der Name des Herrn sei gelobt!“

Dreizehntes Kapitel.

Still-im-Land.

Wie es so friedlich daliegt in der gesegneten Havel-Au, das Dörflein Paretz! Besonders schön ist es gerade nicht, aber doch recht lauschig und für einen, der die Stille liebt,

wie geschaffen. Wie ein breiter, bunter Teppich dehnen sich ringsum die Wiesen und Felder, von grasenden Herden belebt und von tiefsinnigen Störchen durchschritten, und in dem dichten Gesträuch nisten fröhlich die Singvögel, welche niemand stört. Auf einer Anhöhe gelegen ragt über die Bauerhöfe hinweg das Gotteshaus, zu welchem von verschiedenen Seiten schattige Wege aufwärts führen. Der Kirche gegenüber steht auf freiem Platz, von zwei hohen, schlanken Pappeln wie von riesigen Schildwachen geschützt, der Edelhof, ein altertümliches und altersschwaches Gebäu mit halb erblindeten Fensterscheiben.

Es scheint, als wäre seine letzte Stunde gekommen, denn auf dem Dach hantieren eine Anzahl Leute, welche die Ziegel abnehmen, während andere aus den Zimmern Schutt und Unrat fortschaffen.

Von dem Fenster der benachbarten Schenke aus beobachtete ein fein gekleideter Herr die Arbeiter und schaute von Zeit zu Zeit auf eine vor ihm auf dem Tisch ausgebreitete Zeichnung.

„Wann werden der Herr Oberbaurat mit dem Neubau beginnen?“ fragte der Wirt, der seinem Gast einen Krug mit schäumendem Bier brachte.

„Morgen kommen noch dreißig Arbeiter,“ versetzte der Herr, der königliche Oberbaurat Gilly. „Unter deren Händen wird die alte Ruine bald verschwinden, und dann soll es mit dem Neubau nicht gar lange währen, darf auch nicht lange währen, denn Se. königliche Hoheit wartet ungeduldig des Tages, wo er mit seiner Gemahlin und dem kleinen Prinzen hier einziehen kann.“

„Hm!“ brummte der Wirt. „Viel Ehre für uns Paretzer und Freude dazu, denn so bekommen wir doch das allgeliebte Paar in unsere nächste Nähe und können stolz darauf sein; aber daß die hohen Herrschaften von Oranienburg nach Paretz übersiedeln wollen, das heißt doch — mit Verlaub zu sagen — vom Pferd auf den Esel steigen.“

„Wie Ihrs versteht, guter Freund!“ versetzte der Oberbaurat mit feinem Lächeln. „In Paretz ist es stiller als in Oranienburg, und darauf kommt es den hohen Herrschaften an. Sie sind gern für sich. Es ist ihnen am wohlsten, wenn sie sich allein haben und sich selbst leben können, denn sie haben an einander so viel, daß sie nicht das Bedürfnis fühlen, nach außen zu gehen, daß namentlich die vielen Einladungen an den Hof und der Zudrang von hohem Besuch die Stille ihrer beglückenden Häuslichkeit störend unterbrechen. Überdem ist Paretz auch viel einfacher als Oranienburg. Da schauet her — es wird ein sehr unscheinbares Wohnhaus werden, dem niemand den Charakter einer fürstlichen Residenz ansehen soll. Seine königliche Hoheit hat mir streng anbefohlen: „Nur immer denken, daß Sie für einen schlichten Gutsherrn bauen! Immer denken, ich sei der Schulz von Paretz!“ Se. Majestät hat es recht gut machen wollen und seiner geliebten Schwiegertochter das Schloß Oranienburg mit aller nur erdenklichen Pracht ausgestattet. Damit hat er aber den Sinn und Geschmack der Empfängerin nicht getroffen. So wie dieselbe in ihrer Kleidung immer die höchste Einfachheit zeigt, so fühlt sie sich auch nicht behaglich, wenn um sie her alles in Luxus strahlt. Und daß der Kronprinz in diesem Stück mit ihr harmoniert, weiß jedermann.“

„Ja, das muß wahr sein,“ fiel der Wirt mit großem Nachdruck ein, „es ist ein prächtiger Herr, so leutselig und so gemein! Er redet mit unser einem in einem Ton, daß man sich schnurstracks ein Herz zu ihm fassen kann. Wär' er nur erst da!“

Der Oberbaurat rollte seine Zeichnung zusammen und stand auf. „Ich sagte Euch schon, daß ich Befehl habe, den Bau zu beschleunigen. Also werdet Ihr nicht lange zu warten haben.“ —

Am folgenden Morgen traf wirklich Verstärkung ein, und innerhalb weniger Tage war das alte Herrenhaus vom Erd-

boden verschwunden. Sofort wurde das Fundament gegraben und der Grundstein zu dem neuen Bau gelegt.

Das war ein Festtag für das ganze Dorf. In früher Morgenstunde rollte ein königlicher Wagen daher, und die guten Paretzer konnten nun ihre kronprinzlichen Herrschaften in nächster Nähe besehen. —

„Schwere Not, Susanne, was heulst denn?" raunte in der versammelten Menschenmenge ein Bauer seinem Weibe zu.

Die Susanne trocknete sich mit dem Schurz die Augen. „Ach du lieber Gott, Jochen, guck doch nur die liebe Kronprinzessin an. Wenn ich die so da stehen seh, da wird mir's ganz breiweich ums Herz herum, und ich muß immer greinen. Siehst, alleweil hast du's auch selber naß in den Augen! Und guck nur, was der Herr Pfarrer für ein Gesicht macht! Er schaut so andächtig drein, wie er mit der Kronprinzessin redet, und gieb acht, er greint auch noch."

Wie's der Susanne erging, so erging es allen. Die guten Paretzer waren ganz außer sich über die Holdseligkeit der Kronprinzessin und die Leutseligkeit ihres Gemahls. Nur zu schnell waren sie ihnen wieder entschwunden, aber sie hatten ja den Trost, daß sie sie bald wiederhaben würden und dann auf längere Zeit. —

Der Oberbaurat bot alle Kräfte auf, um das Haus unter Dach und Fach zu bringen. Die Paretzer Bauern konnten nicht genug den Kopf schütteln, daß der Bau so schlicht und schmucklos wurde, äußerlich wie innerlich, denn wie die Außenwände ganz kahl in die Höhe wuchsen, so entbehrten auch innen die Gemächer bei aller Behaglichkeit und Bequemlichkeit doch alles, was man sonst in der Könige Häusern sieht, den Schimmer des Luxus und den Schmuck der Kunst. Auch die Anlage des Parks hinter dem Haus war dem entsprechend. Herr Garmatter, der Hofgärtner, legte denselben an und stellte durch

Vertiefung des schon vorhandenen Grabens eine Verbindung mit der Havel her, um Wasserfahrten zu ermöglichen. —

Als die Rosen wieder blühten, prangte zwischen den beiden Pappeln vor dem Haus eine Guirlande von Centifolien, und in ihrem Sonntagsstaat standen die Paretzer Bauern mit ihrem Pfarrer und Schulmeister auf dem Platz zusammengeschart, um die neue Herrschaft zu empfangen. Zuerst erschien der Hofstaat in vier prächtigen Karossen, dann, eine halbe Stunde später, kam das kronprinzliche Paar in einem einfachen, zweispännigen Geschirr: der Kronprinz in schlichtem, dunkelblauem Rock ohne alle Abzeichen und die Kronprinzessin in einem ebenso schlichten weißen Kleid mit himmelblauem Schleier. Der „Schulz von Paretz“ durfte doch nicht in Gold und Tressen prunken und die „Frau Schultheißin“ nicht in Sammet und Seide rauschen. Und die guten Paretzer verstanden auch diese Zeichensprache und jubelten darum um so herzhafter ihren Willkomm daher.

Einige Stunden später sahen die Bauern auf dem Kanal des Schloßparks einen Kahn dahinschaukeln. Der Kronprinz ruderte, und Luise saß, einen Strauß von roten und weißen Rosen bindend, ihm gegenüber.

„Ach, lieber Fritz,“ sagte sie mit glückstrahlenden Augen, „mir ist, als wäre mein Herz noch einmal so groß geworden! Sieh, hier bin ich daheim, hier in Gottes freier Natur, hier in ländlicher Stille atmet meine Brust leichter, schlägt mein Puls lauter, empfindet meine Seele tiefer. Es ist eigen mit mir: ich muß den Saiten meines Gemüts jeden Tag einige Stunden Ruhe gönnen, um sie gleichsam von neuem aufzuziehen, damit sie den rechten Ton und Ausklang behalten. Am besten gelingt mir das in der Einsamkeit, aber nicht in dem Zimmer, sondern im stillen Schatten der freien Natur. Unterlasse ich das, dann fühle ich mich verstimmt, und das wird nur noch ärger

im Geräusch der Welt. O habe Dank, du Lieber, du Guter, daß du mir diese Stille bereitet!"

„Ist gar nichts zu danken," antwortete der Kronprinz trocken. „Ist reiner Eigennutz von meiner Seite. Habe mich selbst und mein Bedürfnis im Auge gehabt, da ich mich in Paretz ankaufte."

Luise lachte schelmisch auf, daß hinter den roten Lippen die beiden dichten Reihen der blendend weißen Zähne sichtbar wurden. „Fritz, wird dir die Freiheit schon gefährlich, daß du aus der Art schlägst und ein Schelm wirst? Was lügst du mir so ernsthaft daher von Eigennutz? Denkst, ich weiß es nicht, daß du es nur und allein für mich gethan? Denkst, ich weiß es nicht, daß du deinen innigsten Herzenswunsch unterdrückt hättest, wenn ich in Oranienburg hätte bleiben wollen? — — — Aber sag, wie wollen wir unser neues Heim taufen? Jedes Kind muß doch einen Namen haben."

„Hm!" machte der Kronprinz, „ich denke, wir nennen es Luisensruh. Du sagst ja, ich hätte den Landsitz nur um deinetwillen gekauft."

Die Kronprinzessin zog mit komischem Ernst die Stirn in Falten. „Aha, du willst mich fangen in meiner Rede! Aber jetzt fange ich dich ebenso in der deinen und fordere den Namen Friedrichsheim."

Jetzt stand Trotz gegen Trotz, da gab es keinen andern Ausweg als ein Kompromiß.

„Ich hab's jetzt!" rief Luise nach einer Weile neckischen Haderns, sich vergnügt die Hände reibend. „Unser Haus heiße „Still-im-Land"! Dabei kommt keiner zu kurz oder zu lang, das paßt für uns beide im gleichen Maß."

„Hast wieder einmal recht, Luise," sagte der Kronprinz heiter. „Also Still-im-Land! Ja, so hatte ich's von Anfang auch gemeint, ich wußte nur nicht das Wort dafür."

In dieser Weise scherzte und lachte das glückselige Paar, bis die Mittagsstunde sie zurückrief. — —

So heiter und hell wie der wolkenlose Himmel entfaltete sich ihnen nun ein Leben in Frieden und Freude, welches seinen Sonnenpunkt hatte in der Pflege des Kindleins, welches in der gesunden Luft vortrefflich gedieh. — Auch auf die Frau Oberhofmeisterin übte die Ungezwungenheit des ländlichen Lebens eine unwiderstehliche Gewalt, daß sie sich schließlich nicht mehr entsetzte — wie sie in Oranienburg gethan — wenn eines Morgens zu einer projektierten Landpartie anstatt der fürstlichen Karosse ein schnöder Leiterwagen vorfuhr, daß sie auch den Bauern gegenüber mit dem kronprinzlichen Paar in zwangloser Unterhaltung wetteifern lernte, obwohl die hohen Herrschaften manchmal mit innerlichem Vergnügen die sonst so sprachgewandte Frau ringen sahen, ihre Gedanken ins Bäuerische zu übersetzen. Sie fand auch immer mehr Geschmack an der ländlichen Idylle, und es war ihr besonders angenehm, wenn sie in Begleitung des hohen Paares an schönen Sommerabenden an dem stillen See lustwandelte und beim Sonnenuntergang die Herden unter melodischem Geläut heimziehen sah, oder wenn sie dem Spiel der Kinder auf dem grünen Rasen zuschaute.

So gingen die Tage des Juli hin, und der August begann auf dem Grün der Ährenfelder seine bleichende, dörrende Arbeit. Die Schnitter rüsteten ihr Handwerkszeug, die Schnitterinnen übten des Abends am Brunnen ihre Erntelieder, und alles freute sich auf des Landmanns hohe, goldene Zeit.

Das Wetter war günstig: heiß brannte die Sonne und reifte die Körner so schnell, daß die Bauern mit ihrer Arbeit kaum hinterdrein konnten. In wenigen Wochen waren die

Felder leer, der Wind strich über die Stoppeln, und nun kam das Schönste, die Sehnsucht aller Dorfbewohner, die Freudenpause nach der schweren Müh: der Erntekranz.

Natürlich mußte der Kronprinz seinen Leuten dieses Fest auch bereiten, und lange schon war die „gnädige Frau“, wie sich Prinzeß Luise hier am liebsten nennen ließ, mit der Oberhofmeisterin zu Rat gegangen, wie man der Sache eine schickliche Form und einen soliden Inhalt geben möchte.

Der Tag kam. Das Wetter war ausgesucht schön. Als die Herrschaften sich von der Mittagstafel erhoben hatten, vernahmen sie aus der Ferne eine fröhliche Marschmusik. Die Dorfstraße herauf kamen hinter der Kapelle des Orts paarweis die Schnitter und Schnitterinnen daher, voran die Kranzjungfer mit dem von Ähren und Blumen gewundenen, von roten und blauen Bändern umflatterten Erntekranz.

Nachdem sich die Leute vor dem Schloß im Halbkreis geordnet, trat der Gutsherr aus der Thür. Die Musik blies einen etwas mißratenen Tusch, den die Versammlung mit einem dreimaligen Vivat begleitete. Dann trat die Kranzjungfer auf den Herrn zu, machte einen tiefen Knicks und redete ihn mit zaghafter Stimme also an:

„Wir bringen euch den Erntekranz
Mit fröhlichem Gemüte
Und freu'n uns auf den Schmaus und Tanz
Von eurer Lieb und Güte.
Der liebe Gott hat's wohl gemacht:
Wir haben alles heimgebracht.
So soll denn ihm vor allen
Jetzt unser Lob erschallen.
Doch ihr seid auch so lieb und gut,
Drum schwenken wir den Kranz und Hut:
Der gnäd'ge Herr soll leben
Und gnäd'ge Frau daneben!“

Wieder intonierte die Dorfmusik einen kräftigen Tusch, und ein vielstimmiges Vivat erschütterte die Luft. Der Kronprinz winkte darauf der Kranzjungfer und verschwand mit ihr im Haus. Zehn Minuten später erschien dieselbe wieder, hinter ihr die Frau Kronprinzessin mit den übrigen Herren und Damen des Hofes inclusive der Frau Oberhofmeisterin. Ein neues Vivat erschallte, dann bestiegen die Spielleute das für sie errichtete Gerüst, und die Festgenossenschaft setzte sich in Positur zum Tanz.

Mit linkischer Ehrerbietung trat der Vormäher zu der Kronprinzessin und forderte seine gnädige Frau zum ersten Reigen auf. Während dessen hatte der Kronprinz der Kranzjungfer seinen Antrag gemacht und trat mit ihr hinter das erste Paar. Diesem Beispiel folgten die übrigen, und so bewegten sich denn die höchsten und hohen Herrschaften harmlos unter dem Landvolk, alle bis auf die Frau Oberhofmeisterin, welche dabei stand wie ein General, der die Parade abnimmt.

Gemischte Empfindungen durchzogen ihre Brust. Ihr innerstes Gefühl wollte sich aufbäumen gegen solchen doch gar zu groben Verstoß gegen die Etikette, aber daneben empfand sie drückend die Vereinsamung und Zurücksetzung, welche ihr das feierlich gemessene Wesen jetzt eintrug, und sie ging ernstlich mit ihrem Herzen zu Rat, wie sich dasselbe entscheiden würde, wenn jetzt ein Bauer an sie heranträte mit der Einladung zum Tanz.

Während sie noch so mit sich rang, stiefelte der Knecht, mit welchem der Kronprinz ein paar Worte heimlich gewechselt, spornstreichs auf sie zu und machte ihr den schönsten Kratzfuß, dessen er fähig war. Die Frau Oberhofmeisterin warf einen schnellen Blick nach dem Kronprinzen hin, in welchem sie den intellektuellen Urheber dieses Anschlags witterte, der aber ganz ruhig und gelassen dreinschaute, als wenn nichts vorgefallen

wäre. Einen Augenblick besann sie sich, dann reichte sie mit einem Ruck kühnen Entschlusses dem Bewerber die Hand und begann sich mit ihm zu drehen. Es war ein hartes Stück Arbeit, denn der Zacharias, ihr Tanzherr, hatte einen Schaden am Rückgrat und drehte sich wie ein Quirl, hatte auch vom Takt keine Ahnung. Aber der allgemeine Jubel, mit welchem sie nach gethaner Arbeit von allen Seiten begrüßt ward, entschädigte sie für die gehabte Mühe und den vergossenen Schweiß. Das Eis war nun gebrochen, und sie gab dem zweiten Antragsteller ohne Zögern den Arm, zumal jetzt die Dorfbläser von den königlichen Garde-Hautboisten aus Potsdam abgelöst wurden.

Noch ein dritter Tanz, dann verabschiedeten sich die Herrschaften von dem hochbeglückten Volk und verschwanden im Schloß, um dort in dem Speisesaal den Hofleuten zuzusehen, welche sich weiter am Tanz belustigten.

Am Abend war auf dem Vorplatz des Parks für die Landleute eine Tafel gedeckt. Man aß und trank und war fröhlich, bis man sich abermals auf den Tanzboden begab. Um elf Uhr erschien das kronprinzliche Paar und gab der Musik das Zeichen zum Kehraus.

Es war auch eine Anzahl Fremde herbeigekommen. Die hohen Herrschaften ließen sich dieselben vorstellen, unterhielten sich mit ihnen in der leutseligsten Weise und entließen sie dann mit der Einladung zum nächstjährigen Erntefest. — —

Lange noch redeten die Paretzer von diesem herrlichen Tag und nickten dem Schulmeister zu, da dieser in seiner trockenen Weise die Bemerkung fallen ließ: „Wißt ihr, Kinder, was mich beim Erntekranz für ein Gedanke angewandelt hat? Ein Josua-Gedanke. Ich sagte zu der Sonne hinauf: „Sonne, stehe still!“ aber mir war's, als wäre sie nun erst recht schnell gelaufen, denn der Abend war da, ehe ich's mir versah.“ —

Nur zu schnell schwand mit diesem Tag auch der schöne Sommer überhaupt dahin, nur zu bald mahnte das fallende Laub und der strömende Regen an das Ende der ländlichen Herrlichkeit. Still war's im Dorf, nachdem die hohen Herrschaften von dannen gefahren waren. Man fühlte sich verlassen und vereinsamt, das Dorf war den guten Leuten mit einem Mal so öde, so weit geworden, sie wußten nimmer, wie ihnen geschehen war, bis der Schulmeister abermals den Nagel auf den Kopf traf, indem er eines Abends in der Schenke sagte: „Wißt ihr, Kinder, wie mir's ist? Mir ist, als wäre ein Licht ausgegangen.“ Da nickten sie ihm alle zu und nahmen einen ganz langsamen Schluck. —

Vierzehntes Kapitel.

Von Sarg zu Sarg.

Tief in Schnee gehüllt lag die Welt. So muß es aber auch sein, wenn das Christkind kommt: zu dem goldenen Kerzenschimmer des grünen Tannenbaums gehören weiße Dächer.

Hell strahlten die Dächer der Häuser von Berlin, und der Lichtschein zitterte geisterhaft auf dem Schnee der Straßen. Hier und da aber lag auch ein Haus in Dunkel gehüllt: wo der Trübsalsengel eingekehrt war; und das Dunkel dieser Trauerstätten erschien um so schwärzer in dem Schatten der von Freude erhellten und von Jubel tönenden Nachbarhäuser. Das ist ja so, daß die leidende Seele gerade zu Weihnachten, wo alles rings umher sich freut, den Schmerz mit doppelter Bitterkeit empfindet.

Auch die beiden Paläste der prinzlichen Brüder lagen dunkel in der stillen, heiligen Nacht, besonders der des Prin-

zen Ludwig. Statt des Kerzenbaums brannte in dem Schlafgemach des Prinzen ein trübes Öllicht, und statt um den Weihnachtstisch stand die Familie um ein Krankenlager. Seit drei Tagen erst lag Prinz Ludwig an einem Nervenfieber danieder, und schon hatte dasselbe eine Höhe erreicht, daß das Schlimmste zu befürchten stand.

In angstvoller Spannung vergingen die Festtage für die königliche Familie, namentlich war es die Gemahlin des Leidenden, welche, dem Gatten mit schwärmerischer Liebe ergeben, in Mitleidenschaft gezogen wurde, und nächst dieser der Bruder des Kranken, Kronprinz Friedrich Wilhelm, der beste und treueste seiner Freunde, sein Studiengenoß, sein Kamerad im Felde, das Echo seines inneren Lebens.

Was menschliche Kunst und Wissenschaft vermochte, wurde aufgeboten, und doch sollte Prinzeß Friederike schon nach wenigen Tagen eine Witwe sein, eine achtzehnjährige Witwe. Es war in der elften Abendstunde des 28. Dezember, als Prinz Ludwig den letzten Atemzug that und ein noch nicht 24jähriges, edles, zu den schönsten Hoffnungen berechtigendes Leben beschloß.

O welch eine furchtbare Macht übt der Tod, wenn er ein kraftvoll erblühendes Jugendleben knickt, wenn er mit rauhen Händen königlichen Glanz von einem Menschen abstreift und unbarmherzig den Frieden häuslichen Glücks zerstört!

Mit dem Schweigen stiller Ergebung empfing der königliche Vater die Nachricht von dem Heimgang seines geliebten Sohnes, doch sprach er, als er von der Beisetzung heimgekehrt war: „Mit meines Lebens Freude ist's nun aus! Mein Herz hat einen Stoß bekommen, davon es sich nicht wieder erholen wird.“

Und doch mußte er sich stark machen, um der jungen Witwe Trost zusprechen zu können, denn hier war der Trost

doppelt von nöten. Die zarte Natur der Prinzeß Friederike schien unter der Gewalt des jähen, furchtbaren Schlages aus den Fugen gehen zu wollen, und man mußte besorgt sein um den Verlust ihres Verstands.

Luise nahm die Schwester zu sich in ihr Haus und trug Leid mit ihr und erquickte die Trauernde mit dem Sonnenschein ihrer hingebenden Liebe. Aber nicht lange, so sah sie sich in die Lage versetzt, ihr Herz zu teilen zwischen zwei der Pflege Bedürftigen. Als am Neujahr 1797 das kronprinzliche Paar sich anschicken wollte, um Sr. Majestät die übliche Gratulation zu bringen, fühlte sich der Kronprinz plötzlich unwohl. Sein Gesicht verfärbte sich, die Augen verloren alles Leben, und durch den ganzen Körper rieselte ein kalter Fieberschauer. Der vorgefahrene Wagen mußte wieder in die Remise und der Kronprinz in das Bett.

Der Arzt konstatierte eine Luftröhrenentzündung und befahl die äußerste Vorsicht. Wirklich schwebte auch dieses Leben in Gefahr, und in dumpfer Angst sprach König Friedrich Wilhelm: „Soll ich denn aller meiner Söhne beraubt werden?“

Wie ein Eishauch liefen diese Worte der Prinzeß Luise über den Rücken. Sollten sie eine Weissagung sein? Sollte das Eheglück der beiden Schwestern mit dem gleichen Anfang auch das gleiche Ende haben? Das Jahr 97 hatte begonnen — sollte der Volksglaube von der „bösen Sieben“ für das preußische Herrscherhaus eine Wahrheit werden? — — —

Schwere, schwere Tage waren es, die da folgten, besonders für Prinzeß Luise. Hier raste in Fieberhitze der Gemahl, dort jammerte in Verzweiflung die Schwester; hier sollte sie pflegen, dort sollte sie trösten; hier war Tag und Nacht ihre Gegenwart erforderlich, und dort seufzte die einsame Witwe nach der Schwester beruhigenden Nähe. Es war eine unsag-

bare Pein, zu der Angst des drohenden Verlustes dieses Hin- und Hergezogenwerden zwischen Pflicht und Pflicht!

„O Gott, wenn sie nun auch noch erkrankt!“ jammerte der Zofen eine.

„Der Allmächtige wird sie bewahren,“ versetzte die Oberhofmeisterin. „Sie weiß die Thür, wo man sich Kraft holt in aller Schwachheit und Trost für alles Leid. Sie betet ohne Unterlaß — siehst du ihr das nicht an, Marie?“

„Ach ja!“ versetzte die Zofe mit einem tiefen Seufzer. „Es ist etwas Eigenes mit unserer Frau Kronprinzessin: mir ist, als würde sie im Unglück immer größer und schöner. Ich muß ihr immer scheu aus dem Wege weichen, denn mir ist, als stände eine Heilige vor mir; und doch zieht es mich immer wieder zu ihr hin, denn von ihrer Gegenwart geht eine Kraft aus zu trösten und zu stärken. Wenn ich sie nicht sehe, da ist mir immer so seelenangst, daß ich nicht weiß, wo ich bleiben soll; wenn sie aber kommt, das ist mir beruhigender, als wenn der Doktor vorfährt.“

„Du hast recht, Marie,“ sagte die Frau Oberhofmeisterin bewegt. „Mir geht es nicht anders wie dir. Erst jetzt erkenne ich den ganzen Wert dieses Edelsteins: in der Nacht der Trübsal funkelt er am allerschönsten. Laß uns nicht müde werden, für sie zu beten — und für die andern dazu!“ —

Sie steht nicht allein, die Frau Oberhofmeisterin: tausend und tausend Hände heben sich mit den ihrigen empor zu dem, zu welchem alles Fleisch kommt, dieweil er Gebet erhört. Siehe, sie beten den Tod hinweg! Der Kranke atmet leichter, und am neunten Tag erklärt der Arzt: Er ist gerettet!

Da gab's ein lautes Loben und Danken in der ganzen Stadt und weithin im Land — man hatte ihn wieder, den Allgeliebten, die Hoffnung des Vaterlands! —

Aber was ist das? Von dem kronprinzlichen Palais ist der Todesengel verscheucht — was zögert er noch? Ist doch noch eine Garbe reif zum Schneiden?

Am 13. Januar läuten die Glocken der Hauptstadt. Totenklage ist es, was sie anstimmen, sie läuten die Königin Witwe aus der Welt. Elisabeth Christiane, des großen Friedrich hinterlassene Gemahlin, ist dahin. Im 83. Jahr ihres Lebens ist dieser milde Stern erloschen, von welchem Licht und Wärme segnend ausgegangen war. Und viele, viele trauern über den Verlust dieser stillen, frommen, demütigen, liebreichen Seele, viele Arme und Elende zumal, die sich hatten sonnen dürfen in der Liebe der königlichen Wohlthäterin. Und in heiliger Begeisterung schuf des Künstlers Hand ein Denkmal ihrer Verklärung: von Sternen umkränzt trägt der Genius der Unsterblichkeit die entschlafene Königin aus der Gruft der Verwesung empor zu den Gefilden der Seligen, welche ihr mit Palmen entgegengrüßen. Ihr nach streckt die trauernde Armut die dürren Hände, aber in der Ewigkeit noch gedenkt die verklärte Wohlthäterin des irdischen Elends, denn auf ihr Geheiß schwebt sanft der Genius der Barmherzigkeit hernieder und schüttet über die Armen das Füllhorn seines Segens.

Dieses Sinnbild, in Kupfer gestochen, verehrte der Meister der Frau Kronprinzessin. Wie dieselbe die Zeichnung genauer ins Auge faßte, was gewahrte sie? Der Genius der Barmherzigkeit trug ihre Züge! — — Lange stand sie still und sann vor sich hin, dann schlug sie voll die Augen zum Himmel auf: „Ja, ich will es werden, ich will dir nacheifern, du verklärter Geist! Hilf mir dazu, mein Gott, und gieb zum Wollen das Vollbringen!“

Die Totenklage verstummte, das Leben forderte wieder sein Recht, und nach zwei Monaten ging dem Preußenvolk ein neuer Stern der Freude auf: Prinzeß Luise schenkte in der

zweiten Nachmittagsstunde des 22. März ihrem Gemahl und dem ganzen Land einen zweiten Prinzen, der in der heiligen Taufe die Namen Friedrich Wilhelm Ludwig erhielt.

„Was, meinest du, will aus dem Kindlein werden?" fragte der Hofprediger in der Taufrede. Er hat es nicht ahnen können und niemand hat es ahnen können, daß man in diesem Kindlein den künftigen Kaiser von Deutschland über das Taufbecken hielt. — Aber auch so war die Freude über den Besitz des Knäbleins groß und um so größer, als es ein Sohn großer Schmerzen war, ein Sonnenaufgang göttlicher Barmherzigkeit nach der Nacht der Trübsal. —

Ruhig gingen die Tage und Monden hin, bis am 25. September der Geburtstag des Königs die Stille unterbrach. Es war ein wehmütiger Ernst, mit welchem der Gefeierte den Gratulanten dankte. Beim Abscheiden der Königin Witwe hatte er zu dem General von Bischoffswerder geäußert: „Nun komme ich dran," und die Ahnung seines baldigen Todes hatte ihn von der Zeit an nicht mehr verlassen; vielleicht war es auch eben diese Ahnung gewesen, welche ihn ein neues Trauer-Reglement hatte festsetzen lassen, um den bisher gebräuchlichen Pomp und Aufwand zu vermindern.

Er begab sich nach Potsdam, um Berlin nicht wiederzusehen.

Als am 8. Oktober die kronprinzlichen Herrschaften von einem Besuch des königlichen Vaters zurückkehrten, konnten sie es sich nicht mehr verhehlen, daß des Monarchen Tage gezählt seien, so verfallen hatten sie ihn gefunden. Der Zustand des Leidenden verbesserte sich zwar wieder, und gegen Ende des Monats schien für die Hoffnung auf Genesung Raum zu werden; aber der böse November, der mit seinen Stürmen die Baumkronen zerzauste und ihnen den letzten Blätterschmuck entriß, schüttelte auch des Herrschers mächtige Gestalt und heulte ihm zu: Bestelle dein Haus, denn du mußt sterben!

Fast Tag für Tag rollte der kronprinzliche Wagen von Berlin nach Potsdam und von Potsdam nach Berlin. In der Hauptstadt war das öffentliche Leben ins Stocken geraten, alles schaute mit verhaltenem Atem dem drohenden Ereignis entgegen. Da, am 16. November mittags 1 Uhr eine Bewegung unter den Truppen: die Thore von Berlin werden sämtlich geschlossen, vor dem Schloß sammeln sich die Regimenter und schwören dem neuen König Treue. In seinem Marmorhaus am Ufer des heiligen Sees war um die neunte Morgenstunde Friedrich Wilhelm II. entschlafen, und sein Sohn bestieg den Thron der Hohenzollern.

Jeder der schwörenden Krieger sah und fühlte es dem neuen Herrscher an, wie tief ihn seines Vaters Hinschied erschütterte, und wie gern er ihm ein längeres Regiment vergönnt hätte, denn früh war Friedrich Wilhelm II. abgerufen worden: er hatte sein Leben nur auf 53 Jahre gebracht.

Und Luise? Auch ihre Thränen flossen reichlich, und ihr Schmerz war so wahr, so aufrichtig wie ihr Herz. Sie erbebte innerlich bei dem Gedanken an die Krone, deren Gold die erst Einundzwanzigjährige belasten sollte; mit seinem ganzen Ernst legte sich auf ihre zarte Seele das Gefühl der Verantwortlichkeit, welche von diesem Augenblick an auf ihr ruhte. In bangem Schweigen sank sie dem Gemahl an die Brust, und ohne Wort verstanden sich die beiden.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Huldigung des Volks.

Es war am 25. Mai des Jahres 1798. Der Lenz hatte die schlaftrunkene Erde wachgerufen und sie wie eine Braut zur Hochzeit geschmückt.

Vor dem Palais des Königs hielt eine Reihe Wagen, deren Rosse lebenslustig in den heitern Morgen hineinwieherten, und ringsum stand in dichter Schar das Volk, welches dem König Glück auf den Weg zurufen wollte, denn es galt jetzt die Huldigungsreise durch das Land.

Schlag 9 Uhr erschien der König auf der Treppe. Ein tausendstimmiges Hurrah schallte ihm entgegen, und lustig schmetterten die Trompeten zur Abfahrt.

Ihre Majestät die Königin hatte gestern schon den Abschiedsgruß bekommen. Sie hatte vorauf fahren müssen, um in Freienwalde das erste Nachtquartier zu nehmen, da ihre gegenwärtigen Umstände ihr nur kleinere Tagestouren erlaubten. Sie hatte von ihrem Hofstaat niemand weiter mitgenommen als die Oberhofmeisterin Gräfin v. Voß und die Hofdame Fräulein v. Vieregg.

Der alte Thorwart am Prenzlauer Thor stand, nachdem der königliche Zug an ihm vorüber war, noch lange in nachdenklichem Brüten mitten auf dem Fahrdamm, bis er aus seinem Träumen aufgeschüttelt ward durch eine barsche, schnarrende Stimme: „Heda, Alter, aus dem Weg! Hört Ihr denn nicht? — — Ach Ihr seid's, Grüneberg! Was habt hier zu simulieren?"

„Ei schönen juten Dag, Vetter Weißenborn!" grüßte der Thorwart seinen Anverwandten, den Wachtmeister vom Garde du Corps. „Ick hatte alleben so meine Gedanken über

dem Könige. Det soll 'ne Huldigungsreise werden? Du lieber Jott, wat wird 't Volk denken! Soll det en königlicher Zug sind?"

Der Wachtmeister strich sich gewichtig den Bart. „Ihr meinet, weil er nach gar nichts aussieht, he? Schwere Not, kennt Ihr Se. Majestät noch nicht? Er ist als König gerade noch so, wie er als Kronprinz war, immer einfach und dusement, kann das Gepränge und den Firlefanz für den Tod nicht leiden. Es ist ja bekannt geworden, was er an den Staatsminister v. Schrötter geschrieben hat: dem Lande werde es sicherlich viel lieber sein, wenn der König ihm statt der Pracht und des Pomps ein treues, landesväterliches Herz entgegenbringe; so werde er auch seinerseits sich um so mehr freuen, je einfacher und prunkloser sich die Liebe seiner Unterthanen gegen ihn äußern werde. Und so hat er sich denn auch für die Huldigungsreise allen Aufwand verbeten: schöner als alle Ehrenpforten würden ihm die Augen seines Volks erscheinen, wenn aus ihnen Treue und Anhänglichkeit ihn grüßte. Daher kommt's ja auch — worüber manch einer den Kopf geschüttelt hat — daß der König nicht ins große Schloß gezogen, sondern ruhig in seinem kleinen, unscheinbaren Palais geblieben ist und es gerade so weiter macht wie vorher. Es wird Euch ja wohl auch zu Ohren gekommen sein, was er zu dem Kammerdiener gesagt hat, der der neuen Majestät die beiden Flügelthüren aufriß: „Bin ich denn in der Geschwindigkeit so dick geworden, daß eine Thür für mich zu enge ist?" Dem Küchenmeister, der ihm am Tag nach seiner Thronbesteigung zwei Gänge mehr auf die Tafel schickte, hat er auch ein schönes Kompliment bestellen und fragen lassen, ob man denn glaube, er habe seit gestern einen größeren Magen bekommen? Solcher Stücklein werden noch gar viele erzählt, und das Herz wird einem dabei warm. Ich denke aber, diese Neigung des Königs

zur Einfachheit und seine Abneigung gegen alle Verschwendung wird das Land gar bald als eine sonderliche Wohlthat empfinden, denn der König hat einen schweren Anfang: in der Staatskasse ist ein großes Loch! Von den 72 Millionen, welche der alte Fritz bei seinem Tod hinterlassen, ist kein roter Heller mehr da und dazu noch 35 ½ Millionen Schulden! Der König hat infolge dessen auch unter den Hofleuten und im Beamtenstand gründlich aufgeräumt und gemeint: der Staat sei noch nicht reich genug, um so viele Müßiggänger zu füttern. Glück zu, Friedrich Wilhelm! Wäre es zehn Jahre noch so weiter gegangen, was hätte aus uns werden sollen? Und daß er nun auch den Frömmlern und Geheimniskrämern aufs Kollett steigt und in diese dunstige Atmosphäre einen frischen, gesunden Luftzug bringt, dafür verdient er sich auch den Dank aller, die das Herz auf dem rechten Fleck haben. Der hochselige König ist in seiner großen Gutmütigkeit von viel Heuchelei und Kriecherei umsponnen gewesen — vor Friedrich Wilhelm III. werden die krummen Rücken alle gerade, oder sie müssen den Rückzug antreten. — Und nun gehabt Euch wohl, Vetter Grüneberg!"

„Adjes, Vetter Weißenborn!" antwortete der Thorwart und ging in tiefen Gedanken nach seiner Klause.

* * *

Es war ein heißer Tag, als die beiden Majestäten sich der Stadt Stargard naheten. In eine Staubwolke gehüllt wälzte sich ihnen ein dichter Menschenhaufe entgegen, und des Königs Augen leuchteten freudig zufrieden auf, als er bemerkte, daß man, seinen Wunsch respektierend, allen äußern Pomp vermieden hatte und diesen Mangel durch ein doppelt herzliches Willkommen ersetzte. Nur vor dem Haus, in welchem die

hohen Herrschaften Quartier nehmen sollten, standen neunzehn kleine Bürgermädchen aufgereiht in weißen Kleidern, rote Schärpen um die Hüften, grüne Epheukränze im Haar und gefüllte Blumenkörbchen in der Hand, aus denen sie vor dem königlichen Paare her den Weg zum Haus bestreuten.

Mit unendlicher Huld sah die Königin den Kleinen zu und begann sich mit ihnen zu unterhalten in einer Weise, daß sie alle Scheu verloren und ganz dreist antworteten.

„Wie viele sind euer?“ fragte die Königin im Lauf der Unterhaltung.

„Neunzehn!“ war die Antwort.

„Neunzehn? Konntet ihr nicht die Zwanzig voll machen?“

Die Kinder sahen betreten zur Erde, bis auf die wiederholte Frage der Königin ein Mädchen stotterte: „Wi heww'n dei Margret wedder na Hus schickt — sei was tau häßlich.“

Die Königin schüttelte lächelnd den Kopf. „Das arme Kind! Es hat sich gewiß recht auf den heutigen Tag gefreut, und nun muß es zu Hause sitzen und wird seine bitteren Thränen weinen! Springe doch eine hin und hole die Margret herbei!“

Dem Befehl wurde sogleich nachgekommen, und unter den Liebkosungen der hohen Frau wurde die glückselige Margret ordentlich stolz auf ihre Häßlichkeit und die andern neidisch auf die Bevorzugte. —

Die ganzen zwei Tage, welche die Majestäten in Stargard verweilten, umrauschte sie der Jubel einer fast ungestümen Begeisterung, und reichliche Thränen flossen den Davonziehenden nach.

Der König fuhr direkt bis Köslin zu einer Truppenbesichtigung, während die Königin auf Schloß Plathe Nachtquartier nahm und am andern Morgen die Reise fortsetzte.

Als die Türme von Köslin am Horizont auftauchten, mußte in einem Dorf der königliche Wagen halten, indem ein Haufe Bauern ihm den Weg versperrte.

Mit gezogenem Hut trat der Schultheiß an den Schlag heran: „Allergnädigste Fru Königin! Wi gräuten Ju von Harten veel dusend mal, un wil dat sick dat nu so dröpt, dat Sei bi uns vörbiführen, dunn bidden wi ganz demäudig un unnerdhänig, Sei wullen en beten ut de Kalesch' rutstiegen, dat Sei met dei Dam's bi uns en lütt Traktement tau sick nehmen; süs glöben drin dei Stadtlüd, sei hädden allein dat Vörrecht, ehre Lann'smodder tau trakteeren."

Ohne Umstände steigt die Königin aus und folgt mit den beiden Begleiterinnen den Bauern nach einem Haus, auf dessen saubergefegten, blumengeschmückten Diele ein Tisch mit schneeweißem Linnen gedeckt war und aus dessen Küche ein süßer Duft verheißungsvoll hereindrang. Nach wenigen Minuten brachte eine schmucke, dralle Dirne einen Teller voll delikater Eierkuchen, bei deren Anblick die Augen der Königin eigentümlich aufleuchteten: sie gedachte der glücklichen Tage ihrer Kindheit im Hause der Frau Rat Goethe, und diese Rückerinnerung steigerte ihren Appetit, daß sie einen ganzen Eierkuchen verzehrte, während die Frau Oberhofmeisterin und das Hoffräulein sich je an einem halben genügen ließen, indem sie nicht imstande waren, der pommerschen Backmethode einen besonderen Geschmack abzugewinnen.

Nach einer Stunde stiegen die Herrschaften wieder in den Wagen, und die Bauern standen, nachdem sie ihnen den Abschiedsgruß nachgerufen, noch lange hinter dem Dorf, bis der alte Schultheiß, mit dem Ärmel sich die Augen wischend, Kehrt machte und sagte: „Kinnings, nu heww' ick naug von dese Welt, nu heww' ick nix dorwedder, wenn de leiw' Gott tau mi seggt: Kumm, oll Jochen! Nu heww' ick sei jo sülwst

noch mit minen Ogen sehn, uns' leiw' Königin, dorvon dei ganze Welt so veel Redens un Räuhmens makt. Un sei is noch veel smucker un gaudmäudiger as ick mi dat vörstellt heww', sei is gor nich as en Minsch, sei is as en Engel, un ick heww' mi man wunnert, wo dese Engel en ganzen Klackeierkauken eten kann.“ — —

In Köslin wurde ein kürzerer Aufenthalt genommen, was den Bürgern ganz und gar nicht recht war. Von Stolpe aus fuhr der Wagen der Königin fast immer in Begleitung einer Menschenmenge, und bis in diese fernen Gegenden schien des Königs Verbot nicht gedrungen zu sein, denn allerorten prangten Ehrenpforten, grüßten reich geschmückte Jungfrauen und feierliche Deputationen, spielten Musikbanden festliche Weisen, bis in der Ferne von den Wällen Danzigs die Kanonen der Herannahenden ihren Willkomm darbrachten. In einem vor der Stadt aufgeschlagenen Zelt wartete der Königin eine Deputation, im Hafen hatten alle Masten die Wimpel aufgezogen. Es war dem Wagen kaum möglich, durch das Gewühl der jauchzenden Menge zu dringen und das Haus des Gouverneurs Generals Kalckreuth zu erreichen, welches den hohen Besuch beherbergen sollte.

Bald darauf kam auch der König an. Er sah etwas abgespannt und verdrossen drein, das war die Folge des reichlichen Aufwands, den man um seinetwillen gemacht, und des unaufhörlichen Vivatgeschreis. Am Nachmittag aber schaute sein Auge heiterer in die Welt, als sich von der Höhe des Karlsbergs bei Kloster Oliva das deutsche Neapel zu seinen Füßen entfaltete, und die Majestäten verlebten in dem Anblick dieses zauberhaft schönen Stücks Erde, welches sie ihr Eigen nennen durften, eine Stunde reinsten Hochgenusses. — Die Stadt Danzig überbot sich auch am andern Tage in Ehrenbezeugungen und sinnvollen Überraschungen und wußte diese

in eine Form zu kleiden, daß es dem König unmöglich war, seinen Unmut über das Zuviel laut werden zu lassen.

Auch die Reise von Danzig nach Königsberg war ein Triumphzug, und die Majestäten waren froh, als sie endlich, ermüdet von allem Gesehenen, Gehörten und Geredeten, am Nachmittag des 3. Juli in das alte, düstere Schloß von Königsberg einzogen, die Ordensburg der deutschen Ritter, die Residenz der ersten Herzöge von Preußen und die Geburtsstätte des ersten Königs in Preußen.

Zwei Tage darauf fand die Huldigung statt. Von einem Fenster des gewaltigen, ehrfurchterweckenden Moskowitersaals herab sah die Königin auf die bunt schillernde Menge der Volksvertreter, welche sich in dem weiten Schloßhof zu dem feierlichen Akt gesammelt hatte, und vernahm in deutscher und polnischer Sprache den Treueid ihres Volks.

Am Abend des folgenden Tages glänzte der alte Moskowitersaal im Licht von tausend Kerzen; er hatte lange solche Pracht nicht mehr gesehen. Wie eine Sonne überstrahlte Königin Luise alles Kerzenlicht: alles hatte nur Augen für sie, alles war hingerissen von ihrem Anblick, und dem König selber wallte das Herz in stillem Entzücken über den Liebreiz und die Anmut, welche seine Gemahlin mit der wahrhaft königlichen Hoheit ihres Auftretens zu vereinigen verstand.

Nur zu schnell gingen den Königsbergern die festlichen Tage vorüber, obwohl sie mehr empfangen hatten, als die übrigen Städte, denn erst am 10. reiste die Königin ab und der König den folgenden Morgen. —

Es war ein heißer Tag, als der Wagen Ihrer Majestät in den Hof des Herrn von Witt auf Domnau einfuhr, um daselbst zu Mittag zu speisen. Der Kutscher, welcher hoch oben auf dem Bock von der Sonne inwendig ganz ausgedörrt worden war, hatte sich in der Küche mehr an das Getränk als an die

Speisen gehalten und befand sich beim Wiederaufsteigen in einer etwas bedenklichen Verfassung, was jedoch von den Herrschaften nicht bemerkt ward. Man war aber kaum eine halbe Stunde gefahren, als in dem Rosselenker der Wein die schlimmsten Früchte zu zeitigen drohte. Als es nämlich einen Abhang hinunterging, dachte der Kutscher nicht daran, daß sich für solche Fälle ein Hemmschuh an dem Wagen befindet; und so sauste denn das Gefährt mit immer beschleunigter Geschwindigkeit dahin, bis es mit dem Vorderrad in den Graben geriet und umstürzte.

Die Oberhofmeisterin fährt, nachdem man sich aus der Verwirrung gelöst und von dem Schrecken einigermaßen erholt, mit einem Hagelwetter von Vorwürfen auf den armen Schelm drein, der, durch den Unfall plötzlich ernüchtert, seine bittersten Thränen weinte und im Blick auf den Zustand Ihrer Majestät die Züchtigung allerdings doppelt verdient hatte.

Die Königin aber legt der Zornglühenden sanft die Hand auf den Arm: „Lassen Sie nur gut sein, liebe Voß! Gott sei Dank, mir fehlt nichts, und die Leute haben sich dabei gewiß mehr erschrocken als wir selbst.“

Jetzt brachen dem Kutscher von neuem die Zähren aus den Augen, und er hätte in den Staub sinken mögen vor solcher Holdseligkeit. Als er am 13. Juni die Königin glücklich an das Ziel der Bestimmung, nach Warschau gebracht hatte, war sein erster Gang zu einem Lichtzieher und sein zweiter in die nächste Kirche: vor der Madonna, welcher er zwei Kerzen gestiftet, that er das ernsthafte Gelübde, nie mehr einen Tropfen Wein an seine Lippen zu bringen.

Ohne militärische Bedeckung zog der König, der unterwegs mit seiner Gemahlin wieder zusammengetroffen war, in die Stadt ein, die er vor vier Jahren mit seinen Kanonen beschossen hatte. Man ängstigte sich deshalb und stellte ihm vor, sich bei der Abreise größerer Vorsicht zu bedienen.

Der König schüttelte lächelnd den Kopf. „Ich bin gewohnt, mich bei Bereisung meiner Provinzen nur von der Treue meiner Unterthanen eskortieren zu lassen, und bin weit entfernt zu glauben, in den neuen Provinzen andere als ähnliche Gesinnungen zu finden."

Am 18. Juni ging die Reise weiter auf Breslau zu an Wola vorüber, der Stätte, wo Friedrich Wilhelm sich als Kronprinz einen unverwelklichen Lorbeer gepflückt. Über Blumen, von den Kindern der Krautgärtner auf den Weg gestreut, zog einen Tag nach ihrem Gemahl die Königin in die Stadt ein und wurde von denselben im Thor mit einem in der landschaftlichen Mundart abgefaßten Gedicht empfangen, welches die Überschrift trug: „Unser ollergnädigsten Fro Könnigin os troi'm Harzen übergaben von den Kräutern (Krautgärtnern) üm Brassel a poar Tage vor Johanne."

Die Königin hatte kaum Zeit, ihre Freude über das treuherzige Gedicht auszusprechen, denn schon standen als Abgesandte der Breslauer Kaufmannsgilde zwei Frauen vor ihr mit einem Geweb feinster, schlesischer Leinwand, einem kompletten Kinderzeug, einer silbernen Kinderklapper an goldener Kette mit Schellen und kleinen Medaillons und einem kunstvoll gewirkten Wiegenband, dem ein von Professor Manso verfaßtes Gedicht aufgedruckt war:

„Klein nur ist das Geschenk, das der hoffenden Mutter die treuen
Mütter Silesiens weihn; aber Du achtest das Herz.
Fürstin, wir wünschen so sehr, daß Du des Landes gedächtest,
Welches so kindlich Dich liebt. Darum verehren wir Dir,
Was es selber erzeugt und pflegt und bereitet, und knüpfen
An die Empfindung es an, die Dich als Mutter durchdringt."

Der Königin traten die Thränen in die Augen, und die Bewegung überwältigte sie so, daß sie nur die Worte hervorbrachte: „Ich werde die guten Schlesier nie vergessen!" —

Aber die kurze Rede war den Schlesiern doch lang genug, und sie haben sie sich tief in ihr Herz gegraben zu unauslöschlichem Gedächtnis. —

Nun ging die Reise über Crossen und Frankfurt nach Charlottenburg, um von da in Berlin einzuziehen und die Huldigung der Hauptstadt als den krönenden Schluß des ganzen Zugs entgegenzunehmen.

Daß aber hier der Pomp auf das äußerste Maß beschränkt ward, dafür hatte des Königs Wille von vornherein gesorgt. Ein am Eingang zu den Linden angefangener Triumphbogen mußte auf seinen Befehl wieder abgerissen werden, desgleichen eine im Lustgarten aufgerichtete, hohe und breite Tribüne, mit Sitzplätzen für die Vornehmen.

„Was soll das?“ fragte der König unmutig. „Ist das Fest bloß für die, welche sich für schweres Geld einen Sitzplatz kaufen können? Ich denke, die armen Leute sind auch meine Unterthanen! Fort mit dem Gestell!“

Den Morgen des 6. Juli begrüßten mit feierlichem Konzert die Glocken und Kanonen. Nach dem Dom wallfahrtete zuerst die königliche Familie, um die ernste Handlung mit Gebet und Gottes Wort zu weihen. Dann ging es nach dem königlichen Schloß, wo in dem weißen Saal die Ritterschaft und Stände der Kur-, Alt- und Neumark vor dem Thron sich neigten und dem Herrscher huldigten.

Inmitten der gepuderten, in ihren ständischen Uniformen feierlich prangenden Herren erschien unvermutet eine fremdartige Gestalt, ohne Puder, ohne Standeskleid, nur mit einer dreifarbigen Schärpe geschmückt. Alles kam in Bewegung und wich vor dem Fremden scheu zur Seite: es war der Abgesandte der französischen Republik, Monsieur Sieyes, einer von denen, an deren Händen das Blut Ludwigs XVI. klebte. Wie ein höllisches Gespenst erschien dieser Mensch den Versammelten, und die

Feststimmung ging um mehrere Töne herunter. Auch über das strahlende Gesicht der Königin huschte ein leiser Schatten, und der König gab den schwülstigen Worten des galanten Herrn nur frostige Antwort, welche die Umstehenden ebenso befriedigte, als sie den Angeredeten selbst verstimmte.

Am Abend des Tages drängte sich das Volk in dichten Massen zu dem königlichen Nationaltheater, um dem vom Theaterdirektor Iffland verfaßten Festspiel: „Der Veteran“ beizuwohnen.

Der Dichter hatte es verstanden, die patriotischen Saiten anzuschlagen, und begeisterter Beifall lohnte jeder Scene. Viel zu schnell fiel den Versammelten der Vorhang, und „Iffland! Iffland!“ schallte es tausendstimmig durch das Haus. Der Vorhang hob sich endlich noch einmal, der Dichter erschien und wollte reden, aber die Macht des Augenblicks übermannte ihn, daß er vergeblich nach Worten rang, bis er endlich, sein Gefühl meisternd, mit gewaltsamer Stimme rief: „Gott segne den König!“

„Gott segne den König!“ jubelte es in endlosem Echo nach, und dieser Jubel klang wie ein Gebet, wie die Fürbitte eines getreuen Volks für den geliebten Landesvater.

Sechzehntes Kapitel.

Der Landesvater und die Landesmutter.

Das Theater entleerte sich und die Kaffeehäuser bekamen noch einen starken Zuspruch. Auch der alte Fechter unter den Linden schmunzelte, als sich seine Stube um elf Uhr noch einmal mit Gästen überfüllte. Solch einen Tag wie den

heutigen konnte er sich schon gefallen lassen; und wenn der König sich jedes Jahr einmal wollte huldigen lassen, Vater Fechter hätte nichts dawider gehabt.

„Drei Tassen Schokolade!“ rief es von einem Tisch in der Fensternische, an welchem sich drei feingekleidete Herren niederließen. „Mir klebt die Zunge am Gaumen von dem Vivatgeruf,“ sagte der eine, Kanzleirat Kraushold. „Das muß wahr sein, so ein Tag wie der heutige hat sein Anstrengendes und Abspannendes. So den ganzen Tag die Seh- und Gehörnerven anstrengen und das Mundstück in Aktivität haben, es ist eine Strapaze. — Drei Tassen Schokolade, Fechter! Hören Sie denn nicht?“

„Ja doch, ja doch, meine Herren!“ antwortete es vom Büffett her. „Nur ein ganz klein wenig Geduld, meine Herren, es kommt alles mit der Zeit.“

„Gott segne den König!“ fuhr der Kanzleirat fort. „In meinen Ohren klingen noch diese Worte Ifflands. Sie haben mich aufs Herzblatt getroffen. Ja, nun braucht bloß noch der Herrgott seinen Segen zu geben — der Liebe und Treue seines Volks ist er gewiß. Und wenn er das bis jetzt noch nicht gewußt haben sollte, von heute an muß es ihm klar sein. Na, wir können uns aber auch Glück wünschen zu einem solchen Monarchen. Man mag jetzt in Europa von Thron zu Thron gehen, wo findet man einen Kronenträger, der dem unsern gliche? In Preußen sitzt die Wahrheit auf dem Thron, wenn man's kurz sagen soll. Jeder Zoll an Friedrich Wilhelm ist Wahrheit. Er ist ein Mann, er ist ein Charakter; so wie er denkt, so redet er, und wie er redet, so handelt er. Unvergeßlich sind mir die Worte, mit denen er nach seines Vaters Tod die Staatsminister angesprochen: „Sie haben Ihren besten Freund verloren; wollen Sie mich dafür annehmen?“ Ja wahrlich, wir haben keinen wärmeren Freund als unsern König.

Und wie selbstlos, wie bescheiden ist er! „Friedrich dem Dritten“ schworen die Regimenter den Eid; da er als Kronprinz immer Friedrich genannt worden war, so hielt man es für natürlich, daß er als König diesen Namen weiter führen würde. Aber was hat er gethan? Er hat diese Anrede abgewiesen und sich entschlossen, als Friedrich Wilhelm der Dritte auf den Thron zu steigen, warum? Weil, wie er gesagt hat, dieser Name leichter zu tragen sei. Sie verstehen ihn wohl, meine Herren? — Und wie einfach, wie natürlich, wie ungezwungen ist sein ganzes Auftreten! All der steife Plunder der Etikette ist vom Hof verbannt, es hat sich eine neue Art zu leben gebildet, welche ihr Vorbild in der Natur hat. Jeder, der an den Hof gezogen worden ist, bezeugt es, daß man sich gleich wohl fühle in diesem ungezwungenen und doch auf der Grundlage eines feinen Anstands ruhenden Ton. Wie zart, wie edel war zum Beispiel das Benehmen des Königs auf dem Ministerball! Kennen die Herren die Geschichte?“

Auf die Verneinung der Frage fuhr der Erzähler fort: „Die Geheimrätin Brückner war von den adeligen Herren bei dem ersten Tanz nicht aufgefordert worden; als sie auch zum zweiten Mal von diesem Mißgeschick betroffen wird, tritt auf einen Wink der Königin der König auf sie zu und rettet sie aus ihrer Verlassenheit.“

„Brav, herrlich!“ rief einer der beiden Zuhörer, der Seidenwarenhändler Flemming. „Aber köstlicher noch ist die Geschichte mit der Fischerfrau.“

„Da haben Sie recht,“ bestätigte der Kanzleirat und nahm einen Schluck von der eben angekommenen Schokolade.

„Was ist's damit?“ fragte der dritte, ein Kaufmann aus Magdeburg, der Gast des Herrn Flemming.

Letzterer that auch einen kräftigen Zug aus der Tasse und erzählte: „Also eines schönen Morgens kommt eine Fischerfrau

aus Schwedt vors königliche Palais und bittet, vor den König gelassen zu werden. Man macht ihr keine Schwierigkeit, denn das ist ja das Schöne, daß der Zugang zu dem Monarchen einem jeden offen steht. Die Frau tritt ganz dreist in das Kabinett des Königs und fragt ohne weitere Umstände und Präambeln: „Is he de Broder von den verstorbenen Prinzen Ludewig?" — Da der König ihr mit feinem Lächeln zunickt, fährt sie fort: „De selige Prinz, was Sin Broder was, dat was en fründlich Herr; de hat minen Mann sös dusend Dholer versprafen, wat he ehm up vier Mol utbetahlen wull, dat wi uns en Hus buen künnen. Föfteihnhunnert Dholer wiren betahlt, do sturw de leiwe Prinz, un min Oll dorto. Nu steiht dat halwe Hus do ohne Dach, un ick steih ok do ohne Hülp un ganz verlaten. Nu hemw' ick tom Glück hürt, dat den seligen Prinzen sin Broder König worr'n is, un do hemw' ick mi flugs up de Reis makt, dat ick den König min Leed klage. Sin Broder was en ehrlik, god Mann, un ick denk, he werd et ok sin; un wil dat he nu wat worr'n is, werd he mi ok min Hus buen laten." — Der König reicht der Frau die Hand und sagt ihr freundlich seine Hilfe zu, giebt auch sogleich Befehl, die Sache schriftlich zu machen, und händigt dann der Frau das Schreiben ein. Die sieht ihn aber trotz alledem bedenklich an: „Dat is all god, awer werden de Herren in Schwedt dat ok respekteeren un sick doran kihren?" — „Ich meine doch," sagt der König mit eigentümlichem Zucken der Mundwinkel, und nun geht das Weib beruhigt von dannen. Es hat aber nicht gar lange Zeit gedauert, da ist sie wiedergekommen und vor den König hingetreten, ein Fäßchen unter dem Arm: „Gnädigster Herr König, wil ick seh', dat he ok en ehrlik Mann is as sin Broder, so bring ick ehm hier en Fättken Nienogen för sine kleene Musjeu's met." — Und der König hat das Faß genommen und es eigenhändig zu der

Königin getragen: „Siehst du, Luise, da hab ich als König schon etwas verdient!"

„Soll das wirklich wahr sein?" fragte der Magdeburger mit ungläubigem Kopfschütteln.

„Bis auf das Tüpfel über dem i," versicherte der Erzähler. „Und so etwas steht nicht vereinzelt, es passiert alle Augenblicke etwas Ähnliches. So denk ich zum Beispiel an die Geschichte auf dem Weihnachtsmarkt. Da tritt auch zugleich die Königin Luise in ihrem ganzen Liebreiz und Holdseligkeit hervor. Das ist ja nichts Rares, daß wir das Königspaar Arm in Arm unter den Linden oder im Lustgarten wandeln sehen. Am Christmarkt nun kommen sie auch beide einmal daher und kaufen wie gewöhnliche Bürgersleute an den Buden etwas ein für ihre kleinen Prinzen, setzen sich dann hier bei Fechter in die Stube, um einen Schluck Warmes zu trinken, denn es war an dem Tage grimmig kalt, und treten danach wieder an eine Bude heran. Eine Bürgerfrau, die davor steht, legt erschrocken die erhandelte Kindertrompete wieder hin und will auf die Seite treten. „Stehen bleiben, liebe Frau," sagt die Königin mild und leutselig. „Was würden die Verkäufer sagen, wollten wir ihnen die Käufer verscheuchen! Sie haben gewiß auch einen Kleinen daheim — ich sah, Sie wollten eine Trompete kaufen." — „Ja, Ihro Majestät," versetzt die Frau, „mein Moritzchen ist just so groß wie der kleine Kronprinz." Die Königin sucht dann geschwind aus der Bude eine Trompete, einen Säbel, einen Helm und ein Steckenpferd und giebt es der Frau mit den Worten: „Nehmen Sie, nehmen Sie, liebe Frau, und bescheren Sie diese Kleinigkeit ihrem Kronprinzen im Namen des meinigen!" —

Der Magdeburger wischte sich mit der Hand über die Augen und sagte: „Die Geschichte ist schön, ist wunderschön, sie hat mich innerlich erquickt; aber ich weiß eine noch

bessere, die Sie, meine Herren, vielleicht noch nicht kennen, denn sie ist bei uns in Magdeburg passiert. Hören Sie! Wie das königliche Paar in Magdeburg war, fragte die Königin bei einer Damencour die Frau eines Stabsoffiziers: „Was sind Sie für eine Geborene?“ Die Angeredete schlägt verwirrt die Augen nieder und stammelt endlich: „Ach, Ihro Majestät, ich bin gar keine Geborene.“ (Sie war von bürgerlicher Herkunft, die Tochter eines reichen Kaufmanns.) In der Umgebung der Königin entstand ein Kichern, und eine Dame wagte sogar die halblaute Bemerkung: „Also eine Mißgeburt!“ Die Königin schlägt mit großem Ernst die blauen Augen auf und wendet sich mit erhobener Stimme an die Frau Majorin: „Nun, Frau Majorin, Sie haben mir da recht schalkhaft geantwortet. Ich muß gestehen, in der beliebten Redensart: „Von Geburt sein“ habe ich, wenn damit ein angeborener Vorzug ausgedrückt werden soll, nie einen rechten Sinn finden können. Sind doch in der Geburt alle Menschen gleich. Allerdings, von guter Familie zu sein, von ausgezeichneten Vorfahren und Eltern abzustammen, wer wollte das nicht schätzen? Aber das findet man, gottlob! in allen Ständen. Ja, selbst aus den untersten sind oft die größten Wohlthäter der Menschheit hervorgegangen. Martin Luther war eines Bergmanns Sohn. Wohl kann man Adel und Reichtum ererben, aber innere Würdigkeit muß sich doch jeder für seine eigene Person erwerben. Ich danke Ihnen, liebe Frau Majorin, daß Sie mir Veranlassung gegeben, dieses hier in der Gesellschaft auszusprechen, und ich wünsche Ihnen in Ihrer Ehe viel Glück, dessen Quell doch im Herzen liegt.“

Die beiden Zuhörer saßen einen Augenblick in tiefem Nachdenken, dann reckte der Kanzleirat den Kopf und sagte begeistert: „O ich sehe sie vor mir, ich sehe den Lichtglanz ihrer Augen bei diesen herrlichen Worten! Giebt's denn nur

in der Welt eine zweite Frau wie die Königin Luise? Wenn man einmal von ihr anfängt, da ist kein Aufhören. Was kommt an dieser Frau nicht alles zum Vorschein! Wo ist eine Tugend, die sie nicht besäße? Ich denke jetzt so daran, wie wohlthätig sie ist und wie sie mit den armen Leuten umzugehen weiß. Wahrlich, es kommt nicht bloß darauf an, daß man giebt, sondern wie man giebt. Wenn sie aber kommt, da ist's den armen Leuten, als käme der liebe Herrgott selber. Das Meiste erfährt man ja nicht, denn sie macht es in aller Stille ab. Wo sie aber doch einmal gesehen wird, da giebt es auch allemal was zu rühmen und zu preisen. Wenn sie die Äußerung gethan hat: „Was mich am meisten dabei freut, daß ich jetzt Königin bin, das ist die Hoffnung, daß ich nun meine Wohlthaten nicht mehr so ängstlich werde zu zählen brauchen" — in welche Tiefe des Erbarmens lassen diese Worte blicken! Noch mehr aber ehrt sie eine Äußerung, welche sie eines Tags gegen den Finanzrat Beyme gethan, da ihr derselbe schüchterne Vorhaltungen machte, als gebe sie so viel an Unwürdige fort: „Ob der Arme die Hilfe verdient," hat sie da geantwortet, „das wollen und dürfen wir nicht untersuchen. Die Grenzen zwischen verschuldetem und unverschuldetem Elend sind sehr fein gezogen und laufen ineinander. Und wie macht es denn der liebe Gott mit uns? Herr Finanzrat, wie viel würden wir wohl empfangen, ginge es nur nach unserem Verdienst und Würdigkeit?"

„Was mich ganz besonders an der hohen Frau erfreut," bemerkte der Seidenwarenhändler Flemming, „das ist die rührende Einfachheit ihrer Kleidung. Man sieht sie ja fast nie anders als im schlichten Musselin und ohne alles Geschmeide. Freilich, sie bedarf auch des äußeren Putzes nicht, sie ist schon an sich schön genug, und aller Flitter würde die Schönheit ihres Gesichts und die Anmut ihres Gliederbaues nur beein-

trächtigen. Ich persönlich müßte eigentlich unangenehm berührt sein durch diese Schlichtheit der Königin in ihrer Kleidung, denn wenn das so fort geht, wird die Seide im Preis herunterkommen: die Damen machen es ja der Königin nach und suchen eine Ehre darin, dem hohen Vorbild ähnlich zu werden. Aber hier wäre ja mein Eigennutz eine doppelte Sünde. Ich wünsche von ganzem Herzen, daß der gute Einfluß, welchen der Hof seit einem halben Jahr geübt, immer weitere und breitere Wellenringe schlage. Wie Königin Luise im weiblichen Anzug Muster geworden ist, so möge auch ihr sonstiges Denken und Leben Mode werden, dann werden sich die unglücklichen Ehen bald verringern, dann wird der häusliche Herd wieder die verdiente Würdigung finden. In jedem Bürger- und Bauernhaus sollte das Bild der Königin Luise hängen: das tägliche Anschauen dieses Urbilds echter Weiblichkeit müßte ja seinen Segen wirken."

„Sie haben recht, Herr Flemming," fiel hier der Kanzleirat ein. „Die Königin giebt einem viel zu denken und zu raten. Und wenn man fragt: Welches ist der Wurzelgrund aller dieser vielen Tugenden? so muß man sagen: die Frömmigkeit ist's. Wenn man wahres, naturwüchsiges, nicht bloß in frommen Rührungen und sentimentalen Gefühlen und gesalbten Redensarten bestehendes, sondern ernsthaftes, thatkräftiges Christentum sehen will, so muß man unsere Landesmutter betrachten; und wenn man ein lebendiges Bild haben will zu den Worten der Schrift: „Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen", so braucht man sich nur unsere Königin vorzustellen. Vor dem klaren, tiefen Blick ihrer blauen Augen muß alle Bosheit schamrot verstummen. Wo Intriguen und Kabalen ihre finstern Ränke spinnen, die Königin braucht sich nur sehen zu lassen, und die Schleicher erschrecken vor ihrem krummen Pfad. Wo sie hintritt, da ist es, als ginge

die Sonne auf, und die Schatten der Nacht müssen vor ihrem Flammenauge fliehen. Durch die stille Macht ihrer Majestät erringt sie Sieg auf Sieg. O möchte diese Sonne noch recht lange leuchten! Gott schütze und behüte unsere geliebte Königin!"

Die beiden andern Herren wollten in diesen Wunsch des Kanzleirats mit einstimmen, als ihnen durch das laute Geräusch gerückter Stühle das Wort abgeschnitten ward. In der Mitte des Gastzimmers stand hoch aufgerichtet ein Herr, ein Papier in der Hand. Bitte, lesen Sie laut!" rief es um ihn her, „geben Sie das Gedicht allgemein zum besten!"

Der Herr fragte nach allen Seiten hin, ob es genehm sei, einen Festgesang zu hören, welchen der Dichter August Wilhelm Schlegel zur Feier des heutigen Tags verfaßt, und als er allgemeine Zustimmung fand, fing er an:

„Ein edler König ist der Welt gegeben,
Das Vaterland schwört ihm den heil'gen Bund.
Nicht einer, der mit innerm Widerstreben
Ihm Treu gelobt aus heuchlerischem Mund.

Ihr kennt ihn ja, ihr frohen Millionen,
Ihr saht ihn sichern Tritts zum Ziele gehn.
Sein Thun verdient ihm angestammte Kronen,
Der Völker Wahl wird ihn dazu erhöhn,
Bei dem die Geister großer Ahnen wohnen,
In dessen Bild sie nun verjüngt sich sehn,
Den königlichen Mann, gerecht und gütig,
Mit Würde mild, mit Ruhe heldenmütig.

Wie könnte je sich ihm der Himmel schwärzen?
Er sucht und fand der Liebe schönsten Lohn:
Luisens Lächeln heißt den Kummer scherzen,
Vor ihrem Blick ist jedes Leid entfloh'n.
Sie wär' in Hütten Königin der Herzen,
Sie ist der Anmut Göttin auf dem Thron;
Ihr zartes Werk, ihr seligstes Gelingen,
In seinen Lorbeer Myrten einzuschlingen.

Es blickt auf Euch die Muse der Geschichte,
Erhab'ner Herrscher, holde Königin!
Ihr strenges Zeugnis wird zum Lobgedichte,
Sie ist der gold'nen Zeit Verkünderin.
Ach, jüngst noch sah sie grausende Gesichte,
Der Griffel sank als Dolch ihr blutig hin.
So schritt sie ernst auf tragischem Kothurne
Und ruhte sinnend an der Menschheit Urne.

Ihr aber habt der Göttin Gram erheitert;
Hier, wo der Staat ein ew'ger Tempel steht,
Nicht wanket wie das Schiff, das, eh' es scheitert,
Sich noch mit aufgespannten Segeln bläht,
Wird keine Kraft gedämpft, sie wird geläutert,
Es gilt der freien Wahrheit Majestät;
Hier waltet Ruh, stürzt schon verflucht, bewundert
In seine Gruft mit Krachen das Jahrhundert."

Ein lauter Beifall lohnte diesen schwungvollen, tief empfundenen Worten, dann fing die Stube an sich zu entleeren, auch auf den Straßen verstummte allgemach der Lärm, die Lichter erloschen und Berlin sank nach einem Tag freudigster Erregung in tiefen Schlummer.

Ehe es sich aber aus seinem Rausch noch recht erholt hatte, wurde es zu neuer Freude aufgeweckt: sieben Tage nach der Huldigung, am 13. Juli kam von Charlottenburg die Kunde, daß die Königin ihrem Gemahl zu den beiden Söhnen eine Tochter geschenkt habe.

Siebzehntes Kapitel.

Eine Königin in Schulden.

Tiefe Stille herrschte in Luisens Kabinett. Die kleine dreivierteljährige Prinzeß Charlotte lag in ihrer Wiege und schlief, zu ihren Füßen streckte sich eine große, silbergraue Dogge und schlief auch, während die Königin am Fenster saß und die neueste Dichtung ihres Lieblingsdichters Schiller studierte.

Da öffnete sich leise die Thür, und eine Zofe sagte halblaut herein: „Es wartet draußen eine arme Frau und bittet dringend um gnädiges Gehör."

Die Königin trat an ihren Schreibtisch und öffnete die Schatulle. Über ihre Augen huschte ein leiser Schatten; sie stand einen Augenblick im Schweigen, dann gab sie Befehl, die Frau hereinzulassen.

Das arme, verhärmte Weib schüttete der Königin ihr Herz aus: ihr Mann sei eben gestorben, ihre drei Kinder lägen schwer krank danieder; sie habe das letzte Stück Hausrat versetzt und wisse nicht, wovon sie ihren Mann unter die Erde bringen solle.

Die Königin hörte das Weib teilnehmend an, dann sagte sie: „Ich möchte Ihnen gern auf der Stelle helfen, aber ich bin gegenwärtig so arm wie Sie, ich habe keinen Groschen mehr in der Schatulle. Aber kommen Sie heute Abend wieder."

Die Frau dankte mit Thränen und entfernte sich.

Gleich darauf erhielt die Zofe den Auftrag, den geheimen Kämmerer Wolter herbescheiden zu lassen.

Eine Stunde später war der Geforderte zur Stelle und fragte ehrerbietig nach dem Begehren Ihrer Majestät.

„Sie müssen mir helfen, lieber Wolter! Die Armut schreit mich an, und ich bin selbst eine arme Frau: ich habe in meiner Schatulle keinen roten Heller mehr."

Der Kämmerer zog den kahlen Kopf zwischen die Schultern, und ein verlegenes Lächeln spielte um seinen Mund. „Halten zu Gnaden, Majestät, wir haben heute erst den 9. des Monats, und vor neun Tagen habe ich Eurer Majestät erst die tausend Thaler Monatsgeld ausgezahlt. Ich fürchte, die große Güte und Barmherzigkeit Eurer Majestät wird von der Armut zu sehr ausgebeutet — halten zu Gnaden."

Die Königin lächelte. „Sie gehen auf Schrauben, lieber Wolter; Sie wollten eigentlich sagen: die Königin von Preußen ist eine Verschwenderin und wirft das Geld zum Fenster hinaus."

Der Kämmerer krümmte und wand sich in der größten Herzbeklemmung. „Gott soll mich bewahren, königliche Majestät! halten zu Gnaden — ich — ich — ich habe — ich kann — —"

„Schon gut, lieber Wolter!" fiel die Königin ein. „Also Sie wollen nicht?"

Des Kämmerers Not stieg immer höher, er wurde abwechselnd rot und blaß. „Majestät wissen, daß ich — für meine Königin das Leben lasse."

„So viel verlange ich nicht," fuhr die Königin fort. „Ich brauche nur 200 Thaler. Ich habe einer armen Frau das Versprechen gegeben, ihr heute noch aus ihrer Not zu helfen. Wollet Ihr, daß die Königin wortbrüchig werde? Was ist's denn auch, das ich begehre? Ich will kein Geschenk, ich bitte nur um einen Vorschuß."

Der Kämmerer hatte sich inzwischen besonnen. Er verneigte sich ehrerbietig und sagte: „Zu dienen, Majestät! Lassen mir Hochdieselben meine unziemlichen Worte nicht entgelten!"

Die Königin gab dem Manne einen gnädigen Wink und entließ ihn. — Nach einer halben Stunde war Luisens Schatulle mit 200 Thalern gefüllt. —

Acht Tage waren vergangen, da mußte Wolter wieder vor der Majestät erscheinen.

„Es thut mir sehr leid,“ redete die Königin ihn an, „daß ich Sie abermals bemühen muß. Ich habe jüngst recht ohne Überlegung gesprochen, oder richtiger, ich habe nicht sehen können, daß in dieser Woche sich die Bittgesuche so häufen würden. Es hilft nichts, Sie müssen Ihre Hand noch einmal aufthun und mir einen weiteren Vorschuß von 100 Thalern gewähren. Verspreche Ihnen zugleich, im folgenden Monat desto sparsamer zu sein.“

Der Kämmerer befand sich in der peinlichsten Verlegenheit und mühte sich vergebens, dieselbe zu verbergen. Er stotterte eine Reihe Entschuldigungen, denen aber die Königin keinen Sinn abzugewinnen vermochte, bis sie endlich fragte: „Was meinen Sie eigentlich? Bitte, reden Sie gerade heraus!“

Der Kämmerer raffte sich zusammen, räusperte sich zu mehreren Malen und sagte: „Wenn ich denn die Wahrheit sagen darf — Seine Majestät der König will das durchaus nicht, daß Vorschüsse gemacht werden. Und wahrhaftig, ich muß das auch sagen: das geht so nicht länger mehr, Hochdieselben geben sich noch arm.“

Die Königin trat dem Kämmerer näher und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Guter Wolter, Sie verstehen die Sache falsch. Ich liebe meine Kinder, und das Wort „Landeskind“ hat für mich einen so magnetischen Klang, daß ich helfen muß, wo es not thut.“

„Nun gut, Majestät,“ versetzte Wolter ruhiger, „ich werde das dem König sagen.“

Die Königin nickte: „Thun Sie das, aber setzen Sie Ihre Worte so, daß mein Mann ja nicht böse wird.“

„Des seien Eure Majestät außer Sorge,“ antwortete der Kämmerer und empfahl sich.

Etwas beunruhigt ging Luise in ihrem Gemach auf und nieder, und bei längerem Nachdenken erschien es ihr nicht als sachgemäß, daß sie als Königin auch nicht einen Thaler mehr Schatullengelder beziehe, denn als Kronprinzessin. Sie wollte über Tisch das Gespräch auf diesen Gegenstand lenken, aber es fand sich leider keine Gelegenheit.

Mit Sorgen begab sie sich nach dem Essen in ihre Gemächer zurück, denn sie sah sich als Königin nicht in der Lage, ihrem Herzen zu folgen und einer armen Schneiderfamilie die versprochene Unterstützung angedeihen zu lassen.

Sie setzte sich an ihr Schreibpult und kramte halb gedankenlos in ihren Papieren. Von ungefähr fiel ihr Auge auf eine Schublade des Pultes, welche nur lose zugeschoben war. Das fiel ihr auf, und sie öffnete den Kasten. Da sprang sie mit freudigem Erschrecken empor: in der Schublade lagen hundert nagelneue Friedrichsd'or! — Sogleich eilte sie durch die Zimmerreihe nach dem Kabinett des Königs. „Fritz, wer hat mir das gethan? Welcher Engel hat mir das Geld heimlich in die Schublade gelegt!“

„Welches Geld?“ fragte der König mit gut gespielter Heuchelei.

„In meiner Schublade blinken hundert Friedrichsd'or,“ berichtete Luise.

Der König lächelte schalkhaft: „Liebe Luise, kennst du nicht den schönen Spruch: Seinen Freunden giebt er es schlafend?“

„O, du bist der Engel, dessen sich der Herr bedient hat, um einer armen Königin aus der Not zu helfen,“ rief Luise,

indem sie den Gemahl umschlang und ihm dankte mit einem langen, heißen Kuß.

„Ist alles recht gut,“ fuhr der König in guter Laune fort, „aber weißt du, was ich eigentlich vorhatte? Ich wollte dir den Polizei-Kommissarius schicken und dir ein wenig mit dem Schuldturm drohen lassen. Es ist höchst gefährlich, wenn eine Königin Schulden macht. Du weißt, Luise, die Leute machen dir alles nach: sie kleiden sich nach deiner Farbe und Geschmack und was es sonst sein mag; so werden sie sich auch noch das Schuldenmachen von dir angewöhnen und sich auf das Vorbild ihrer Landesmutter berufen.“

„Halt ein, Fritz,“ rief Luise lachend, „das können sie nicht, denn keiner von ihnen hat für so viele zu sorgen als ich. Was kann ich dafür, daß ich so viele Kinder habe und — — und — —“

„Und so wenig Geld in Händen, willst du sagen,“ fiel der König ein. „Nun — Scherz bei Seite — werde das ändern; hatte ganz vergessen, daß aus der Kronprinzessin inzwischen eine Königin geworden ist. Kabinettsrat Beyme wird dir das weitere mitteilen.“

Wieder empfing der König einen Dank, wie dessen nur ein Herz fähig war, welches, von Dankbarkeit gegen die zuvorkommende Gottesliebe durchdrungen, es nicht lassen konnte, es mußte lieben und sich erbarmen, wie es die Rose nicht lassen kann, sie muß blühen und duften, der Sonne zum Dank, aus der ihr Licht und Leben kommt.

* *
*

Es war einige Tage später. Wieder saß die Königin allein und las in einem Briefe ihres Vaters, der seit dem Jahre 1794 seinem verstorbenen Bruder auf dem herzoglichen Thron von Mecklenburg-Strelitz gefolgt war. Auf dem Tisch

stand eine Krystallvase mit Äpfeln nebst zwei Tellern von derselben Masse. Jeden Morgen pflegte der König nach empfangenem Vortrag im Kabinett seine Gemahlin in ihrem Gemach zu begrüßen und das Frühstück einzunehmen.

Die Vorhänge rauschten, und Friedrich Wilhelm erschien. „Guten Morgen, Luise! Nun, ist der Nimmersatt jetzt zufriedengestellt? Ich hörte eben vom Kabinettsrat Beyme, daß die bewußte Schatullen-Angelegenheit geordnet ist."

Die Königin bezeugte aufs neue ihre Dankbarkeit, während der König, einen Borsdorfer Apfel schälend, trocken vor sich hinsagte: „Nun aber haushalten, Madame, und bei sich selbst anfangen! Ich sehe, daß du viel zu viel Staat und Aufwand machst. Was kostet zum Exempel die Haube dort auf dem Nähtisch?"

„Warum fragst du danach?" scherzte die Königin. „Es ist nicht immer gut, wenn die Männer wissen wollen, was der Putz der Frauen kostet. Sie verstehen das nicht und finden dann alles zu teuer."

„Hm!" machte der König. „Alles mit Unterschied! Von dieser Haube möchte ich gern wissen, was sie kostet."

„Nun," versetzte die Königin „ich denke, wohlfeil genug für mich gewählt zu haben: sie kostet nur vier Thaler."

Der König riß die Augen weit auf, legte den Apfel hin und trat ans Fenster. „Da haben wir's! Nur vier Thaler? Das ist ja ein wahres Heidengeld für so ein Ding! Aber ich sage es ja immer: die Töchter Evas sind alle nach ihrer Mutter geraten. Was sollte aus der Welt werden, wenn die Söhne Adams in dieser Hinsicht mit ihren Schwestern einen Strang zögen!"

Plötzlich riß der König das Fenster auf und rief hinaus: „Heda, Alter, mal heraufkommen! — Nehmen Sie Platz Madame," wandte er sich mit komischem Ernst an seine Ge-

mahlin, welche mit fragendem Blick dem Befehl Folge leistete und mit Spannung der Dinge harrte, die da kommen sollten.

Bald darauf trat ein alter Invalide von der Garde ein. Der König trat auf ihn zu und sagte: „Die Dame, welche da auf dem Sopha sitzt, hat viel Geld, denn was meinst du wohl, alter Kamerad, was sie für die Mütze gegeben, die da auf dem Nähtisch liegt? Darfst dich aber nicht blenden lassen von dem schönen Rosaband!“

Der alte Kriegsmann nahm das corpus delicti prüfend in Augenschein und meinte nach einer Weile mit Kennermiene: „Na, Majestät, ihre vier Groschen wird sie wohl kosten.“

Der König wandte sich an seine Gemahlin: „Da hast du's!“ und dann zu dem Invaliden zurück: „I, was, vier Groschen! Sage vier Thaler! Nun geh' mal hin zu der schönen Frau und laß dir von ihr ebenso viel geben!“

Der Kriegsmann maß den König mit ängstlich zweifelndem Auge, trat aber auf einen ermutigenden Wink desselben auf Ihre Majestät zu und streckte ihr die geöffnete Hand entgegen.

Luise gab sich alle Mühe, Verdruß zu erheucheln, zog aber schließlich die Börse und zahlte dem Invaliden vier Thaler in die Hand.

Der beglückte Empfänger will seinen Dank daherstottern, da ergreift ihn die Königin am Arm und führt ihn auf den König zu. „Sieh dir 'mal den hohen Herrn da an, Alter, der hat viel mehr Geld als ich; alles, was ich habe, habe ich nur allein von ihm, und er giebt gern. So sprich ihn an und laß dir das Doppelte geben!“

Der Alte wußte nicht, wie ihm geschah, und dem König ging es auch nicht viel anders: solche Wendung des Handels hatte er sich nicht träumen lassen. „Weiberlist! Weiberlist!“ murmelte er vor sich hin: „Hab's ja immer gesagt, es ist nicht auszukommen mit den Töchtern Evas.“

Aber nun war es ihm nicht länger möglich, den Ernst zu bewahren. Mit herzlichem Gelächter griff er in die Tasche und zahlte dem Alten acht Thaler in die zitternde Hand.

Achtzehntes Kapitel.

Nach Westen.

Zu Ausgang des Mai 1799 war das stille Blachfeld um Petershagen bei Minden in einen Schauplatz voll bunten lärmenden Lebens gewandelt. Ein stattliches Kriegslager war hier aufgeschlagen worden, Zelt reihte sich an Zelt und Soldaten aller Waffengattungen wimmelten durch einander.

Von Braunschweig her erwartete man den König und die Königin, welchen auf ihrer Reise durch die westlichen Provinzen ihres Staates hier das Schauspiel einer Truppenrevue bereitet werden sollte.

Am 30. Juni kamen die hohen Herrschaften an, und sofort formierten sich die Regimenter.

Der König äußerte seine volle Zufriedenheit über die Haltung der Truppen, auch die Königin sah mit innerer Lust den exakten Bewegungen und Evolutionen der Massen zu. Namentlich imponierten ihr die schnurgeraden Linien der im Paradeschritt vorübermarschierenden Kolonnen, welche den Eindruck hervorriefen, als wäre die ganze Linie ein einziger, vielfüßiger Körper. Zu der straffen, knappen Haltung der Soldaten hatte auch die ganze Ausrüstung und Bewaffnung ihr Wohlgefallen erregt, und es überkam sie ein wohliges Gefühl, das Gefühl der Sicherheit im Schutze einer solchen prächtigen, aus lauter kernfesten Leuten zusammengesetzten Armee.

Sie ritt heute einen Falben und erregte durch die seltene Anmut ihrer Haltung die Bewunderung der Soldaten, welche bei ihrem Anblick in ein donnerndes Hurrah ausbrachen. In Begleitung eines Generalmajors von der Suite kam sie von einer kurzen Abschwenkung zum König zurück in dem Augenblick, als diesem von dem Freiherrn vom Stein, dem Oberpräsidenten der westfälischen Kammern in Minden und Hamm ein junger Mann vorgestellt wurde. Sie war aufs höchste erstaunt, als sie den 24jährigen als den Landrat Freiherrn von Vincke präsentieren hörte, wie denn auch dem König in großer Befremdung die Frage entfuhr: „Wie, macht man hier Kinder zu Landräten?“ worauf aber der Oberpräsident schlagfertig erwiderte: „Ja, Majestät, ein Kind an Jahren, aber ein Greis an Weisheit.“

Mit größtem Interesse folgte die Königin dem Gespräch zwischen dem Monarchen und dem seltsamen jungen Mann und ritt, nachdem der König mit seinem Gefolge nach einer andern Seite abgeschwenkt war, näher an ihn heran. „Ein herrliches Land,“ sagte sie nach einigen einleitenden Worten, „von dem ein Stücklein Ihnen zur Verwaltung anvertraut worden ist! Es ist so reich, nicht allein durch seinen fetten Boden und seinen Gewerbfleiß, sondern auch und ganz insonderheit durch die Biederkeit und Ehrenhaftigkeit seiner Bewohner. Ich bedauere es sehr, daß durch die Ungunst der Witterung mir der Anblick des Glanzpunktes westfälischer Naturromantik versagt worden ist, daß ein Nebel mir die Stelle verhüllt hat, wo die Weser durch das Gebirge bricht! Auch nicht einmal ein Bild besitze ich davon.“

„Wenn ich Eurer königlichen Majestät damit dienen darf,“ versetzte der Freiherr von Vincke in zuvorkommender Weise, „eine Abbildung der westfälischen Pforte könnte ich schon anfertigen lassen.“

„Das nehme ich mit Freuden an und sage Ihnen schon im voraus meinen Dank," gab die Königin zur Antwort.

In dem Augenblick sprengte in einiger Entfernung ein Regiment Garde-Dragoner vorüber.

„O sehen Sie, sehen Sie!" rief die Königin mit begeisterungglühenden Augen, „es ist eine wahre Augenweide! Das sind die Soldaten des großen Friedrich, mit diesen hat er seine unsterblichen Siegesthaten vollbracht; auf diese gestützt, können auch wir es mit der Welt aufnehmen."

Sie schwieg in der Erwartung einer Antwort, da diese aber nicht erfolgte, fuhr sie fort: „Wohl ist es eine trübe Erinnerung, die sich an die letzte Campagne in Frankreich knüpft; aber was vermag die heldenmütigste Tapferkeit gegen den Groll der Elemente? Gegenüber den brechenden Wolken und dem mähenden Würgengel wird auch die höchste Menschenmacht zur Ohnmacht."

„Königliche Majestät haben recht," sagte Vincke zögernd; „aber sollten es allein die feindlichen Naturmächte gewesen sein, die der Campagne von 1792 einen so traurigen Ausgang bereitet haben?"

Luise wandte jäh den Kopf herum und sah den Landrat fragend an. Dieser senkte die Augen und sagte ausweichend: „Gott wolle uns in Gnaden vor einem neuen Waffengang mit Frankreich behüten!"

„Ihre Worte befremden mich," sagte die Königin. „Sie trauen also der Armee Friedrichs des Großen nicht?"

Wieder versetzte Vincke ablenkend: „Majestät berühren da einen Punkt, über welchen zwischen Hochdenselben und meiner Wenigkeit eine Meinungsverschiedenheit obwalten dürfte, so daß es am geratensten wäre, denselben unangetastet zu lassen."

„Warum das, Herr Landrat?" fragte die Königin. „Die Sache ist mir von zu großer Wichtigkeit, als daß ich nicht ein

Interesse hätte, darüber ein klares Urteil zu gewinnen; und von einem Mann, den man im Alter von 24 Jahren schon für würdig befunden, ein Landratsamt zu bekleiden, darf ich auch wohl einen klaren Blick in derartige Dinge erwarten."

Vincke reckte sich im Sattel und ließ voll die runden, ehrlichen Augen auf seiner hohen Nachbarin ruhen. „Darf ich denn mit ungeschminkten Worten meine Überzeugung aussprechen?"

„Wahrheit, Klarheit!" versetzte die Königin mit Ansehen. „Reden Sie getrost, ich kann ein freimütiges Wort vertragen."

„Ich kann Eurer Majestät," sagte Vincke mit warmem Ton, „meine heimliche Besorgnis für die Zukunft nicht bergen. Was wir hier sehen, ist allerdings die Armee Friedrichs des Großen, aber wo ist er? Wo ist sein Geist, der die ganze ungeheure Kriegsmaschine bewegte und beseelte? Wer hat die Siege von Roßbach, von Leuthen, von Zorndorf gewonnen? Der Geist Friedrichs des Großen, der seine Armee durchdrang. Wäre dieser Geist noch da, dann allerdings könnten wir es auch jetzt noch mit der Welt aufnehmen; aber, aber . . . . ."

„Sie wollen sagen, es fehle uns das strategische Genie," fiel die Königin ein. „Aber ist es denn der Paradeplatz, wo die verborgenen Talente an den Tag kommen?"

Vincke schüttelte den Kopf. „Es kann ja sein, daß wir tüchtige Kräfte haben, aber diese werden gelähmt durch den bösen Geist, der in unserm Heer sein Wesen hat. Ich muß wider meinen eigenen Stand reden und zeugen: die Junkerwirtschaft, Majestät, die Junkerwirtschaft ist der größte Krebsschaden unseres militärischen Lebens. O, der Adel hat ein so leuchtendes Vorbild, dem er nachstreben sollte, in seinem König! Der auf der höchsten Spitze steht, hat sich auch am kräftigsten über die Vorurteile des Geburtsadels erhoben und arbeitet mit allem Ernst, um seine Anschauungen auch der Junkerwelt einzuimpfen. Mein

Herz hat dem königlichen Erlaß an das Offiziercorps zugejauchzt, welcher die tiefste Entrüstung ausspricht über den ungerechtfertigten Hochmut, mit welchem sich der Adel über den Bürgerstand erhebt! Wie energisch führt Se. Majestät der Junkerschaft zu Gemüte, daß es ihre Aufgabe sei, auf dem Kampfplatz bei der Verteidigung des Vaterlands mit den gemeinen Soldaten in Tapferkeit und Opferfreudigkeit zu wetteifern. O, Se. Majestät haben ein klares Auge für das tiefgehende Übel, daran die Armee Friedrichs des Großen krankt. Möchte nun auch seine Hand einen kräftigen Schnitt machen, daß das unreine Blut abflösse!"

„Sie sprechen in der That sehr offen, Herr Landrat!" sagte die Königin, „und doch, ich danke Ihnen, und das um so mehr, als Ihre Worte mir Licht gegeben haben über ein dunkles Gefühl, welches auch mir schon längere Zeit im Herzen gelegen hat. Ich kann es nicht verhehlen, daß auch mir das Auftreten unseres Junkertums manches Bedenken wach gerufen, wie ich denn auch nie eine Gelegenheit habe vorübergehen lassen, meinen Unwillen darüber laut werden zu lassen; doch erscheint mir dasselbe nach Ihren Worten in einer Beleuchtung, welche zu meinem bisherigen Unwillen die Bangigkeit gesellt. Ich bin ein Weib, meine Interessen gehen auf ein anderes Gebiet als das der Politik und des Kriegswesens; aber wo es gilt, ein dem ganzen Volke drohendes Übel zu erkennen und zu beseitigen, da ist es auch des Weibes Pflicht, die Augen offen zu halten. Ich danke Ihnen nochmals, Herr von Vincke, für Ihre freimütige Unterweisung. Ich werde es mir von heute ab angelegen sein lassen, den König in seinem guten Bestreben zu unterstützen."

Vincke verbeugte sich bewegt. „O, Majestät haben ja das schon je und je auf eigene Hand gethan, und der Geist, welcher von Hochdenselben ausgeht, übt unbewußt seine heil-

same Wirkung auf den ganzen Adelsstand. Die gesunde Luft, welche von dem Haus des Landesvaters und der Landesmutter weht, hat ja schon reinigend gewirkt und wird ihren Segen noch weiter üben, daß nicht bloß die höchsten Stände zum Bewußtsein ihres wahren Selbst erwachen, sondern auch in den untersten Schichten der Bevölkerung die Funken erstickt werden, welche von dem Herd der französischen Revolution nach allen Seiten hin gesprüht sind."

„Was diese letztere Bemerkung angeht," fiel die Königin ein, „können denn die ausgestreuten Funken noch weiter glühen, nachdem in Frankreich der Herd erloschen ist und der eiserne Fuß des merkwürdigen Mannes von Corsika die bösen Geister niedergetreten hat?"

„Nun ja," versetzte Vincke, „er hat wieder einige Ordnung in das Chaos gebracht, dafür gebührt ihm alles Lob. Aber — ich weiß nicht, wie mir ist, ich habe eine geheime Abneigung gegen Bonaparte. Er ist ein genialer Kopf, aber ein Abenteurer, und ein gefährlicher! Er hat die Geister des Umsturzes niedergetreten, aber sein Herz ist selber ein Vulkan, und wer weiß, was dieser Vulkan noch für Flammen speit. Ich fürchte, er treibt einen Teufel durch den andern aus, er überwindet den Teufel der Revolution durch den Teufel seines grenzenlosen Ehrgeizes. Betrachten Eure Majestät den Weg, den dieser Titan bisher gegangen ist: vom einfachen Artillerielieutenant ist er mit Blitzesschnelle bis zum Obergeneral hinaufgeschnellt. Meinen Eure Majestät, daß der Emporkömmling sich daran genügen lassen werde? Der Weihrauch abgöttischer Schwärmerei, den die „große Nation" seinen glänzenden Waffenthaten streut, wird ihm die Sinne umnebeln und ihn zu immer höheren Zielen jagen. Und Deutschland? Ach, Deutschland ist seinen tollkühnen Plänen nur behilflich! Wie gut hat Bonaparte es verstanden, Österreich und Preußen zu entzweien,

um eine zweite österreichisch-preußische Invasion in Frankreich unmöglich zu machen. Wie leicht ist er mit dem Habsburger fertig geworden, wie ungeniert hat er im Frieden von Campo Formio die linksrheinischen deutschen Länder mit Beschlag belegt, wie frech ist er sogar über den Rhein herübergekommen, um Ehrenbreitstein, den unbezwinglichen Felsen, auszuhungern und zu schleifen! Das Reich sieht mit gebundenen Händen zu, denn es ist unter einander uneins, und diese Zwietracht hat Bonaparte gesät, um sie zu seinem Vorteil auszubeuten. Jetzt ist er in Ägypten, um auf den Pyramiden die französische Trikolore aufzupflanzen und die „große Nation“ mit neuer gloire zu füttern, in neuen Rausch zu stürzen. Meinen Eure Majestät, er thue das alles ohne Hintergedanken? Wir werden ja sehen, was geschieht, wenn er zurückkommt.“

„Nun ja, wir werden es sehen,“ sagte die Königin mit Nachdruck. „Die Welt wird vielleicht das Schauspiel genießen, wie der Adler, der zur Sonne fliegen will, mit versengten Flügeln in den Abgrund stürzt.“

In Vinckes Augen leuchtete es auf. „Möchten die Worte Eurer Majestät eine Weissagung werden, denn ich kann es nicht verhehlen: mir graut vor diesem unheimlichen Menschen. Er ist ein Corse, und ich werde nimmer die Worte los, welche der alte Seneka von diesem Volk geredet:

„Prima est ulcisci lex; altera: vivere raptu;
Tertia: mentiri, quarta: negare Deos.“

„Was heißt das zu deutsch?“ fragte die Königin aufmerksam. „Ich verstehe kein Latein.“

Vincke übersetzte: „Bei den Corsen ist das erste Lebensgesetz die Rache, das zweite der Raub, das dritte die Lüge, das vierte die Gottesleugnung.“

„Seltsam!“ sagte die Königin vor sich hin. „Doch wir sind weit abgekommen von den Unsern; reiten wir zurück!“

Die Rosse wurden gewendet und eilten im Galopp zu dem Standort des Königs zurück.

* *
*

Der Schatten, welchen die Unterredung mit dem jungen Vincke auf das Gemüt der Königin geworfen, verzog sich bald unter den mannigfachen neuen Eindrücken, welche die Weiterreise brachte. Köstliche Tage verlebte sie bei ihrer Schwester in Hildburghausen, auch die Reise durch die preußischen Fürstentümer Ansbach und Baireuth bot der Annehmlichkeiten eine große Fülle. In Fürth bereitete der König seiner Gemahlin das Schauspiel eines Manövers, wobei sie im Entzücken über die exakte und musterhafte Haltung der Truppen ein ruhiges Lächeln überkam, indem sie an den Landrat Vincke zurückdachte und vor sich hin sagte: „Der junge Mann hat doch gewiß zu schwarz gesehen."

Liebliche Jugenderinnerungen wurden dann in Luisens Herzen wachgerufen durch eine Reise nach Wilhelmsbad bei Hanau, von wo sie Ausflüge machte nach Darmstadt und Frankfurt a. M. zu der lieben Frau Rat, deren Hals sie mit einer goldenen Kette schmückte. Nachdem aber am 30. Juni die Rückreise angetreten war, freute sie sich auf Weimar und die persönliche Bekanntschaft mit dem Dichterfürsten, dessen Wallenstein sie auf der weimarschen Bühne sehen wollte. Von der Höhe der Wartburg genoß man am Abend des ersten Reisetags die Aussicht in das reiche, malerische Landschaftsbild und träumte sich auf dem Losament des Junkers Görg in die Geheimnisse vergangener Zeit hinein. Am folgenden Morgen bestieg man den Wagen wieder und strebte der Musenstadt an der Ilm zu. Langsam aber nur kam man vorwärts: ein Gewitter, welches die verflossene Nacht herniedergegangen war, hatte die Wege aufgeweicht und an den abschüssigen Stellen

vielfach zerklüftet. Der König fuhr auf dem direkten Weg nach Weimar, während die Königin den Umweg über Altenstein machte, um auch diese Perle thüringischer Landschaftsbilder kennen zu lernen, und nahm dann auf dem Gebirgskamm dahin die Richtung auf Winterstein.

Man war etwa eine Stunde gefahren, als eine kleine glänzende Kavalkade im gestreckten Galopp den Weg daherkam. Der Herzog von Weimar war's mit etlichen Offizieren, welcher der königlichen Frau entgegengekommen war, um sie in seine Residenzstadt einzuholen.

Bald war ein heiteres Gespräch im Fluß, und Karl August war stolz auf die freudige Befriedigung, welche sein Thüringen der Königin gewährte.

Nicht lange, so begann der Weg sich zu senken. Im Zickzack ging es abwärts; zur Linken erhoben sich schroffe Felswände, zur Rechten gähnte ein tiefer Abgrund. Die Unterhaltung wurde stiller, man hatte auf den Weg zu achten und auf der Hut zu sein, um nicht vom Schwindel erfaßt zu werden.

„Der Weg ist nicht ungefährlich, Majestät, und fordert Vorsicht," bemerkte der Herzog nach einer Weile, „doch haben wir ein gut Teil schon hinter uns. Nur noch dieser Vorsprung dort — haben wir den überwunden, so ist alle Gefahr vorüber."

Man kam an die bedenkliche Stelle. Langsam ließ der Kutscher die Rosse schreiten, und der klugen Tiere Instinkt mäßigte schon von selbst den Schritt. Da brach in dem Augenblick, als der Weg eine schnelle Biegung machte, der Hemmschuh unter der Hand des zu straff anziehenden Wagenlenkers. Ein greller Schrei — das Gefährt schießt vorwärts, direkt auf den Abgrund zu. Im nächsten Moment muß er den Rand erreichen und in die Tiefe stürzen. — Da, in

dem verhängnisvollen Augenblick stürzt das Handpferd ächzend zu Boden und liegt quer vor dem Vorderrad des Wagens, der nun fest steht. Dem Herzog von Weimar hatte die Königin Luise ihr Leben zu danken, denn dieser hatte mit schneller Geistesgegenwart den Degen gezogen und das Tier niedergestochen. Jetzt stand er schon, vom Roß gesprungen, vor dem geöffneten Schlag, hob die Königin auf seinen Armen aus dem noch schwankenden Wagen und trug sie eine Strecke, bis der Weg sich verbreiterte und alle Gefahr vorüber war.

Einspännig mußte nun die Königin von Preußen weiterfahren. Sie sah es nicht, die Sinne waren ihr geschwunden, und erst als man im Thalgrund angekommen war, hatte sie sich so weit erholt, daß sie ihrem Retter danken konnte. —

In dichten Massen strömte es am Abend dieses Tages in das weimarsche Hoftheater. War es Wallensteins Tod, das neueste Drama Schillers, was diese Anziehungskraft übte? Ja, mit jeder neuen Schöpferthat hatte der Dichterfürst neue Triumphe gefeiert und eine neue Macht ausgeübt. Heute aber galt der Zudrang vornehmlich dem hohen Gast, dessen Ankunft man mit der größten freudigen Spannung entgegengeharrt hatte; und als an der Seite des Herzogs die holdselige, herrliche, engelschöne Frau erschien, da brauste ein Jubel auf, der das Haus erschütterte. — —

In später Nacht noch klopfte es an die Thür Sr. Excellenz, des Herrn Geheimrats von Goethe.

Mürrisch öffnete nach einer guten Weile ein Diener und fragte heraus, was es noch gebe zu nachtschlafender Zeit. „Ach Sie sind es, Herr Professor!" fuhr der Mensch in verändertem Tone fort, nachdem er den Namen des Draußenstehenden vernommen. „Aber ich bedauere: Se. Excellenz haben sich eben zur Ruhe begeben, es ist nahe an Mitternacht."

„Thut nichts!“ war die Antwort. „Ich muß Se. Excellenz auf alle Fälle noch sprechen. Melden Sie mich!“

Zehn Minuten später saßen die beiden Dichterfürsten neben einander auf dem Sopha. „Mich litt es nicht daheim,“ sagte Schiller mit verklärtem Gesicht, „ich muß Ihnen erzählen von der Einzigen, der Unvergleichlichen!“

„Sie haben mehr Glück als ich,“ sagte Goethe, nicht ohne eine Anwandlung von Neid.

„Ja, diesmal bin ich der Bevorzugte,“ antwortete Schiller mit Betonung. „Sie haben sie nur gesehen, ich aber habe mit ihr sprechen, ich habe die Musik ihrer Stimme hören und ihr in die Abgrundstiefen ihrer Augen schauen dürfen! Woher nehme ich aber die Worte, um diese Göttererscheinung zu beschreiben? Stellen Sie sich das schönste Konterfei von ihr vor, es ist eine Larve gegen das lebendige Urbild. Die äußere Gestalt mag der Maler treffen, aber diese Seele, welche aus dem Himmelblau der großen Augen spricht, malt keines Künstlers Farbe. Ich will Ihnen nicht wiederholen, was sie mir über meinen Wallenstein und meine sonstigen Dichtungen gesagt; aber welcher Geist spricht aus ihren Worten, welch feines Verständnis für die Poesie kommt in jedem Satze, den sie redet, zu Tage. Wie eine weiße Lilie erschien sie mir, vom ersten Strahl der Morgensonne erglühend. O hätten wir mehr solche Herzen, die lilienhaft der Sonne der Dichtkunst sich öffnen, wir sögen aus ihrem Anblick eine Fülle künstlerischer Begeisterung und empfingen die Impulse zu immer höheren Zielen. — Es ist eine einzigartige Erscheinung, diese Frau: so zart herablassend, so mild zum Niedrigen sich herunterneigend, und doch jeder Zoll eine Königin.“

„Hat sie meiner Erwähnung gethan?“ fragte Goethe mit einem Seitenblick.

„Natürlich!“ rief Schiller rasch. „Wie sollte sie an Ihnen vorüber können! Es ist vielleicht gut für Sie, daß Sie die Worte nicht vernommen, welche sie über Ihre dichterische Bedeutung ausgesprochen hat. Ich werde sie Ihnen uach nicht wiederholen: es ist genug, wenn ich diese Nacht den Schlaf nicht finden kann, ich will Sie nicht auch noch um den Schlummer bringen. Aber fragen Sie morgen den Herzog, der hat alles gehört. Und nun Gott befohlen, Excellenz! Ich wünsche Ihnen angenehmes Träumen.“

Goethe wollte den Freund zurückhalten, aber der war schon zur Thür hinaus, und die Excellenz hörte durch das geöffnete Fenster seine Tritte auf der stillen Straße verhallen. Lange ging er mit großen Schritten in dem Zimmer auf und ab; auch ihm war der Schlaf vergangen, und auf seiner mächtigen Stirn lag eine leichte Wolke. War es Neid gegen den Freund, der ihm den Rang abgelaufen? Möglich. Oder war es Sehnsucht nach der aufgehenden Sonne und dem Herzog? Auch möglich. Oder war es beides in einem zusammen? Auch dieses ist nicht unmöglich — große Geister können mitunter auch klein sein.

Neunzehntes Kapitel.

Eine Oase des Friedens.

Im weißen Schwan zu Potsdam fuhr an einem Augusttag des Jahres 1801 ein Reisewagen vor, aus welchem ein Herr zum Vorschein kam, welchen der Wirt nach seiner ganzen äußeren Erscheinung als einen Engländer erkannte. Er ließ sich ein Zimmer geben und beorderte, nachdem er sich umgekleidet,

den Wirt zu sich. „Ich komme direkt von Berlin," sagte er, „wohin mich kein anderer Zweck geführt hat, als um die Königin Luise zu sehen. Seit Jahren schon lebte in mir das sehnliche Verlangen nach dem Anblick der Frau, in welcher nach allem, was man von ihr liest und hört, das Ideal echter Weiblichkeit seine Verkörperung gefunden haben muß. Ich war erfreut, in Berlin zu hören, daß die königliche Familie seit einer Woche in Potsdam weile, denn hier wird es mir hoffentlich eher möglich sein, der hohen Frau nahe zu kommen."

„Da haben der Herr ganz recht," sagte der Wirt höflich und mit einem Ausdruck von Stolz. „Nichts ist hier leichter, als die Königin und die ganze königliche Familie in Augenschein zu nehmen, denn sie kommen sehr häufig die Straße dahergelustwandelt. Wenn Sie aber darauf nicht warten wollen — im Garten sind sie sicher zu treffen, am sichersten des Abends in der Grotte unweit des japanischen Hauses, wo auf dem freien Platz die Kinder zu spielen pflegen."

„Sie würden mich zu großem Dank und hohem Lohn verpflichten, wenn Sie mir im Garten von Sanssouci den Anblick der Königin ermöglichten," sagte der Engländer in hitziger Begierde, und der Wirt erklärte seine Bereitwilligkeit, ihm noch heute Abend zu dienen. —

Der Tag neigte sich, und der Schwanenwirt pilgerte mit seinem Gast dem Sanssouci-Garten zu, nachdem er sich durch einen ausgesandten Boten über die Anwesenheit der königlichen Familie auf dem bewußten Platz vergewissert hatte.

Der Engländer hatte für die Pracht, den feinen Geschmack und die überraschende Mannigfaltigkeit der Gartenanlagen kein Auge; mit ungestümer Hast drängte er seinen Führer vorwärts die Anhöhe hinauf, bis dieser, am Ende eines schattigen Laubgangs stehen bleibend, mit der Hand nach vorn zeigte. „Da sind sie! Es trifft sich gut: die ganze königliche Familie ist

beisammen. Dort sitzt die Königin mit dem König; der größere der beiden Knaben ist Prinz Friedrich, der kleinere Prinz Wilhelm, das Mägdlein, dem die Zofe einen Kranz windet, ist Prinzeß Charlotte, und das Wickelkind auf dem Schoß der Königin ist Prinz Karl, erst einige Wochen alt."

Der Engländer blieb stehen und starrte, die flache Hand über die Augen deckend, regungslos gerade aus. „Das also ist sie! — Aber ich möchte sie noch deutlicher sehen! Können wir nicht näher kommen?"

Der Wirt sah sich um. „O ja — dort hinter der Taxushecke entlang wird es sich machen."

Die beiden Männer schritten vorsichtig weiter bis zu einer umfangreichen Gruppe hochgewachsenen Gesträuchs. Der Warnung des Wirts nicht achtend, trat der Fremde in dasselbe ein. Er hatte nur einen Gedanken, das Götterbild, welches ihm in der Ferne erschienen war, in nächster Nähe zu betrachten, und zwängte sich behutsam durch die Verschlingung der Zweige, bis er an den Rand der Gruppe gelangte und nun die königliche Familie in einer Entfernung von etwa hundert Schritten vor sich hatte. Unglücklicherweise aber hatte ihm die Königin halb den Rücken zugekehrt. Er kaute eine Verwünschung zwischen den Zähnen und wischte sich den Schweiß, der ihm beim Vorwärtskriechen in dem Strauchwerk aus der Stirn gebrochen war.

Dort, jene Cederngruppe, wenn er die erreichen könnte, sie würde ihm einen vortrefflichen Auslug gewähren! — Vorsichtig schaut er sich nach allen Seiten um — niemand bemerkt ihn. Jetzt faßt er sich ein Herz — ein paar gewaltige Sprünge, und er ist am Ziel.

Ha, da sitzt die holdselige Frau. Wie im Verklärungslicht strahlt ihm ihr Bild entgegen, denn eben zittert auf ihrem Scheitel das rote Gold der untergehenden Sonne, und wie ein

Madonnenbild erschien sie dem begeisterten Beobachter, der die ganze Welt um sich her vergaß und nur diese himmlische Erscheinung sah.

Plötzlich schreckte er aus seiner Selbstvergessenheit empor durch einen Schrei, der in seiner nächsten Nähe laut ward. „Ein Mann, ein Dieb!“ kreischte Prinz Friedrich, der nach einem Reifen haschend sich hierher verirrt hatte.

Der Buschmann verlor einen Augenblick die Besinnung. Nachdem er sich wieder zu sich selbst gefunden, wollte er entfliehen, aber es war zu spät, denn vor ihm stand der König und fragte: „Was führt Sie hierher, mein Herr?“

Jetzt war es mit der Geistesgegenwart des Engländers wieder Matthäi am letzten. Er war eine Minute sprachlos, dann stotterte er: „Gnade, Majestät, Vergebung, ich hatte — ich wollte — ich kam nicht in böser Absicht! Von Liverpool bin ich hergereist, um den König und die Königin von Preußen mit Augen zu sehen.“

Der König fixierte den Fremden scharf. Er merkte sehr bald, daß er hier keinen Verbrecher vor sich habe, aber einen Abenteurer, und er sagte in guter Laune: „O, da haben Sie viel Geld aufgewendet und werden nun einigermaßen enttäuscht sein, denn Sie sehen zwei Menschen, wie man sie anderwärts auch findet. Aber da Sie das Geld nun einmal drangegeben haben, so kommen Sie!“

Er schritt dem Fremden vorauf zur Königin. „So, nun sehen Sie sich diese Frau genau an: das ist die Königin Luise! Du mußt einmal still halten, liebe Frau — dieser Mann ist über den Kanal gekommen, lediglich um dich in Augenschein zu nehmen.“

Dem Engländer flimmerte es vor den Augen, wie einem, der in die Sonne gesehen hat, und hörte kaum die Worte, welche die Königin sprach. Nur allmählich fand er sich wieder,

um aber hart an den Rand der Verzückung zu geraten, als er auf einem Stuhl neben den Majestäten Platz nehmen mußte.

„Wenn Sie denn einmal um unsertwillen gekommen sind," sagte die Königin mit einem bezaubernden Lächeln, „so müssen Sie sich auch unsere Kinder ansehen. Unsere Kinder sind ja das Beste, was wir haben."

Auf den Ruf der Königin kamen die Kinder herangesprungen und reichten zutraulich dem Fremden die Händchen dar. Dieser streichelte ihnen die Locken und blickte in drei herzige, süße, selten schöne Gesichter, wie Knospen um die aufgeblühte Rose her.

„Gottes Segen komme über Ew. Majestäten und Höchstdero ganzes Haus!" sagte der Engländer in herzwarmem Ton.

„Den Wunsch nehmen wir gern an," erwiderte die Königin dankbar. „Auch Fürsten sind Menschen, die auf Gottes Segen angewiesen sind; ja, je höher einer steht, desto mehr bedarf er des göttlichen Schutzes, denn auf den Höhen wehet der Sturm am heftigsten, und an Stürmen fehlt es in unserer Zeit leider nicht."

„Ein Bild des Friedens sehe ich hier vor mir," fuhr der Fremde fort. „Möchte dieser stille Friede Eurer königlichen Majestäten unverrücktes Erbteil bleiben! Die Völkerwogen brausen rings umher — möchten sie an Preußens Grenzen machtlos zerschellen."

„Bis hierher hat uns der Herr gnädig geholfen," sagte der König fromm, „daß wir ungefährdet geblieben sind im Sturm und Drang der Zeit; und daß ich meinem Volk den teuren Frieden erhalte, das ist der Gegenstand meines ernstesten Strebens. Ich danke Ihnen für Ihre guten Wünsche, mein Herr, und der im Himmel wohnet, sage Amen dazu!"

Der König erhob sich und reichte dem Fremden die Hand. Dieser stand auch auf und glaubte sich verabschieden zu müssen.

Die Königin winkte einer Zofe, der sie den Säugling übergab, und gab dann im Verein mit ihrem Gemahl dem Fremden bis an den Ausgang des Gartens das Geleit.

Wie im Traum taumelte der Engländer dahin, daß er die Straße seines Gasthauses verfehlte und schließlich sich zurecht fragen mußte. Es war ihm, als wäre er entzückt bis in den dritten Himmel, und der Wirt konnte mit dem empfangenen Lohn auch zufrieden sein. —

Als die beiden Majestäten ihren Platz wieder eingenommen, fing Luise an: „Die Segenswünsche des Fremden haben mich innerlich erquickt, aber auch zugleich ein gewisses Bangen in mir wachgerufen. Gott, was mag die Zukunft in ihrem dunklen Schoß gestalten, und welches Los wird sie uns zuwerfen! Ich habe mich von den Bewegungen im Leben der Völker immer möglichst fern gehalten; ich bin ein Weib, ich bin eine Mutter und habe heiligere Aufgaben als Politik zu treiben; aber ist es denn möglich, sich gegen die Außenwelt so abzuschließen, daß von den Ereignissen auf den fernen Kriegstheatern nicht ein Ton in die Stille meines Gemaches dränge? Was mich gegenwärtig insbesondere beschäftigt, das ist die grausige Ermordung des Zaren Paul, dem seine eigene Schärpe hat zum Strick des Todes werden müssen. Wie steht es mit dem Nachfolger des Erwürgten? Wird er den Krieg mit England weiterführen?“

„Das glaube ich nicht,“ erwiderte der König. „Alexander I. hat nicht die Neigung, seine Regierung mit Krieg zu beginnen. Auch sonst zeigen sich Symptome der Wiederherstellung des Völkerfriedens, denn auch zwischen England und Frankreich scheint die Spannung nachlassen zu wollen, und der Friede, welchen Frankreich am 9. Februar mit Österreich zu Lüneville geschlossen, wird doch wohl auch auf soliden Grundlagen ruhen. Dieser Friede hat auch zugleich etwas Beruhigendes speziell für

uns, indem für Preußen dabei die Bistümer Paderborn und Hildesheim, das Eichsfeld, Erfurt, ein Teil des Bistums Münster und sonst noch etwas abgefallen ist. Überhaupt hat Bonaparte gegen Preußen bisher das größte Entgegenkommen gezeigt und es immer durchblicken lassen, daß ihm an meiner Bundesgenossenschaft viel gelegen ist. Er hat mir sogar das Kurfürstentum Hannover angeboten, welches aber anzunehmen mir moralisch unmöglich ist."

Die Königin machte eine abwehrende Handbewegung. „Ich weiß nicht, ob ich von meinem Gefühl irre geleitet werde, aber ich kann nicht umhin zu gestehen, daß mich bei dieser Freundlichkeit Bonapartes ein geheimes Grauen überschleicht. Seit der General sich zum ersten Konsul der Republik emporgeschwungen, ist in mir die Bewunderung, welche ich vor seinem Feldherrngenie besaß, erstickt von der Abneigung gegen den Emporkömmling und den Nimmersatt, von dem ich befürchte, daß er an dem bisher Erreichten noch nicht genug haben wird."

„Dein Gefühl irrt dich nicht," antwortete der König, „wenigstens stehst du damit nicht allein: alle einsichtsvollen Männer teilen deine Ahnung. Dem sei nun aber, wie ihm wolle, seine Stellung an der Spitze der französischen Republik ist nun einmal eine Thatsache, so gilt es, mit dieser Thatsache zu rechnen; und was nun mich betrifft, so kann ich ganz zufrieden sein, von ihm mit Auszeichnung behandelt zu werden, und mein Wunsch kann nur der sein, daß dieses Verhältnis sich nie trübt. Was ihm diesen Respekt einflößt, es ist nichts anderes als die Erbschaft Friedrichs des Großen, die wir angetreten haben, es ist die Furcht vor der Armee des großen Königs, die ihn zwingt, sich um meine Freundschaft zu bewerben. Ich werde mich sehr hüten, die dargebotene Hand zu ergreifen: mein Vorsatz ist, Neutralität zu bewahren mitten in den schäumenden Wogen des Kriegs-

getümmels. Diese Neutralität ist uns bisher sehr zustatten gekommen: die Mächte schauen mit Achtung auf Preußen und buhlen um seine Gunst in der Überzeugung, daß Preußen mit seinen 200 000 Mann ein entscheidendes Gewicht in die Wagschale zu werfen imstande ist; wir aber haben, während rings der Krieg seine länderverwüstende Macht geübt hat, ein geruhiges und stilles Leben führen, die Künste des Friedens pflegen und in ungestörter Sicherheit Ackerbau und Gewerbe treiben können."

„Gott helfe weiter!" sagte die Königin mit einem leisen Seufzer. „Mir sagt aber eine Ahnung, als sollte Europa vor der Hand noch nicht zur Ruhe kommen, denn dieser Emporkömmling, fürchte ich, wird seinen Nachbarn noch zu schaffen machen."

„Unser Schicksal steht in Gottes Hand," sagte der König ernst. „Der Mörderdolch hat Bonapartes Brust nicht getroffen, also ist es Gottes Wille, daß dieser seltsame Mann noch weiter seine ehrgeizigen Wege gehe und die Welt beunruhige. Daß es aber Gottes Wille ist, das ist mein Trost, wenn ich mit Sorge in die Zukunft schaue."

Luise drückte dem Gemahl heiß die Hand und schaute mit verständnisinnigem Blick zu ihm empor. „Du hast den Ton getroffen, der auch mein Herz stille macht."

Zwanzigstes Kapitel.

Schiller und Hiller.

Es war an einem der letzten Oktobertage 1803. Der Wind fegte durch die Straßen und peitschte schwere Regentropfen gegen die Fenster.

In ihrem Kabinett saß die Königin Luise mit ihrer Oberhofmeisterin und blätterte in einem Haufen von Skripturen. Hier und da nahm sie ein Gedicht heraus und las es durch.

„Es ist doch ein Mann von außerordentlicher Begabung und seltener Originalität, dieser Jean Paul," sagte sie nach einer Weile. „Der König mag freilich nichts von ihm wissen, sein Stil ist ihm, wie er sagt, doch ein bißchen gar zu kraus. Aber ich kann mir nicht helfen, ich lese ihn mit wahrem Entzücken. Sein „Titan", den er mir vor etlichen Jahren übersandte, welch ein Meisterwerk sprudelnden Geistes! Dieser unverwüstliche Humor! Er wirkt wie eine Sonne, vor welcher alle Nebel weichen müssen. Ach und hier dieser Glückwunsch zu meinem Geburtstag vor zwei Jahren, welche eigenartige Form und Einkleidung! So etwas versteht nur der Jean Paul."

Sie legte das betreffende Blatt beiseite und blätterte weiter, während die Oberhofmeisterin dasselbe still ergriff und durchlas. Es lautete so:

„Verzeichnis derer, welche heute der schönen und edlen Königin Glück zu Ihrem Geburtstag wünschen werden.

Erstens: Alle. Zweitens: Die Guten. Drittens: Die Künstler, welche, durch Raphael an die Unsterblichkeit der Schönheit gewöhnt, sie auch dieser wünschen müssen. Viertens: Die Unglücklichen. So viele Getröstete, so viele Beglückte, denen Sie die Thränen trocknete, werden sie heute wieder vergießen; aber auch nur für Sie, nicht von Ihr, und nur aus Liebe und Freude, weil sie für ein Leben danken und beten, das so warm und freundlich in so viel menschliche Trübsal leuchtet. Fünftens: Die Glücklichen, nämlich Ihre Geliebtesten: Ihr Gemahl, Ihre Kinder, Ihre Schwestern und Ihr Bruder; aber was die nächsten Herzen dem nächsten gerührt

und selig sagen, bleibt heilig verhüllt. — Auch der Verfasser dieses Verzeichnisses gehört in das Verzeichnis und steht schon in der zuerst genannten Klasse; aber die Wünsche seiner Seele sind so warm und aufrichtig, als gehörte er in die dritte und vierte. Jean Paul Friedrich Richter."

„Eines vermisse ich in meiner Sammlung von Gedichten," bemerkte die Königin: „von Friedrich Schiller habe ich keine Zeile, und doch schlägt ihm mein Herz am lautesten entgegen. Er steht mir höher noch als Goethe, sein Empfinden und sein Dichten mutet mich sympathischer an. Als ich ihn in Weimar persönlich kennen lernte, sprach's in mir: der müßte in Berlin sein! Und dieser Wunsch ist seit der Zeit in mir lebendig geblieben. Das kleine Weimar ist ja auch zu eng für so viel Geistesfürsten, Karl August hat zu viel und die übrigen Kronenträger zu wenig. Was meinen Sie, ob ich den König bitte, Schiller nach Berlin zu rufen?"

„Schiller nach Berlin?" fuhr die Oberhofmeisterin freudig empor. „O, ich wäre die erste, die ihm den Willkomm entgegenjauchzte. — Aber — ob er wohl kommen würde? Hier stünde er allein, und die Gemeinschaft mit Goethe würde er nicht entbehren mögen, denn aus dem Zusammenwirken dieser beiden Genieen sind ja erst die schönsten und reifsten Früchte gewachsen. Auch glaube ich, die Luft hier in Berlin ist ihm zu kühl und frostig."

„In Weimar sitzt er warm, das ist wahr," sagte die Königin, „aber er ist arm. Sollte er sich in der Sonne königlicher Gunst nicht besser erwärmen können, als in dem Mondenlicht herzoglicher Fürsorge? Und kränklich ist er auch — ist es nicht unsere heilige Pflicht, ein solches Leben mit allen Mitteln menschlicher Wissenschaft zu schützen und zu festigen?"

In diesem Augenblick trat der König ein. Er hatte die letzten Worte noch gehört und fragte, von wem die Rede

gewesen sei. „Hm!“ machte er, als er es von der Königin erfahren, und maß mit langsamen Schritten mehrmals das Gemach, bis er vor seiner Gemahlin stehen blieb und sagte: „Habe nichts dawider, im Gegenteil, würde ihn mit Vergnügen empfangen. Will mir die Sache überlegen.“

Wieder rauschte der Vorhang, und ein Kammerherr erschien mit einem Brief. „Ein Mensch steht draußen und bittet königliche Majestät um gnädigen Einblick in dieses Empfehlungsschreiben, welches er von Sr. königlichen Hoheit dem Prinzen Ludwig Ferdinand erhalten haben will.“

Die Königin nahm das Papier entgegen und begann es still für sich zu lesen. „Das ist sonderbar,“ bemerkte sie nach einer Weile. „Ich bitte, mir zuzuhören.“ Und sie las den Brief laut vor:

„Ew. Liebden sende ich hiermit einen Mann, den ich Ihrem Wohlwollen aufs wärmste empfehle. Ich kenne Ihren Sinn für die Dichtkunst und möchte Sie daher auf eine verborgene Dichterblume aufmerksam machen, die alle Beachtung verdient. Ew. Liebden werden freilich lächeln, wenn ich sage, daß ich Ihnen einen Menschen schicke, der seines Zeichens anfänglich Lohnfuhrmann war, dann die Strohflechterei betrieb und sich zuletzt mit Ziegelstreichen sein Brot verdiente. Ich will es mir ersparen, Ew. Liebden Proben zu geben von dem schönen Talent, welches ihm die Natur verliehen. Ich nehme mir die Freiheit, ihn Ew. Liebden persönlich zuzusenden und empfehle ihn Ihrer bekannten Herzensgüte und Leutseligkeit. Sein Name ist Gottlieb Hiller.“

„Erbarm's Gott,“ sagte die Oberhofmeisterin mit kläglicher Gebärde, „für den Schiller schickt man uns einen Hiller!“

Der König verzog den Mund zu einem leisen Lächeln. „Schiller — Hiller, sie reimen sich auf einander.“

„Spötteln Sie nicht, liebe Voß!“ mahnte die Königin. „Nicht alle Blumen können Rosen sein, und das Veilchen ist auch ein herziges Blümlein. Übrigens erinnere ich mich, hier und da schon ein Gedicht von Hiller gelesen zu haben.“ Und mit neckischem Lächeln fügte sie hinzu: „Hiller — bloß zwei Buchstaben fehlen, so wäre er ein Schiller. Ich denke, wir lassen den Mann kommen.“

Der König nickte, und der Kammerherr verschwand.

Bald darauf thaten sich die Vorhänge wieder auseinander, und herein trat ein junger Mann im gewöhnlichen, langen Rock und Stiefeln, mit breitem, gutmütigem, etwas blassem Gesicht.

Die Oberhofmeisterin fühlte bei diesem reglementwidrigen Auftreten ein gelindes Frösteln über den ganzen Körper, während die Königin dem verlegenen Mann, der nicht wußte, wo er die Hände lassen sollte, mit der zartesten Liebenswürdigkeit entgegentrat und ihm sogar mit der Verbeugung zuvorkam. „Es freut mich von Herzen, Ihre Bekanntschaft zu machen. Sie haben in dem Prinzen Ludwig Ferdinand einen warmen Fürsprech, der Sie uns von einer sehr empfehlenswerten Seite gezeigt hat.“

Unter dem milden Sonnenschein solcher zuvorkommenden Huld hatte sich der Eingetretene so weit gefaßt, daß er imstande war zu antworten. Er meinte, er würde es nie gewagt haben, vor den Majestäten zu erscheinen, er, der geringe Mann, wenn nicht der Prinz wiederholt in ihn gedrungen hätte.

„Also Sie können noch mehr als Rosselenken und Strohflechten und Ziegelstreichen, Gott hat Ihnen auch die Gabe der Dichtung verliehen?“ fuhr die Königin fort. „Dafür mögen Sie den Geber preisen, denn der Dichter hat das Leben doppelt, sein Heimischsein in der Welt der Ideale weihet ihm das Dasein und verklärt es ihm und läßt das öde Grau des Alltagsleben im Schimmer bunter Farben erglühen. Der Dichter

hat ganz andere Augen als die andern Menschen, er sieht überall viel mehr als sie: alles Irdische wird ihm ein Gleichnis, und was die andern Menschen im abstrakten Denken erfassen, das erscheint ihm im konkreten Gewand des Bildes, in welchem die Wahrheit erst zur rechten Klarheit kommt. — Ich bitte Sie jetzt, uns eins von Ihren Gedichten zum besten zu geben."

Hiller verneigte sich, so gut er konnte, und begann einen Gruß an den Frühling vorzutragen. Sein Gesicht belebte sich, seine Augen bekamen einen warmen Glanz, und mit einer Feinheit des Ausdrucks, mit einem melodischen Fluß der Sprache, den man bei dem geringen Mann nimmer gesucht hätte, perlten die Verse daher. Schlicht nur war die Form, aber es lag viel Wärme darin und ein tiefes, edles, reines, frommes Gemüt."

„Köstlich, allerliebst!" rief nach Beendigung des Vortrags mit einem Seitenblick auf die Gräfin Voß die Königin. „Bitte noch eins!"

Bereitwillig sagte der Dichter ein zweites, längeres Gedicht auf, welches bei der größeren Sicherheit des Dichters noch tiefer wirkte.

„Haben Sie das alles von selbst gelernt?" fragte der König, der mit großer Aufmerksamkeit zugehört hatte.

„Ich denke es, da ich nicht auf Schulen gewesen bin," erwiderte der Dichter bescheiden.

„Das ist auch besser," fuhr der König fort, „wenn man die Talente von der Natur erhält, als wenn man sie erst durch Kunst erzwingen muß."

In dem Augenblick trat der Kronprinz mit seinem Erzieher Delbrück ein.

„Sie bekommen neue Zuhörer, lieber Hiller," sagte der König freundlich. „Mich entlassen Sie wohl jetzt, denn ich habe dringende Geschäfte; den übrigen aber geben Sie nur noch etwas zum besten!"

Mit einem gnädigen Händedruck entfernte sich der König, und Hiller mußte nun noch eine ganze Weile bleiben. Der Kronprinz fand an dem schlichten Mann und seinen herzigen Versen ein sonderliches Gefallen und unterhielt sich viel mit ihm, bis endlich die Königin das Zeichen zur Entlassung gab und den Dichter mit einem herzlichen Segenswunsch verabschiedete. Die Gräfin Voß gab ihm das Geleit bis an die Thür des Vorzimmers; sie schien ihm durch diese Zuvorkommenheit ihren Spott wieder abbitten zu wollen. —

Am folgenden Morgen klopfte es an die Thür seines Zimmers, welches er in einer Herberge auf der Klosterstraße bewohnte. Auf das Herein! erschien ein hoher Offizier in Uniform vor dem überraschten Dichter. „Ich bin der Generalmajor Köckeritz und komme zu Ihnen, wertester Herr Hiller, in doppeltem Auftrag: Se. Majestät der König sendet Ihnen durch mich diese zehn Friedrichsdor und Ihre Majestät die Königin dieses Schächtelchen mit vielen Grüßen. Leben Sie wohl!"

Damit war er zur Thür hinaus, ehe Hiller zu Worte kommen konnte.

Mit zitternder Hand öffnete der Dichter die kleine Kapsel, da fielen zwei goldene Ringe mit veilchenblauem Stein heraus nebst einem Zettel mit den zierlich geschriebenen Worten:

„Mein lieber Hiller!

Nehmen Sie diese kleine Gabe von mir an! Sie möge Ihnen ein Mittel sein, sich an Ihrem Ehrentage zu erinnern

Ihrer wohlaffektionierten

Königin Luise."

Dem guten Hiller traten die Thränen in die Augen. Er that mit der äußersten Behutsamkeit die Kleinodien wieder in die Schachtel, siegelte dieselbe in ein weißes Papier und schrieb darauf:

„Dieses Siegel bleibe fest verschlossen,
Nicht des Freundes, nicht der Mutter Hand
Löse seines Inhalts hohes Pfand,
Bis noch tausend Tage sind verflossen.
Jedem Auge bleibe es verborgen,
Bis nach einem Kampf mit Licht und Nacht
Mich an meines Lebens schönstem Morgen
Eine reine Hand noch glücklich macht."

Einundzwanzigstes Kapitel.

Ein Abend auf der Pfaueninsel.

Von der Havel liebend umarmt, im Nord und Süd von bewaldeten Hügeln geschützt, liegt von Potsdam eine kleine Meile entfernt eine Insel. Mächtiger Eichwald deckt die größte Fläche und tritt nur hier und da zurück, um hellgrünen Rasenplätzen und bunten Blumenrabatten Platz zu machen. Fast in der Mitte lugt aus dunklem Grün ein kleines, romantisch gelegenes Schloß, dessen beide Spitzen über die Baumkronen hinwegsteigen wie zwei Augen, welche Wacht halten über dieses stille Fleckchen Erde, daß kein unbefugter Eindringling die zahmen Hirsche und Rehe verscheuche, die Herden ausländischer Schafe und Ziegen störe, die gemessen einherschreitenden Pfauen behellige und den Gesang der Vöglein im Gezweig unterbreche. Ein Bild des Friedens bietet sich hier dem Auge dar, eine Oase sanfter Ruhe mitten in der Unruhe und dem Lärm der Welt. Wie in einen heiligen Dom glaubt der Fremdling einzutreten, wenn er den Kahn verläßt, der ihn über den Rücken der Havel getragen. Das ist der Königin Luise Paradies, und auch der König flüchtet sich gern in diese

traute Einsamkeit, der Mann, dessen Herz so still ist und darum auch um sich her die Stille liebt.

Es war ein wunderschöner, klarer, warmer Sommerabend. Leise breitete die Dämmerung ihre Schleier über die müde Welt, die weißen Wasserlilien neigten still das Haupt, im Hain erstarb das Lied der gefiederten Sänger, nur das Heimchen zirpte wehmütig in dem langen Gras und ein verspäteter Schwan segelte, in Gedanken verloren, über die spiegelglatte Wasserfläche dahin, unbekümmert um den Nachen, welcher hart an ihm vorüber gleitend den Fluß durchschnitt. In demselben saßen sich zwei Herren gegenüber, von welchen der eine durch seinen Anzug einen Hofbeamten erkennen ließ, während der andere dem geistlichen Stande anzugehören schien.

„Sie kommen spät, Herr Bischof," sagte der Ruderer. „Die allerhöchsten Herrschaften weilen schon bei einer halben Stunde im Eichgrund."

„Das thut mir leid!" versetzte der Angeredete, — es war der evangelische Bischof, Hofprediger Dr. Eylert — „indes mein Amt verstattete mir kein früheres Erscheinen."

„Ist es, wenn man fragen darf, etwa ein besonderer Anlaß, der Ew. Hochwürden so spät noch herführt?"

Der Bischof nickte. „Wenn Sie es wissen wollen: es handelt sich um eine Predigt, welche ich jüngst in der Kirche gehalten und welche die Majestäten noch einmal zu hören wünschen."

Der Kahn stieß ans Ufer und die beiden Herren stiegen aus. Unter den schattigen Bäumen hinwandelnd schlugen sie die Richtung nach dem Eichgrund ein, einem um seiner Lauschigkeit von dem königlichen Paar besonders bevorzugten Plätzchen. Von dem dunklen Hintergrunde hob sich blendend ein schneeweißes Gewand ab: die Königin Luise stand hoch aufgerichtet neben dem auf einem Feldstuhl sitzenden, in schweigendes Nachdenken versunkenen König, während sie selbst

einem Abendfalter zusah, der wie trunken von Blüte zu Blüte taumelte.

Der Bischof hielt seinen Schritt an — er scheute sich, das stille Bild zu stören, bis die Königin ihn bemerkte und mit gütigem Lächeln ihm winkte. Jetzt richtete sich auch der König empor und die beiden Majestäten gingen dem würdigen Geistlichen mit herzlichem Gruß entgegen.

„Das ist schön, daß Sie doch noch kommen!“ sagte der König, dem Bischof die Hand schüttelnd. „Hätte Sie heute schmerzlich vermißt, denn ich befinde mich gerade in der Stimmung, Ihre Predigt noch einmal zu hören, und gerade diese Predigt. Thun Sie mir den Gefallen und beginnen Sie sogleich!“

Die Königin ließ sich an der Seite des Gemahls auf einem zweiten Feldstuhl nieder, der Bischof zog ein Manuskript aus der Brusttasche, stellte sich in geringer Entfernung von seinen Zuhörern auf und las seine meisterhafte Predigt über die Stelle im Buche Ruth, Kap. 1, Vers 16 und 17: „Ruth sprach: Rede mir nicht davon, daß ich dich verlassen sollte und von dir umkehren. Wo du hingehest, da will ich auch hingehen, wo du bleibest, da bleibe ich auch. Dein Volk ist mein Volk und dein Gott ist mein Gott. Wo du stirbst, da sterbe ich auch, da will ich auch begraben werden; nur der Tod kann mich und dich scheiden.“ Mit der ganzen Wärme und Herzinnigkeit seines Glaubens trug Eylert seine Arbeit vor. In Andacht hingegeben lauschte das hohe Paar den herrlichen, tiefgedachten Worten, von denen jedes eine verwandte Saite in ihrem Herzen klingen machte. Ihre Hände lagen in einander, und von Zeit zu Zeit sagte ein leiser Druck herüber und hinüber: „Wo du bleibest, da bleibe ich auch.“

Kaum war aus des Redners Mund das Amen erklungen, da erschallte aus der Ferne, wie auf Verabredung, in sanften

Horntönen der Choral: „In allen meinen Thaten laß ich den Höchsten raten.“ Es war das königliche Hautboistencorps, das bei Anwesenheit der allerhöchsten Herrschaften jeden Abend eine fromme Weise aufzuspielen hatte.

Eine feierliche Stille trat ein. Auf den Blättern der Steineichen zitterte goldig das Abendrot wie ein letzter Kuß der scheidenden Sonne, welche dem Vollmond Platz machen mußte, der schon im Osten parat stand und auf die Nacht wartete. Wie himmlische Verklärung lag es ausgegossen über der Natur, und man vergaß für einen Augenblick, daß die Welt so voll ist von Leid und Geschrei und Schmerz, man glaubte diesem Jammerthal entrückt zu sein und im Vorhof des Himmels zu stehen.

Lange blieben alle regungslos, bis der König sich erhob und seine rechte Hand auf die Schulter der Königin legte. Sinnend haftete sein Auge einen Moment am Boden, dann flüsterte er ihr zu: „Es bleibt dabei, liebe Luise, ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen!“

Es zuckte ihm um die Mundwinkel, und er wandte sich schnell um, nahm seinen Feldstuhl unter den Arm und verschwand damit im Gebüsch.

Die beiden Zurückbleibenden tauschten einen bedeutsamen Blick: man wußte, daß der König allein zu sein liebte, wenn eine große Idee oder eine tiefe Empfindung ihn bewegte.

Auch die Königin war tief ergriffen, und auf ihrem Antlitz lag wieder einmal jenes wunderbare Etwas, das sie wie eine Heilige erscheinen ließ. Das heitere Lächeln ihres Mundes verschwand und machte einem tiefen Ernste Raum, aber ihre Gesichtszüge bekamen eine gewisse Durchsichtigkeit, wie wenn die Seele hindurchleuchtete, ihre edle Gestalt wuchs und zeigte eine noch viel größere Hoheit und Würde denn sonst. Wie Glockenläuten klang es, als sie, die Hände auf der Brust

gefaltet, anfing: „O wie schön und erquickend, wie mild und ruhig ist der Abend! Gern folgt mein Herz seinen sanften Eindrücken. Diese wohlthuend sich mitteilende Ruhe wird von selbst eine religiöse. Man kann in keine wahrhaft fromme Stimmung kommen, ohne diesen belebenden Anhauch eines höheren Friedens zu fühlen. Sobald derselbe in unsere Brust einkehrt, tritt alles Störende zurück. Was sonst auf uns dreinredet, schweigt, und die Wellen unserer unruhigen Gefühle ebenen und glätten sich zur sanften, klaren Spiegelfläche. Ich bitte, sehen Sie das liebliche Spiegelbild der Waldung, von der Abendröte purpurn umflossen, im ruhigen Strom der Havel! Das ist ein Gleichnis, eine Nachbildung des Menschenherzens, das in der Andacht heiligem Frieden sich zu sich selbst gefunden hat. Ach, Seelenfrieden ist doch unter allen Gütern das größte. Wer den besitzt, der ist reich. Umgeben von allem, was die Erde Glänzendes hat, habe ich mich oft verstimmt und mit mir uneins gefunden, und oft in den allereinfachsten Verhältnissen, auf mich selbst zurückgeführt, befriedigt und glückselig gefühlt. Das ist sich auch unter den verschiedenartigsten Verhältnissen immer gleich geblieben, zum klaren und gewissen Beweis, daß es so in der Natur der Sache und des Menschen liegt.

Die heitere Ruhe der Natur und ihr milder Segen kommt sichtbar und fühlbar vom Himmel herab, der die Erde umarmt, wie eine Mutter ihre Kinder. Und der Mensch, ein Kind der Erde und doch auch zugleich ein Kind des Himmels, kann diesen Seelenfrieden und seine Harmonie auch nur und allein von oben her empfangen. Über der sichtbaren Sonne giebt es noch eine andere, eine geistige, unsichtbare, in deren Licht und Wärme unsere geistige Natur allein gedeihen kann.

Ich begreife, daß man unter den Zerstreuungen und wechselnden Genüssen des Lebens Gott und den Heiland ver-

gessen und oft ohne ihn leben kann; aber ich begreife nicht, wie es dahin kommen mag, zu wähnen und zu meinen, die ganze Sache sei nur eine schöne Phantasie, welche zerflattere und verschwinde, sobald man klar und gründlich nachdenke, so daß der Aufgeklärte keiner, am wenigsten einer geoffenbarten Religion bedürfe. Gerade wenn ich recht ernst und tief nachdenke, soweit ich dazu fähig bin, komme ich immer am ersten an eine Grenze, die mir Stillstand gebietet, und einen festen Haltpunkt kann ich dann nur einzig und allein im Glauben finden. Gerade wenn ich mich am wohlsten und besten fühle und es recht klar und ruhig in mir ist, werde ich am meisten inne, was mir noch fehlt. Im Besitz und Genuß des besten Glückes sehnt man sich nach Glückseligkeit, und in dieser Sehnsucht wird tief im Herzen eine Leere, die nichts Irdisches ausfüllen kann. Ich muß dann seufzen und zum Himmel aufschauen, von dannen das Fehlende kommt.

Alles Irdische ist Stückwerk und Unvollkommenheit. Auch in dem besten Menschen thun uns Mängel und Makel wehe, die wir bei genauerer Bekanntschaft wahrnehmen. Darum habe ich den Heiland Jesus Christus so unaussprechlich lieb, das höchste und reinste Ideal ist in ihm Leben und That. In Ehrfurcht betet man ihn an, und doch fühlt man sich zugleich zu ihm hingezogen; seine unendliche, sich aufopfernde Liebe hat eine wunderbare, sanfte, gewinnende Kraft. Unser lieber Delbrück ist mir wert und wichtig vorzüglich darum, weil er diese Liebe für den Erlöser und sein untrügliches heiliges Wort in dem Herzen meiner Kinder weckt und nährt. Auch meinem ehrwürdigen Beichtvater, dem Propst Ribbeck, verdanke ich viel. Seine Gründlichkeit, Ruhe und Klarheit giebt der Erbauung, die ich bei ihm finde, ein festes Fundament. Seine fromme Wärme ist eine sanfte und milde. Dr. Hufeland, mein Leibarzt, ist auch zugleich mein Seelenarzt.

Was ist das für ein seltener, köstlicher Mann! Alles an ihm trägt ein höheres Gepräge; so fest und so männlich, und doch so gläubig und so kindlich — der König nennt ihn seinen Apostel.

O mein Mann — ich bin sehr glücklich, daß ich in meinen christlich-religiösen Überzeugungen mit ihm vollkommen übereinstimme. Durch ihn bin ich besser geworden. Ich bin überzeugt, er ist der beste Mensch und Christ auf Erden. Haben Sie gehört, Hochwürden? Als Sie Ihre Rede über eheliche und häusliche Glückseligkeit geendet hatten, sagte er zu mir in herzinnigem Ton: „Es bleibt bei dem alten Spruch: Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen.“ — Wo mag er sein, mein bester Freund? Kommen Sie, wir wollen ihn aufsuchen!“

Durch diese Wendung wurde der Bischof aus seiner Stimmung aufgescheucht. Mit wahrer Andacht hatte er zugehört; die Rollen waren vertauscht: der Bischof, welcher erst dem Königspaar eine Predigt gehalten, stand jetzt als Zuhörer vor einer Predigerin, deren Worte durch den unnachahmlichen Klang der Stimme und die unvergleichliche Herzwärme der Empfindung eine solche Macht auf ihn geübt hatten, daß ihm die Augen unter Wasser standen.

Mit stummer Verbeugung folgte er der Königin nach dem Ufer der Havel. Da trat ihnen aus dem Röhricht der König mit ironischem Lächeln entgegen: „Es kommt Exekution, da muß ich denn wohl gehorchen und meine stillen Betrachtungen beschließen. Hätte gern noch ein wenig weiter gesonnen.“

Im traulichen Mondenlicht wandelten die drei zurück und verschwanden im Schloß, um die Abendmahlzeit einzunehmen.

Eine Stunde später klangen aus einem offenen Fenster sanfte Accorde eines Pianoforte in die stille Nacht hinaus, und eine süße, milde weibliche Stimme sang dazu:

„In allen meinen Thaten
Laß ich den Höchsten raten,
Der alles kann und hat.
Er muß zu allen Dingen,
Soll's anders wohl gelingen,
Selbst geben guten Rat und That."

Es war das Abendlied der Königin Luise.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Fernes Wetterleuchten.

Was bedeuten die Menschenhaufen, die in Berlin allenthalben auf den Straßen stehen? Was sagen die erregten und entsetzten Gesichter?

Es muß wohl etwas Außerordentliches, etwas ganz Heilloses geschehen sein, und etwas, das von allgemeiner Bedeutung ist, denn nicht in der Stadt Berlin allein ist man erschrocken, durch ganz Europa geht ein Schrei des Zorns. Nach Westen sind aller Blicke gerichtet, in Frankreich ist eine That geschehen, die das ganze gesittete Europa empört. Flintenschüsse sind gefallen in dunkler Nacht, und die Kugeln sind in Fürstenblut gedrungen, haben ein Leben ausgelöscht, welches dem nach der Krone Frankreichs gierenden Emporkömmling im Wege stand. Dort in dem Wallgraben des Schlosses Vincennes liegt der Enkel des großen Condé, der Herzog von Enghien in seinem Blut: von dem neutralen badischen Boden hinweg haben Bonapartes Häscher den nichts Ahnenden, welchem man einen Anteil an der von England begünstigten Verschwörung gegen das Leben

des Tyrannen angelogen, nach Paris geschleppt, vor ein formloses Kriegsgericht gestellt, ohne Verteidiger verurteilt und den Musketen von sechs Grenadieren überantwortet. Es ist des königlichen Bluts noch nicht genug geflossen, es darf kein Bourbon mehr am Leben sein, denn nach der Königskrone streckt der Meuchelmörder die bluttriefende Hand.

Von allen Seiten ruft es Wehe über den Verbrecher — er trotzt mit eherner Stirn: „Es ist geschehen, was geschehen mußte, um meinen Feinden einen heilsamen Schrecken einzujagen."

In Regensburg sitzt der deutsche Reichstag bei einander, und Reden werden genug gehalten, aber zu einem Entschluß kommt es nicht: die Furcht vor dem Titanen lähmt den Mut. Von Rußland her fällt wie eine Bombe in die Versammlung der drohende Mahnruf, sich des gebrochenen Völkerrechtes anzunehmen — es ist umsonst: der deutsche Reichstag ist so weit herunter, daß in der Flut der Herzensangst der letzte Rest des Ehrgefühls ertrinkt. In sittlicher Entrüstung tritt jetzt Alexander I. selber dem Tyrannen entgegen, da antwortet ihm aus den Tuilerieen bitterer Hohn: „Was ficht dich an, für Deutschland einzutreten und dich um die Verletzung deutschen Gebietes zu ereifern? Das ist des Reichstags Sache — siehe aber, der fühlt sich nicht veranlaßt, sich durch den Vorgang in seiner Ruhe stören zu lassen!" —

Noch haben sich die Wogen der Aufregung nicht gelegt, da bekommen die Gemüter einen neuen Stoß. Denn von Frankreich kommt die Kunde: Die Republik ist tot, und der ehemalige Artillerie-Lieutenant sitzt als Kaiser auf dem Thron von Frankreich! — Man hat das schon geahnt, aber nun es geschehen ist, zuckt neuer Schrecken durch die Herzen, denn sein prahlendes Versprechen: „Das Kaiserreich ist der Friede" glaubt ihm kein Mensch, ein jeder ist vielmehr der Überzeu-

gung, daß der Mann nicht ruhig auf dem Thron sitzen, daß sein unersättlicher Ehrgeiz ihn zu neuen Helden- oder Greuelthaten fortreißen werde, denn was ist Napoleon anders als ein wiedererstandener Robespierre?

Vorläufig freilich hat die Welt noch Ruhe vor ihm, denn gegenwärtig ist er damit beschäftigt, sich und seiner Frau von dem Schauspieler Talma kaiserliche Anstandslehre geben zu lassen. Man lacht über den Mann, der sich erst von einem Schauspieler sagen lassen muß, wie man sich als Kaiser zu gebärden und die Hände zu halten habe; aber es ist ein unterdrücktes Lachen — wehe, wenn er es hörte! Und er hat so feine Ohren, überall stehen seine Spione und horchen, ob jemand dem König der Könige die schuldige Ehre versagt.

Nachdem nun der Lieutenant die Kasernenmanier abgelegt hat und sich kaiserlich zu benehmen weiß, greift die Hand wieder an den Degen, um das Schauspiel zu haben, wie die Welt erschrickt, wenn er nur an das Schwert klopft. Er ist befriedigt über das gewonnene Resultat — wenn seine Stunde gekommen sein wird, wird er den Degen wirklich entblößen.

Vorher aber hat er noch etwas anderes abzumachen. Ist es nicht der Thron Karls des Großen, auf dem er sitzt? Sind es nicht die Franken, die seinem Zepter gehorchen? — Wohl ist es nur ein Teil der Weltmonarchie des großen Karl, der ihm zu Füßen liegt — Deutschland ist in anderer Fürsten Hand. Aber darf das so bleiben? Muß nicht wieder zusammengefügt werden, was von Rechtswegen zusammengehört?

Der Mann auf dem Thron von Frankreich muß es der Welt zeigen, daß er der Erbe Karls des Großen ist. Über die Alpen war der große Sohn Pipins gezogen, um sich vom Statthalter Gottes die Krone des heiligen römischen Reichs deutscher Nation auf das Haupt setzen zu lassen. Diesen Weg muß sein Nachfolger auch gehen. — — Aber nein! In dieser

frommen Schwäche darf der neue Frankenherrscher nicht des Ahnherrn Nachfolger werden, denn das hieße Erniedrigung, das hieße dem Papst bekennen: Du bist größer denn ich! „Nicht ich will über die Alpen zum Papst ziehen, sondern der Papst soll über die Alpen zu mir kommen und mir in meiner Residenz die Ehre thun, die mir gebührt.“

Es staunt die Welt, als sie vernimmt: Napoleon will sich vom Papst die Krone auf das Haupt setzen lassen; sie staunt noch mehr, als es heißt: der Papst soll selbst nach Paris kommen, um dort die Krönung zu vollziehen. Man traut seinen Ohren nicht, man zweifelt, man widerspricht — kommt doch aus Italien die Kunde, daß der Papst das Ansinnen entschieden abgewiesen habe; da wird endlich die Gegenrede stumm durch die vollendete Thatsache: am 2. Dezember tritt Napoleon vor den Altar von Notre Dame und steht da vor allem Volk, ein neu erstandener Karl der Große. Wie es im Jahr 800 vor sich gegangen ist, genau so wiederholt es sich im Jahr 1804: inmitten seiner Paladine erscheint mit Krone, Zepter und Mantel der alte Karl, wie er zu Aachen in der Gruft auf dem Stuhl sitzt; und es rauscht um ihn wahnsinnig zügellose Huldigung des Frankenvolks, dem hier eine Komödie geboten wird, welche seine Sinne blendet und seine Vernunft in Fesseln schlägt. Dasselbe Volk, welches neun Jahre vorher seine Königskrone in den blutgefüllten Abgrund der Revolution geschleudert mit dem Schwur, nie wieder der Willkür eines Alleinherrschers sich zu fügen, es jubelt jetzt in kindischer Lust die Kaiserkrone eines eisernen Tyrannen an, der es nur versteht, das tolle Volk mit hochtönenden Redensarten von gloire und Macht zu füttern.

Nur einer schaut bei der Komödie sauer drein und macht zu dem bösen Spiel gute Miene: der heilige Vater, welcher als der Betrogene dasteht und nur — als Staffage dienen

muß, denn die Salbung allein hat ihm Napoleon erlaubt — die Krone nahm er selbst von dem Altar und setzte sie sich auf.

Schon vor zehn Jahren hatte die Kirche zu Unserer lieben Frauen ein entwürdigendes Schauspiel mit ansehen müssen, als eine feile Dirne als Göttin der Vernunft die Büste des ermordeten Marat bekränzte — heute mußte das ehrwürdige Gotteshaus abermals eine Gotteslästerung erleben und statt des Halleluja ein ohrenzerreißendes Vive l'empereur durch seine Hallen heulen hören.

* * *

„Du siehst sehr angegriffen aus, lieber Fritz!" mit diesen Worten ging Königin Luise an einem der ersten Tage des Jahres 1805 ihrem Gemahl entgegen, als dieser zum Frühstück in ihr Zimmer trat. „Sind wieder böse Dinge vorgegangen? Gott im Himmel, man muß jetzt von Tag zu Tag fragen: Was ist neues Schlimmes geschehen?"

Der König warf sich düster in einen Sessel und ließ schlaff die Arme niederhängen. „Europa," sagte er dumpf, „kommt mir jetzt vor wie ein Vulkan, der jeden Augenblick den Ausbruch droht. Die Wolken am politischen Horizont gerinnen immer schwärzer zusammen, es liegt eine unheimliche Schwüle in der Luft, und ratlos kreuzen sich die Meinungen derer, die ein Urteil haben über die Welthändel. Auch in meinem Kabinett platzen die Geister immer heftiger auf einander. Graf Haugwitz, der erste Minister, drängt immer entschiedener zum Anschluß an Frankreich: von Frankreichs Freundschaft, sagt er, haben wir alles zu hoffen und von seiner Feindschaft alles zu fürchten. Der alte Marschall Möllendorf stimmt ihm bei, indem er sich auf den Ausspruch Friedrichs des Großen steift: „Preußen muß in gutem Vernehmen mit Rußland,

kalt gegen Österreich und warm befreundet mit Frankreich sein." Auch die Generale Zastrow und Kalkreuth stehen auf Haugwitzens Seite, am entschiedensten natürlich der geheime Kabinettsrat Lombard, der ja von Haus aus für Frankreich, sein Vaterland schwärmt. Auf der andern Seite aber bietet der Baron v. Hardenberg alle Künste seiner Beredsamkeit auf, um mich zu Rußland und England hinzudrängen, sodaß ich mit meinem Neutralitätsprinzip einen immer schwierigeren Stand bekomme."

„Das will ich glauben," sagte die Königin mit warmer Teilnahme, „und lehren dich nicht die sich mehr und mehr verwickelnden Verhältnisse, daß die Bewahrung der Neutralität je länger desto mehr zur Unmöglichkeit wird?"

„Also auch du trittst mir jetzt gegenüber?" sagte der König mit traurigem Blick.

Luise schmiegte sich zärtlich an den Gemahl. „Um Gotteswillen nicht diese Sprache, liebster Fritz! Ich dir gegenübertreten? Das wäre das erste Mal in unserer elfjährigen Ehe. Ich kann ja nur fühlen und empfinden, wo ihr Männer denkt und berechnet, und mein Empfinden soll niemals deinem Denken in den Weg treten! Aussprechen aber darf ich es doch, was mich bedrückt und ängstigt. Du weißt, es ist mir von der Natur die Gabe des Vorgefühls gegeben, und dieses Vorgefühl, welches mir schon so manches Mal den Schleier von der Zukunft gelüftet hat, es ist auch dies Mal lebendig und zeigt mir große Verwickelungen, welche dich aus der Neutralität heraus zur Entscheidung drängen."

„So, siehst du das?" fragte der König mit halber Stimme. „Und auf welche Seite siehst du mich treten?"

„Soweit geht meine Vorahnung nicht," erwiderte die Königin. „Statt der Ahnung aber spricht in mir der Wunsch, du möchtest Napoleon, dem Gleißner, nicht trauen und dich

auf die Seite Rußlands und Englands stellen. Was will Napoleon mit der Kaiserkrone, die er dir aufzusetzen anrät?"

Des Königs Mund umschwebte ein leises, trübes Lächeln. „Er will gewiß der vereinsamten deutschen Kaiserkrone, welche der gute Kaiser Franz niedergelegt hat, wieder zu einem Haupt verhelfen, darauf sie ruhen kann. Ich habe ihm aber die gebührende Antwort gegeben, daß ich mit meiner Königskrone vollkommen zufrieden sei und nach höherem Glanz nicht das geringste Begehren trage. Was ist die Folge gewesen? Mißtrauen gegen mich, als hätte ich ein heimliches Einverständnis mit Rußland, und neue Anstrengungen, mich zu ködern. Napoleon buhlt förmlich um meine Freundschaft, weil er einsieht, daß er meiner bedarf, daß er nur mit mir vereint gegen die andern Mächte etwas vermag. Fürchtest du, ich würde mich endlich doch zu ihm hinüberschmeicheln lassen? Nein, so lange ich stehen kann, werde ich auf dem Boden der Neutralität verharren, in welcher ich allein das Heil unseres Staates sehe."

Die Königin war ans Fenster getreten und schwieg. In dem Gemach herrschte eine tiefe Stille. Langsam trat Friedrich Wilhelm an seine Gemahlin heran und fragte: „Was ist dir, Luise? — Wie, du hast Thränen in den Augen? Wem gelten diese Thränen?"

„Einem Toten!" versetzte Luise schmerzlich bewegt. „Und dieser Tote ist das heilige römische Reich deutscher Nation. Wem haben wir diesen Untergang zu danken? Dem Mann von Corsika. Sein Werk ist es von jeher gewesen, die deutschen Fürsten unter einander zu entzweien, um so Deutschlands Bestand in Frage zu stellen. Nun hat er seinem Werk die Krone aufgesetzt und dem deutschen Reich die Totenglocke geläutet. O, jetzt, wo ich an seinem Grabe stehe, jetzt fühle ich erst, wie lieb mir Deutschland war, wie deutsch mein innerstes Herz

gedacht und empfunden hat. In französischen Formen bin ich auferzogen, und doch habe ich immer deutsch gefühlt. Der deutschen Dichtung galt meine innigste Neigung, der deutschen Geschichte mein eifrigstes Studium. Goethe hat mir darum immer ferner gestanden als Schiller; ich habe eine Antipathie gegen des ersteren farbloses Allerweltsbürgertum, welches das Vaterländische im Allgemein-Menschlichen auf- und untergehen läßt; mein Herz jubelt unserm Schiller zu — o daß er unserm Ruf gefolgt und nach Berlin übergesiedelt wäre! Seine Jungfrau von Orleans mit ihrem heiligen Feuer patriotischen Aufschwungs ist mir aus der tiefsten Seele geschrieben, und sein Wilhelm Tell — ich habe ihn verschlungen, und mit Flammenschrift stehen in meinem Herzen die herrlichen Worte:

„Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen;
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft.“

So sehr ich mein Preußen liebe, den Blick aufs Ganze vergesse ich doch nie. Ich kenne Preußen nur als einen Teil des Ganzen, und darum muß ich eben trauern, daß das Ganze zu Scheiter gegangen ist. Ist das nicht wirklich zu beklagen? Ist Deutschland nicht das Herz Europas? Armes Europa, dein Herz ist tot und schlägt nicht mehr! Sollst du wieder emporkommen, so muß erst das Herz wieder schlagen! — — — Ich liebe Ideale und lebe gern in Idealen. Man schafft sich da eine Welt, wie man sie gern hätte; aber es sind Träumereien, und wenn man erwacht, ist alles ganz anders. Und doch kann ich davon nicht lassen, unser sittliches Gefühl und Gewissen begehrt das Vollkommene und Reine, und der Aufblick zu ihm ist der Halt in der Misère der Wirklichkeit, die Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Und diese bessere Zukunft muß kommen, denn das ist das ewige Gesetz der Weltgeschichte, daß die Wahrheit zuletzt immer den Sieg

behält und das Gute über das Böse triumphiert. Es ist nicht möglich, Deutschland kann nicht auf ewig tot sein! Es wird ein Ostern für dasselbe kommen, das ist meine unerschütterliche Überzeugung; und die Macht, auf die sich meine Auferstehungshoffnung gründet, es ist die Armee Friedrichs des Großen, es ist die sittliche Kraft, die in dem Preußenvolke steckt."

In stummer Verwunderung hatte der König dagestanden und unverwandt in das Antlitz seiner Gemahlin geschaut, welches ihm wie von einem Heiligenschein umflossen erschien. Wie eine Prophetin stand sie vor ihm da, und ihre Worte hatten ihn aufs tiefste ergriffen. Nachdem sie geendet, legte er seine beiden Hände in die ihren. „Luise, teures Weib, ich danke Gott, daß er dich mir gegeben, denn du bist die Sonne meines Lebens!"

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Rollender Donner.

Still und freundlich schien die Oktobersonne des Jahres 1805 auf die ersterbende Natur, als wollte sie sie trösten über ihr zukünftiges Geschick und sie noch einmal in allen Farben erglühen lassen, ehe der Winter käme mit dem weißen Leichentuch.

In den halb gelichteten Laubgängen von Sanssouci schritten eines Morgens — es war am 6. Oktober — der König und die Königin lustwandelnd auf und nieder. Die letztere trug auf dem Arm ihr jüngst geborenes Söhnlein, den zehn Monate alten Prinzen Ferdinand.

„Die Dichter preisen mit hohen Worten des Herbstes Schönheit," sagte Luise im Lauf des Gesprächs. „Ich kann ihnen in diesem Stück nicht zustimmen; wenigstens muß ich sagen: es ist eine schwermütige Schönheit, welche mir die Thränen entlockt. Siehe dieses glühende Rot des wilden Weins, es ist wie die hochroten Rosen auf den Wangen des Brustkranken, die um so schöner blühen, je näher der Tod darunter sitzt."

Der König antwortete nicht; seine Augen gingen nach dem Schloß hinauf, auf dessen Rampe sich eine auffällige Bewegung unter der Dienerschaft erkennen ließ. „Was mag es geben?" sagte er stehen bleibend. „Siehe, eine Stafette!"

Ein staubbedeckter Dragoner-Wachtmeister kam hastigen Schritts den Weg daher und überreichte Seiner Majestät ein versiegeltes Papier.

Der König las aus den Mienen desselben üble Botschaft und begab sich schweigend nach dem Schloß, ohne der Königin zu achten, welche nicht imstande war, mit ihm gleichen Schritt zu halten. Eine plötzliche Angst aber trieb sie hinter ihm drein, und als sie zu ihm ins Gemach trat, fand sie ihn in einer Verfassung, welche sie erschreckte, denn so hatte sie ihn noch nie gesehen. In seinem verstörten, bleichen Gesicht spiegelten sich Enttäuschung, Schmerz und Entrüstung, die Augenlider hatten sich halb gesenkt, der Mund verzog sich in konvulsivischem Zucken.

„Um Gotteswillen, was ist geschehen?" fragte Luise mit angehaltenem Atem.

„Was geschehen ist?" wiederholte der König mit bitterem Ingrimm. „Napoleon hat eine neue Gewaltthat begangen! Dem Menschen ist nichts mehr heilig, er achtet keine Verträge, das Wort in seinem Munde ist ein leerer Schall: hier liegt die Botschaft, daß er auf seinem Zug gegen Österreich das

Völkerrecht gebrochen hat und mit Gewalt durch unser neutrales Gebiet gedrungen ist. Jetzt ist's vorbei, ich mag mit dem Menschen nichts mehr zu thun haben! Was soll mich nun noch hindern, den Russen zu ihrer Vereinigung mit den Österreichern den Durchzug durch Schlesien zu öffnen?"

In der heftigsten Gemütswallung griff er zur Schelle und befahl den Minister Hardenberg herbei.

„Auf der Stelle nach Berlin reiten, lieber Hardenberg und mit dem Herzog von Braunschweig, dem Feldmarschall Möllendorf und dem Staatsminister Schulenburg die nötigen Schritte beraten!"

Hardenberg war über das Gebaren des Königs aufs höchste betroffen und fragte, um was es sich denn eigentlich handle; — der König hatte in seiner Erregung nicht bedacht, daß außer ihm und seiner Gemahlin noch niemand von dem Geschehenen Kunde hatte.

„Da steht alles zu lesen," rief er, indem er dem Minister den Brief überreichte. „Und nun geschwind aufs Pferd — morgen erwarte ich das Gutachten der Herren!" —

Hardenberg eilte davon. In dem Gemach herrschte eine tiefe Stille. Die Königin war auf einen Stuhl gesunken und hatte den Kopf in die Hand gestützt. Sie konnte jetzt nicht reden, das Herz wogte in ihr unter einem Sturm widerstreitender Empfindungen und kehrte sich um im heißen Ringen mit sich selbst. In ihrem Innern vollzog sich unter Schmerzen und Wehen eine große Wandlung. Das Wort „Krieg" war ihr bisher der Schrecken aller Schrecken gewesen, und jeden Morgen hatte sie in ihrem Gebet Gott Dank gesagt für den Frieden, den er ihrem Land und Volk mitten unter dem Toben der Kriegsfurie ringsumher bewahrt. Jetzt sah sie sich vor das grausige Entweder — Oder gestellt: entweder Krieg oder Schmach. Läßt Preußen sich diesen frevlen Hohn gefallen,

dann fällt seine Ehre dahin, dann muß es still halten, wenn die Verachtung der Völker es mit Kot bewirft. Mit gewaltsamer Aufraffung sprang sie empor; unheimlich leuchteten die Augen und bebend hob sich die geballte Hand. „Unseliger, du zeigst uns jetzt, was du im Sinne hast mit uns, du entlarvst dich jetzt in deinem satanischen Beginnen gegen die Macht, die dir bei deinen Absichten auf Deutschland im Wege steht! Wehe, dich verklage ich vor Gott, daß du uns aus des Friedens heiliger Stille herausschreckst, daß du uns auch zum Schwerte zwingst!“

Der König starrte erschreckt in das total gewandelte Antlitz seiner Gemahlin, nahm dann ihre Hand und führte sie hinweg, indem er weich und leise sagte: „Die Wucht des Augenblicks hat uns daniedergeworfen. Gehen wir in die Stille und besprechen wir die Sache mit dem Herrn.“ — —

Am andern Morgen erschien der Minister v. Hardenberg mit dem Gutachten der Berliner Herren, welches dahin lautete, daß die ruhige Hinnahme der Beleidigung für Preußen eine Unmöglichkeit sei; die Neutralität des Königs sei damit von selbst aufgehoben und eine feste, entschiedene Sprache Frankreich gegenüber unumgänglich nötig.

Der König begab sich sofort nach Berlin zu einer Sitzung des Staatsrats, nach deren Beendigung dem französischen Gesandten La Forest die Erklärung zuging: nach einem Akt solchen Bruchs des Völkerrechts, den Seine Majestät mit tiefster Entrüstung empfinde, sei alle Verbindlichkeit gegen Frankreich aufgehoben und die Notwendigkeit herbeigeführt, die preußische Armee die Stellungen nehmen zu lassen, welche die Sicherstellung der Monarchie erheische. —

Wenige Tage später sammelte sich die königliche Familie in dem Eßzimmer des stillen Paretz. Auf dem Tisch brannten

zehn Wachskerzen und unter denselben lag als einziges Angebinde für das Geburtstagskind, den Kronprinzen Friedrich Wilhelm, eine vollständige militärische Ausrüstung: Waffenrock, Hut und Degen. An der Hand seines Vaters erschien bald darauf der Kronprinz zum ersten Mal im Kriegerschmuck vor seiner königlichen Mutter. Der hohen Frau traten bei diesem Anblick die Thränen in die Augen, und die Hand auf des Knaben Haupt legend sagte sie mit tiefbewegter Stimme: „Mein lieber Sohn, als Krieger erscheinst du jetzt vor mir, das sagt mir von neuem, daß die Zeit des Friedens für uns vorüber sein wird. Ich hoffe, daß an dem Tage, wo du von diesem Waffenschmuck Gebrauch machen wirst, dein einziger Gedanke der sei, deine unglücklichen deutschen Brüder zu rächen!"

Sie schlang die Arme um den Sohn, und dieser fühlte auf den Wangen die brennenden Thränen seiner Mutter.

* * *

Was ist das für ein Lichtschein, der in der Geisterstunde aus den Fenstern der Garnisonkirche zu Potsdam in die Nacht fällt und auf den Dächern der benachbarten Häuser zittert? Hat verruchte Hand heimlich Feuer an das Heiligtum gelegt, in welchem Friedrich der Große mit seinem Vater dem Tag der Auferstehung entgegenschlummert? Nein; ruhig steht der Kirchner in der offenen Thür und lauscht in die Nacht hinaus, als warte er auf jemand.

Es war eine schaurige Novembernacht. Heulend rüttelte der Sturm an den Ziegeln und Fenstern der Kirche, peitschte den Regen gegen die Mauern und zerriß die Töne der Glocke, welche die Mitternachtsstunde verkündete.

„Sie lassen lange auf sich warten," murmelte der Kirchner vor sich hin und hüllte sich tiefer in seinen Mantel. „Ob es ihnen bei dem Unwetter wieder leid geworden ist?"

Er trat mit seiner Blendlaterne in die Kirche zurück und suchte sich eine Beschäftigung, um sich die Langeweile und den Schlaf zu vertreiben.

Es verging noch eine halbe Stunde und darüber, da vernahm er endlich draußen das Geräusch eines heranrollenden Wagens. Hurtig sprang er zu dem Portal und ließ unter demütigen Verbeugungen die Erwarteten ein.

In Mäntel tief verhüllt erschienen drei Gestalten, welche unter Führung eines Fackelträgers schweigend nach der Gruft hinschritten, in deren Tiefe das Licht von vielen Kerzen auf zwei Särge fiel. Die Mäntel wallen zurück und wir erkennen das Königspaar mit einem fremden, hochgewachsenen, männlich schönen und majestätisch dreinschauenden Herrn in grüner Generalsuniform. Es ist der Gast, welcher seit etlichen Tagen am Berliner Hofe weilt: Kaiser Alexander von Rußland, auf dem Weg zu seinen mit Österreich gemeinsam gegen Frankreich stehenden Truppen begriffen.

Der König deutet schweigend auf den Zinnsarg, und von heiligem Schauer durchrieselt traten die drei um die irdischen Überreste des größten aller irdischen Könige.

„Das also ist er!“ sagte Kaiser Alexander leise. „O diese heilige Stätte soll es nochmals hören, was ich Ihnen, mein teurer Bruder, schon mit Hand und Mund versprochen! Und du, verklärter Geist, vernimm es auch, das Gelübde ewiger Treue, welches ich deinem Nachfolger auf dem Throne gab!“

Er knieete nieder und drückte auf den kalten Sarg einen heißen Kuß.

Friedrich Wilhelm reichte ihm darauf über den Sarkophag die Hand und sagte feierlich ernst: „Treue um Treue! Auch mein Gelöbnis sollst du hören, verklärter Geist: ich übernehme die bewaffnete Vermittelung zwischen Frankreich und den gegen

dasselbe zu Felde ziehenden Mächten und stelle an Napoleon die stipulierten Forderungen. Ist er denselben bis zum 15. Dezember nicht nachgekommen, dann erfolgt meinerseits die Kriegserklärung, und zu den Verbündeten stößt ein preußisches Heer von 150000 Mann."

Einen Augenblick trat tiefe Stille ein. Ein jeder war bewegt von dem Ernst der Stunde und dem geheimnisvollen Schauer des Orts. Da — ein Rasseln, ein Rauschen, wie von Geisterhand hervorgerufen, und ehe man noch fragen kann, was das sei, erschallt von oben, wie die Antwort aus der Geisterwelt, eine eherne Stimme: „Üb immer Treu und Redlichkeit bis an dein kühles Grab, und weiche keinen Finger breit von Gottes Wegen ab." Es war die Turmuhr, deren Glockenspiel um die erste Morgenstunde ertönte, um dem geschlossenen Bund die Weihe zu geben und die Verbündeten zu treuer Erfüllung ihres Gelübdes zu mahnen.

* *
*

An die Thür des ersten Ministers Grafen Haugwitz klopfte es zwei Tage darauf noch in später Nachtstunde. Der öffnende Diener wollte den Fremden abweisen, taumelte aber in demselben Moment, vor die Brust gestoßen, zurück.

„Reib dir die Augen, Schlafmütze!" donnerte ihn der Fremde an, „daß du künftig höflicher bist, wenn der geheime Kabinettsrat Lombard deinen Herrn zu sprechen kommt!"

Der Diener stammelte eine Reihe Entschuldigungen und ging dem Kabinettsrat voran nach dem Gemach seines Herrn, vor welchem zwei große Reisekoffer standen.

Spärlich nur ist das Gemach erleuchtet, aber das Licht ist doch hell genug, um uns einen Blick thun zu lassen in das Gesicht des Mannes, der noch so spät den Minister zu sprechen

hat. Es ist ein feines, schmächtiges, etwas blasses Menschenangesicht mit schmaler, spitzer Nase und dünnen, fest zusammengepreßten Lippen. Um diese liegt ein Zug, der sich schwer deuten läßt, ein Gemisch von Höflichkeit und Heimtücke, wie denn auch aus den kleinen, dunklen Augen ein Blick fällt, der es einem zweifelhaft macht, ob die Grundnatur dieses Mannes Ehrlichkeit und Wahrheit ist. Sein Name ist also, wie wir hörten, Lombard, das klingt französisch, und mit einem Franzosen haben wir es auch zu thun, dem Sohn eines Perückenmachers von der französischen Kolonie in Berlin, welchen Friedrich Wilhelm II. als einen gewandten Kopf im königlichen Kabinett angestellt und Friedrich Wilhelm III. auf dringende Fürsprache zum Kabinettsrat befördert hatte. Durch sein aalglattes Wesen bestechend hatte er sich in die Gunst seiner Vorgesetzten einzuschleichen verstanden, daß ihn sogar der Minister Haugwitz im Jahr 1803 nach Brüssel sandte, um Napoleon auf seiner Reise in die Niederlande zu begrüßen.

Von dieser Zeit an wollte man eine Schwenkung in seiner politischen Stimmung bemerken. Man munkelte sogar von einer bedeutenden Summe, welche er von Napoleon in Empfang genommen habe — für welchen Zweck? Niemand konnte es sagen, aber Thatsache war es, daß Monsieur Lombard von dieser Zeit an noch viel entschiedener auf Seiten derjenigen Partei im Kabinett stand, die den König zur Neutralität zu bestimmen sich bemühte, also es mit den Franzosen hielt, in der Überzeugung, daß Frankreich aus dieser Neutralität nur Vorteil ziehen könne.

Herr Lombard verstand die Kunst, die Menschen für sich einzunehmen und gegen alle Welt die Artigkeit selbst zu sein. Am allerartigsten benahm er sich gegen die Königin, aber nur, weil er sie fürchtete und im tiefsten Grunde haßte als die, vor deren klarem, wahrem Blick der unlautere Mensch die Augen

senken mußte. Er wußte zudem, wie sie zu Napoleon stand, hatte auch so manches unbefangene Wort aufgefangen, was die Königin in dieser Hinsicht ausgesprochen, und sich alles wohl gemerkt, um bei geeigneter Gelegenheit Kapital daraus zu schlagen. Nächst der Königin war ihm der Minister vom Stein ein Dorn im Auge, dessen durchdringenden Blick der Schleicher auch nicht zu ertragen vermochte; und sein Haß gegen diesen „Stein des Anstoßes“, wie er ihn zu nennen pflegte, würde noch gestiegen sein, hätte er die Denkschrift gelesen, welche derselbe in Gemeinschaft mit drei andern Herren über die französische Partei im Kabinett verfaßt hatte und in welcher es unter anderem hieß: „Der geheime Kabinettsrat Lombard ist physisch und moralisch gelähmt und abgestumpft. Seine Kenntnisse beschränken sich auf französische Schöngeisterei; die ernsten Wissenschaften haben diesen frivolen Menschen nie beschäftigt. Seine frühzeitige Teilnahme an den Orgien der Rietzschen Familie und deren Ränken haben sein moralisches Gefühl erstickt und an dessen Stelle eine vollkommene Gleichgiltigkeit gegen das Gute und Böse gesetzt. In den unreinen und schwachen Händen eines solchen Menschen ist die Leitung der diplomatischen Verhältnisse in einer Periode, die in der neueren Staatengeschichte nicht ihres Gleichen findet.“ Diese letztere Bemerkung war durchaus nicht übertrieben: obwohl nur Kabinettsrat, hatte Lombard doch alles in den Händen, denn der Premier-Minister Graf Haugwitz ließ sich von ihm gängeln wie ein Kind. Von Lombard erfuhr der französische Gesandte la Forest alles, was im preußischen Kabinett verhandelt wurde, und von la Forest wurden dann die empfangenen Mitteilungen schleunigst weiter befördert, so daß Napoleon Kenntnis hatte von allem, was im geheimen Rat des Königs von Preußen vorging, Kenntnis auch von den Äußerungen der Königin Luise über den Völkerzertreter und Menschenschlächter. —

Graf Haugwitz war eben im Begriff, zu Bett zu gehen, und rief auf das Klopfen an der Thür sehr ungehalten: „Herein!“ Seine Gesichtsfalten glätteten sich aber bei dem Anblick seines Freundes, und den Mund umspielte wieder jenes süßliche Lächeln, welches vielen ehrlichen Männern durchaus nicht sympathisch war.

„Sie noch so spät, mein Lieber?“ fragte er dem Eintretenden erstaunt entgegen.

„Fast wäre ich zu spät gekommen,“ entgegnete Lombard hastig, „denn ich sehe Ihre Koffer schon gepackt.“

„Ich werde morgen mit dem frühesten abreisen,“ sagte Haugwitz. „Die Sache eilt ja, denn die feindlichen Heere rücken, wie Sie wissen, bereits gegen einander. Ist erst ein Schlag geschehen, dann kommt Preußen mit seiner Vermittelung zu spät.“

„Seien Sie ehrlich, Herr Graf!“ rief Lombard, den Minister beim Arm nehmend. „Hoffen Sie etwas von dieser bewaffneten preußischen Vermittelung?“

Haugwitz zögerte mit der Antwort und erging sich dann in unklaren Wendungen.

„Ich merke schon, wir sind über diesen Punkt derselben Meinung,“ unterbrach ihn schließlich Lombard. „Ja, ich sage, diese preußische Vermittelung ist uns nur zum Schaden: sie weckt nur Napoleons Zorn, mit dem wir doch auf gutem Fuß bleiben müssen. Man lasse den Sachen ihren Lauf, man warte ab, wie in dem Dreikaiserkampf die Schicksalswürfel fallen. Wollen wir Preußen mit in den allgemeinen Brand hineinziehen? Preußen hat sich bisher durch seine Neutralität auf einer achtunggebietenden Höhe erhalten, es wird auch für die Zukunft nur auf dieser Grundlage feststehen und sich in seinem Bestand behaupten. Von Österreich und Rußland ist für Preußen nichts zu hoffen — Frankreich allein ist unsere Hoffnung

und darum Neutralität unsere Pflicht. Ich habe die Tage verflucht, die der Kaiser Alexander hier verbrachte; es ist ein unseliges Bündnis, welches über Friedrichs des Großen Sarg die beiden Monarchen geschlossen haben, und wer dieses Bündnis sprengte, der verdiente sich den Dank des Vaterlands. Meinen Sie nicht, Herr Graf?"

„Hm!" brummte dieser.

„Lassen Sie uns darum thun, was wir vermögen," fuhr Lombard mit dringendem Ton fort. „Beeilen Sie Ihre Reise nicht allzusehr; richten Sie sich so ein, daß Sie zu spät kommen, um die in Fluß gekommene Bewegung noch rückgängig machen zu können."

„Lombard!" brauste Haugwitz auf, versank aber alsbald in tiefes Nachdenken, und Lombard hütete sich, ihn darin zu stören.

Nach einer Weile reckte sich der Graf empor: „Sie haben recht, lieber Lombard, ich halte es auch für das Beste, die Rolle des Cunctators*) zu spielen. Mögen Österreich und Rußland sehen, wie sie mit Napoleon fertig werden, und uns mit ihren heiklen Anträgen verschonen."

„Die Hand darauf, Herr Graf!" sagte Lombard mit erzwungener Ruhe und machte einen schnellen Abschied.

Draußen angekommen blitzte sein Auge triumphierend auf. Er murmelte etwas vor sich hin, worin die Namen Luise und Stein vorkamen. Als er an der Wohnung des letzteren vorüberschritt, warf er einen Blick glühenden Hasses zu den erleuchteten Fenstern des freiherrlichen Arbeitszimmers hinauf und zischte durch die gefletschten Zähne: „Jetzt wird sich's zeigen, Herr Minister, wessen Karte gewinnt!"

* * *

*) Des Zauderers.

An der Berliner Artilleriekaserne ging an einem trüben Novembertag ein fein gekleideter Herr vorüber. In demselben Augenblick trat aus der äußern Thür derselben ein Offizier, welcher den Vorübergehenden artig grüßte.

„Ah, guten Tag, Herr Hauptmann! Was machen Sie Gut's?"

„Ich liege auf der Bärenhaut."

„Schöne Beschäftigung!"

„O, höhnen Sie auch noch? Schonen Sie uns damit, wir haben schon den Leib voll Grimm. Wir stehen und stehen, auf die Kriegserklärung wartend, aber ein Tag schleicht nach dem andern hin, ohne daß etwas verlautete. Es ist, um aus der Haut zu fahren. Wer weiß, was Haugwitz wieder für dumme Streiche macht! Himmlischer Gott, wenn wir diese Stunde nicht benutzen, dann verdienen wir's, wenn es uns hernach übel ergeht. Napoleon, durch den Untergang seiner Flotte bei Trafalgar in seinem Mut erschüttert, fürchtet Preußen jetzt aufs äußerste: tritt dasselbe zu seinen Gegnern, so stehen 150000 Mann mehr wider ihn auf dem Plan, und sein Untergang ist besiegelt; wird er nicht besiegt, so wird er auf alle Fälle erdrückt. Gott gebe, daß die Armee bald marschieren könne! Aber — ich traue dem Haugwitz, diesem „lombardischen Minister" nicht über den Weg. Hätte man doch einen andern geschickt, meinetwegen den Freiherrn vom Stein! Nun, es muß ja bald eine Entscheidung kommen. Leben Sie wohl, Herr Forstrat!"

„Adieu, Herr Hauptmann!" — —

Zehn Tage später begegneten sich die beiden Männer wieder. Der Hauptmann, in der größten Aufregung, wollte an dem Forstrat vorüber, wurde aber von demselben festgehalten. „Wohin so eilig?"

„Fragen Sie auch noch? — O, Sie scheinen es noch nicht zu wissen! Bei Austerlitz große Schlacht — Napoleon Sieger — zwei Kaiser niedergeworfen — die Russen auf dem Heimweg! O Haugwitz, Haugwitz! Hätte ich ihn hier, ich könnte ihn in zwei Stücke auseinanderreißen.“ Damit stürmte der Offizier weiter. —

Ja, so war es: Napoleon stand wieder einmal als Sieger da und diktierte den Frieden. Seine Macht hatte eine neue Staffel erreicht, Haugwitz hatte sein Spiel vortrefflich gespielt und sich so eingerichtet, daß er auf der Bildfläche erst erschien, als es zu spät war. Am 25. Dezember kehrte er zurück, in der Tasche einen Brief Napoleons mit einer Flut artiger Redewendungen, die durch ihre Unbefangenheit und Harmlosigkeit von dem preußischen Geschäftsträger jeden Verdacht abwenden sollten. Außerdem produzierte Haugwitz einen Vertrag, den er eigenmächtig mit Napoleon, oder vielmehr Napoleon mit ihm geschlossen hatte, wonach Frankreich und Preußen in ein Schutz- und Trutzbündnis treten und letzteres gegen Abtretung von Ansbach, Neuchatel und Cleve das Kurfürstentum Hannover nehmen solle.

Der kleine Haugwitz war vor dem großen Napoleon bei dieser Proposition anfangs erschrocken, hatte sich aber bald belehren lassen, daß man ihn in Berlin für diesen Erfolg seiner Sendung in Gold fassen würde. Von dieser Goldeinfassung war nun aber keine Rede, sondern zunächst von einem höchst ungnädigen Empfang, welchen der eigenmächtige Bevollmächtigte bei Sr. Majestät hatte, sodann von dem Beschluß des Staatsrats, den Vertrag nur unter dem Vorbehalt anzunehmen, daß England mit der Abtretung von Hannover einverstanden sei, und endlich von dem Befehl an Haugwitz, diese Abänderung dem französischen Kaiser persönlich mitzuteilen.

Ehe er sich auf den Weg machte nach Paris, wurden ihm zweimal die Fenster eingeworfen und die wildesten Schmäh-

reden gegen ihn ausgestoßen. Er nahm diese Angriffe mit dem Bewußtsein des Märtyrers hin, und Lombard, der ihn mit dem überschwenglichsten Lobpreis empfangen hatte, wußte ihn noch vollends zu trösten.

Wir dürfen Haugwitz nicht unrecht thun, wir dürfen ihn nicht auf eine Linie mit dem Schelm Lombard stellen. Er war für seinen König und sein Vaterland von den besten Absichten beseelt und hätte in ruhigen Zeiten auch wohl seine Stellung ausgefüllt, durch die Sturmflut politisch bewegter Zeit aber das Staatsschiff zu lenken, dazu war er nicht der Mann, und vollends einem Napoleon war er nicht gewachsen, dessen Überlegenheit gegenüber verlor er das Gleichgewicht und ließ sich so blenden, daß er nicht imstande war, die Absicht zu merken, welche Napoleon mit seinem großmütig thuenden Anerbieten Hannovers hatte, nämlich Preußen von allen befreundeten Mächten zu isolieren und dann zu zerfleischen. Bei alledem aber war er so von sich eingenommen und so voll Vertrauen zu seiner diplomatischen Routine, daß er sich einredete, mit Napoleon auf vertrautem Fuß zu stehen und einen Einfluß auf ihn zu haben, wie er denn eines Tages äußerte: „Wenn ich ihn nur erst gesprochen habe, ist alles abgemacht.“ Er sprach das in einem Ton, daß man ihm glaubte, und man wurde in diesem Glauben bestärkt durch die Berichte, welche er dann von Paris sandte: die Sachen ließen sich gut an, er könne für die friedfertigen Gesinnungen des Kaisers gut sagen. Wenn man aber nur gewußt hätte, daß er diese Verheißungen gab, ehe noch Napoleon ihn vor sein Angesicht hatte kommen lassen, man würde dann nicht so schnell demobilisiert haben.

Der König trug auch wirklich Bedenken, seine Truppen abzurüsten, aber die Vorstellung, welche man ihm machte, daß das mobile Heer dem Lande täglich 100000 Thaler koste, bestimmte ihn endlich, in die Demobilisation zu willigen.

Auf wen aber sich nun stützen, wenn der Tiger die Tatzen ausstreckte?

Hardenberg war es, der in Sympathie mit der Königin Luise die Gedanken Friedrich Wilhelms auf Rußland lenkte, auf Rußland, dessen Herrscher ja über Friedrichs des Großen Sarg dem Preußenkönig die Freundeshand gereicht habe. Allerdings war Alexander jetzt wegen der zweifelhaften Haltung Preußens auf Friedrich Wilhelm verstimmt, aber nun galt es eben, diese Verstimmung durch Klarlegung der Verhältnisse zu überwinden. Im Auftrag des Königs ging der Herzog von Braunschweig nach Petersburg. Er brachte von dort die ernste Mahnung des Zaren an den König mit, sich reiflich zu überlegen, in welcher Verbindung für ihn die größere Garantie liege: mit Frankreich oder mit Rußland. Ohne Zögern erwiderte der König: „Ich betrachte mein Verhältnis zu Napoleon als ein erzwungenes; ich kann ihm nicht trauen und bin daher fest entschlossen, mich an Rußland zu halten, werde zwar meinen Verpflichtungen gegen Napoleon treu bleiben und ihn nicht reizen, jedoch in Vereinigung mit Kaiser Alexander mich darauf bereiten, ihm mit Nachdruck zu widerstehen, wenn er mir unrecht thut und seine Anmaßungen zum Nachteil Preußens fortsetzt."

Die Königin, welche zugegen war, atmete erleichtert auf und hörte mit Vergnügen, daß dem Minister Hardenberg die erbetene Entlassung gewährt wurde, um aus der Einsamkeit seines Landsitzes Tempelberg bei Fürstenwalde die Verhandlungen mit Rußland unbeobachtet fortsetzen zu können. —

Ach, sie hatte die Befreiung von dieser Sorge so nötig, denn eine andere stand schon vor der Thür und wartete des Augenblicks, da sie hereintreten könnte. Es war gegen Ende des März, als ihr jüngstes Söhnlein, der liebe, zarte Prinz

Ferdinand zu kränkeln begann. Das Fieber erreichte bald eine solche Höhe, daß man um das junge Leben bangen mußte. Tag und Nacht wich die Mutter nicht vom Lager des geliebten Kindes, sie vergaß sich selbst, sie vergaß die ganze Welt um sich her, sie hatte jetzt nur einen Gedanken. O sie ist stark, die Mutterliebe, sie überwindet alles, nur eins ist ihr zu mächtig, der Tod, wenn er auf Gottes Geheiß daher geschritten kommt, ein Blümlein zu brechen. Und er kam, der König der Schrecken, und riß der Mutter den Liebling aus den Armen.

Als draußen in dem Garten der Lenz die Blumen der Erde entlockte, da legte man eine junge Menschenblume in die Erde, und heiße Thränen feuchteten den kleinen Sarg. —

Es trieb die königliche Familie von Berlin fort: in die Stille von Potsdam fühlte sie sich gezogen, um dort von dem Lärm des öffentlichen Lebens ungestört die Wunde ausbluten zu lassen. Und sie wurden auch stiller, die tiefgebeugten Eltern, aber Dr. Hufeland, der Leibarzt, betrachtete mit bedenklichem Kopfschütteln die welkende Gestalt der Königin und sagte eines Tages zum König: „Potsdam genügt nicht — Pyrmont wird bessere Wirkung thun."

Luise weigerte sich nicht, und als die Rosen aufbrachen, eilte sie hinweg zu jenem heilkräftigen Quell, aus welchem schon der große Kurfürst und der große König Stärkung und Erfrischung getrunken hatten.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Ein furchtbarer Wetterschlag.

Der Stahlbrunnen Pyrmonts und dessen malerische Natur hatten Wunder gethan: als eine Neugeborene schloß am 31. Juli König Friedrich Wilhelm die heimgekehrte Gemahlin in die Arme. Er seinerseits hatte auch alles gethan, um ihr nicht durch Gemütserregungen die Stille ihrer Kur zu stören; geflissentlich hatte er alles, was im preußischen Kabinett inzwischen vorgegangen war, von ihr fern gehalten; sie selbst auch fühlte kein Begehr, sich um die Vorgänge auf dem politischen Gebiet zu bekümmern. Trotz dieser Zurückhaltung aber hatte sie doch von dem Ereignis Kunde bekommen, welches allen deutsch gesinnten Männern die Schamröte ins Gesicht trieb: die Gründung des Rheinbundes unter dem Protektorat Napoleons, jene schmachvolle Entwürdigung des deutschen Namens, welche die Verkommenheit der deutschen Verhältnisse und die Charakterlosigkeit der deutschen Fürsten in grellster Beleuchtung an den Tag brachte und eine schreckliche Illustration lieferte zu den Worten Napoleons: „Was ist Deutschland? Ich kenne keine deutsche Nation mehr.“ Nein, das waren auch keine deutschen Fürsten mehr, welche, in Schlemmerei und Wollust entnervt, von den in Sklaverei verkauften Unterthanen verflucht, vor dem Tyrannen krochen, um als ehrlose Sklaven die Geißel zu küssen, welche ihnen den Rücken strich, und in elender Erbärmlichkeit für die Ehre zu danken, Fürsten von Napoleons Gnaden zu sein.

Alles, was noch deutsch dachte, weinte blutige Thränen oder knirschte mit den Zähnen über diese erschreckende Enthüllung. War es da nicht Zeit, daß das, was noch von deutschem Wesen vorhanden war, sich aufraffte, um unter einem

Haupt zusammengeschart ein Gegengewicht deutscher Kraft gegen undeutsche Ohnmacht zu bilden? Sollte Preußen, der einzige Hort deutschen Wesens, sich nicht an die Spitze dieser Gegenbewegung stellen und in einem Nordbund dem Rheinbund gegenübertreten?

Siehe da, Napoleon selbst macht Preußen dieses Anerbieten, ja zum zweiten Mal kommt er an Friedrich Wilhelm mit dem Rat heran, die von Franz I. weggeworfene deutsche Kaiserkrone aufzunehmen und den Rest des deutschen Reiches unter seinem Zepter zu sammeln.

Aber was sollte das bedeuten? Welchen Hintergedanken konnte der gekrönte Bösewicht dabei wieder haben? Ohne Hintergedanken that er ja niemals etwas, und daß er gegen Preußen im höchsten Grade aufgebracht war, daß er insbesondere die Königin Luise, deren klares Auge durch allen Firnis der Lüge sein Tigerherz erkannt hatte, tödlich haßte, das kam ja immer klarer an den Tag.

Um die Königin, die deutscheste der deutschen Frauen, scharte sich, was noch ein deutsches Herz im Busen trug, und drängte in den König, gegen den Löwen in den Tuilerieen Front zu machen, aber um so fieberhafter war die Gegenpartei bemüht, dem König zu beweisen, daß es äußerst gefährlich sei, den Leu zu reizen, daß jede Vorbereitung auf den Krieg das Ende Preußens bedeute.

Immer weiter streckte der Despot seine Arme aus, immer willkürlicher und gewaltthätiger trat er auf, immer weiter öffneten seine Spione die Augen und Ohren, um jedes verdächtige Wort sofort nach Paris zu melden. In das Haus des Nürnberger Buchhändlers Palm brechen seine Häscher und schleppen den harmlosen Mann nach Braunau vor ein französisches Kriegsgericht. Was hat er denn verbrochen? Er soll eine jüngst erschienene Flugschrift: „Deutschland in seiner

tiefsten Erniedrigung" verkauft haben. Das ist ein todeswürdiges Verbrechen! Vergebens beteuert er, die Schrift sei ihm in einem verschlossenen Paket mit anderen Büchern zusammen zugeschickt, und er habe sie, ohne ihren Inhalt zu kennen, weiter gesendet. Wenn er auch weiter nichts gethan hat, er ist doch des Todes schuldig, und das Blut des Märtyrers färbt den deutschen Boden. — Mit diesem Blute mischen sich die Thränen der Erschrockenen, und zum Himmel seufzet das Entsetzen: Hüter, ist die Nacht schier hin? Aber heimlich nur rinnen die Thränen, leise nur flüstern die Seufzer — die Thränen und die Seufzer könnten ja auch todeswürdige Verbrechen sein! Nur in Preußen hat man den Mut, ein Urteil zu sprechen über die neue Frevelthat des gekrönten Meuchlers und für die Witwe des Ermordeten zu sammeln. Die Königin Luise ist es, die mit einem Trostschreiben und einer reichen Unterstützung der unglücklichen Frau dem Mörder einen Stachel ins Gewissen treibt, und unter dieses Stachels Qual schreit der Getroffene auf: „Das sollst du mir entgelten, Luise, so wahr ich Kaiser der Franzosen bin!" —

* * *

Es war an einem der ersten Augusttage, als Lucchesini, der preußische Gesandte in Paris, in größter Aufregung das königliche Schloß zu Berlin verließ. In dem Augenblick, wo er den Wagen besteigen wollte, wurde er von einem hohen Offizier angerufen: „Wie sehen Sie aus? Was ist geschehen?"

Lucchesini schloß die Augen und verzog den Mund. „Die Zeit der Täuschung ist vorüber, lieber Blücher! Ich habe soeben dem König die Augen geöffnet über Napoleons verräterisches Spiel und ihm hinterbracht, daß der Corse uns Hannover nur aufgedrängt hat, um uns England auf den

Hals zu hetzen, und daß er mit dem Inselvolk in geheimer Unterhandlung steht, um dem Staate Friedrichs des Großen mit einem furchtbaren Schlage den Garaus zu machen. So lange hat der Tiger auf der Lauer gelegen und den Zeitpunkt abgewartet, wo er zuspringen und seine Krallen in den letzten Rest deutscher Kraft einschlagen kann."

Blüchers Augenbrauen zogen sich zusammen und die Hand fuhr zuckend an den Degen. „Verruchter Corsar! hätte ich dir jetzt vor mir, es sollte kein Knochen in deinem Leibe ganz bleiben. Dixi et salvi anima meus! — Und was sagt der König zu der Geschichte?"

„Morgen wird das Land den Befehl vernehmen, die Armee auf den Kriegsfuß zu setzen."

„O lassen Sie sich umarmen, lieber Lucchesini!" rief Blücher mit seiner Bärenstimme und fiel dem Gesandten mit einem solchen Ungestüm um den Hals, daß demselben fast für sein Leben bange war.

Ein lautes Freudengeschrei ertönte hinter den beiden — es hatte sich ein Haufe Volks gesammelt und das Gespräch mit angehört. Und wie Sturmesbrausen ging es durch die Straßen der Hauptstadt: „Endlich, endlich ist der Tag der Vergeltung da!" — Im Theater ruft bei der Aufführung der Jungfrau von Orleans der Donner heiligen Zorns dem Grafen Dunois die Worte nach:

„Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre."

Haugwitz, der Minister, fährt erschreckt von seinem Sitz empor, da ein Hagel von Kieselsteinen durch die Fenster hereinprasselt. Johannes von Müller, der preußische Geschichtsschreiber, stößt in die Posaune des Kriegs, Prinz Ludwig Ferdinand entflammt mit seiner feurigen Begeisterung die Offiziere, die Generale Blücher und Rüchel dringen in den

König, so schnell als möglich aufzubrechen, um den Rheinbund zu überrumpeln und Napoleon zuvorzukommen.

Auch der Königin Luise hob sich das Herz nach langem, bangem Druck, und mit ihr brannte es dem ganzen Volk unter den Sohlen, den Kreuzzug gegen Frankreich nur erst beginnen zu sehen; das ganze Volk durchdrang die Empfindung, es gelte nicht die Ehre Preußens allein, sondern die Rettung des gesamten deutschen Vaterlands, und allgemeinen Wiederhall fanden die Worte eines Mannes aus dem Volk, die er in einem Flugblatt ausfliegen ließ: „Ein Volk, das an seiner Ehre leidet, hat an der Heimat keine Freude mehr. Darum, Friedrich Wilhelm, sehen wir mit Freudigkeit auf Dich und was Du thust. Wir folgen Deinen Fahnen, und wer nicht folgen kann, denkt und handelt daheim für Dich. Welcher Bürger daheim den Glauben erhält, das Vertrauen stärkt, der dient dem König und dem Heer.“

Die französischen Zeitungen ergingen sich in rohen Ausfällen und gemeinen Beschimpfungen der Königin Luise, halfen aber damit nur den Zorn entflammen: in seiner Königin fühlte sich das ganze Volk geschmäht. Wo sich die holdselige Frau den Blicken zeigte, da rauschte es um sie wie in Verzückung, so daß der König einmal gegen sie die Worte fallen ließ: „Das ist ja gerade, als sähen sie dich zum ersten Mal!“

Aber merkwürdig: je begeisterter dieser Jubel aufbrauste, desto stiller ward die Königin, und je näher die Entscheidung rückte, desto banger ward ihr um das Herz. Eine Äußerung des Prinzen Ludwig Ferdinand kam ihr nicht aus den Ohren. Dieser feurig ungestüme Geist, der von jeher auf den Krieg gebrannt hatte, war seit einiger Zeit wie umgewandelt und hatte der Königin auf deren Fragen geantwortet: „Ich habe mich in unserer Armee getäuscht, furchtbar getäuscht. Jetzt, wo es gilt, den ernsten Gang der Entscheidung zu thun,

stellen sich Gebrechen über Gebrechen heraus, besonders im Offiziercorps! Die Herren waren groß im Säbelrasseln und Prahlen, so lange Frieden war; jetzt ziehen sie andere Saiten auf, und diese geben einen jämmerlichen Klang. Zudem geht es mit den Rüstungen über Hals und Kopf. O Haugwitz, Haugwitz, hätten wir doch deinen eitlen Worten nicht vertraut, hätten wir vor einem halben Jahr nicht abgerüstet! Nun geht alles drunter und drüber, die Generale und Offiziere sind kopflos und dämpfen durch ihr unsicheres Benehmen das Feuer der Begeisterung im Herzen des gemeinen Soldaten. Ach, es steht schlecht mit uns, schecht mit der ganzen preußischen Armee. Ich fürchte das Schlimmste für uns, aber so viel ist gewiß; ich werde unsern Fall nicht überleben."

Auch der König schaute mit trüber Ahnung drein und äußerte eines Tages gegen den Minister vom Stein: „Das kann nicht gut gehen, denn es ist eine unbeschreibliche Konfusion. Die Herren wollen das aber nicht glauben und behaupten, ich wäre noch zu jung und verstände das nicht. Ich wünsche, daß ich unrecht habe."

Und Lombard? Er lag an der Gicht danieder, aber er segnete jetzt das körperliche Leiden, welches er oft verwünscht hatte, weil es ihm eine Entschuldigung bot, sich unsichtbar zu machen und den Kopf aus der Schlinge zu ziehen. Es wurde ihm nun doch schwül um den Kopf, da er die Unheilssaat seiner verräterischen Hand aufgehen sah, und sagte voller Entsetzen: „Auf keinen Fall will ich bei der Explosion zugegen sein!" —

Als auf den folgenden Morgen der Abgang des Königs zur Armee bestimmt worden war, trat noch spät abends die Königin in sein Gemach.

„Nun, Luise, hast du dich entschlossen?" fragte er ihr entgegen.

Die Augen der Königin leuchteten wie ein paar Sonnen auf. „O, es bedurfte keiner weiteren Erwägung, es bleibt bei dem, was ich gesagt: ich lasse dich nicht, ich gehe mit dir. An deiner Seite ist bisher mein Platz gewesen – sollte ich von dir weichen, wenn mit zehnfacher Wucht der Ernst des Lebens an uns herantritt?“

„Aber wirst du den Lästermäulern in Paris damit nicht neuen Stoff zum Angriff geben?“ fragte der König zögernd.

Luise schüttelte mit bitterem Lächeln das Haupt. „Die Bosheit wird ebenso viel Stoff der Verleumdung finden, wenn ich bleibe.“

„So komm denn, geliebtes Weib!“ rief der König mit überwallender Empfindung, indem er ihren Arm in den seinen legte und sie nach dem andern Schloßflügel zu den Kindern führte. „O ich danke dir für deine Weibestreue; denn wie du bis hierher als ein Schutzgeist neben mir gestanden hast, so wird auch in der Stunde der Entscheidung deine Gegenwart mir Licht und Kraft verleihen.“ —

Am andern Morgen — es war der 21. September — rollte durch das Potsdamer Thor ein königlicher Wagen, der führte das Herrscherpaar dem Schauplatz seines Verhängnisses zu. —

Der König hatte eine Weissagung ausgesprochen, da er besorgte, Luisens Erscheinen bei der Armee werde Napoleon zu neuen Schmähungen reizen. In dem ersten Armee-Bulletin, welches der Mann erließ, standen die Worte zu lesen: „Die Königin von Preußen befindet sich bei der Armee, als Amazone gekleidet in der Uniform ihres Dragoner-Regiments. Tagtäglich schreibt sie zwanzig Briefe, um von allen Seiten die Kriegsflamme zu wecken. Man glaubt die Zauberin Armide zu sehen, welche in ihrem Wahnsinn das Feuer in den eigenen Palast wirft.“

Luise hatte eben mit Schmerz und Entrüstung dieses Bulletin gelesen, als ein Herr um Audienz bitten ließ. Sie gewährte es ihm, und Friedrich von Gentz, der österreichische Diplomat stand vor ihr.

Nach einigen begrüßenden Worten sagte die Königin: „Ich freue mich, Sie bei mir zu sehen, und gerade in diesem Augenblick zu sehen, wo meine Seele aus neuer Wunde blutet. Es ist mir ein Trost, einen Mann vor mir zu sehen, der meine ganze Hochachtung genießt und dessen Erscheinung beruhigend auf die Verunglimpfte wirkt. — Sagen Sie mir offen, lieber Gentz, was halten Sie von diesem Krieg? Ich frage nicht, um Mut zu schöpfen — das habe ich, Gott sei Dank, nicht nötig. Zudem weiß ich ja, daß, wenn Sie auch eine ungünstige Meinung von der Sache hegten, Sie mir dieselbe nicht kund thun würden. Allein, wissen möchte ich doch gern, worauf Männer, die in der Lage sind, den Stand der Dinge zu beurteilen, ihre Hoffnungen gründen, um dann zu sehen, ob deren Trostgründe mit den meinigen übereinstimmen."

Zögernd und mit gesenkten Augen erwiderte Gentz: „Wer ließe gern von der Hoffnung? Und haben wir nicht eine solche in der Zustimmung der öffentlichen Meinung und den heißen Wünschen aller deutschen Patrioten für den Opfergang, den die Armee des großen Friedrich für des Vaterlandes Ehre gehen will?"

Die Königin neigte langsam das Haupt. „Gerade in Bezug auf die öffentliche Meinung hege ich seit längerer Zeit heimliche Befürchtungen. Was sagen die anderen deutschen Länder dazu, welche Preußen nicht günstig sind?"

Gentz wollte etwas erwidern, da rauschte durch eine Bewegung der Königin ein Blatt vom Tisch hernieder. Gentz sprang zu und hob es auf: es war das Bulletin Napoleons.

Eine leichte Röte ging über der Königin Gesicht, und mit leise erbebender Stimme fragte sie, das Blatt nehmend: „Was urteilen Sie über die Amazone, welche in Dragoner-Uniform ihre Soldaten in den Krieg und Tod hetzt?“

„Es ist Napoleon!“ versetzte Gentz mit verächtlichem Lächeln. „Die Schmach, welche er auf die Unschuld und Reinheit wirft, fällt auf den Verleumder selbst zurück.“

Die Königin dankte mit einem vollen, warmen Blick. „Ja, es sind plumpe Lügen, von dem Haß erfunden. Nie habe ich mich um öffentliche Angelegenheiten bekümmert, bis zu der Zeit, wo der Zwingherr seinen völkerzertretenden Gang durch Europa begann. Da galt es auch für mich, ein Urteil zu gewinnen und klar unterscheiden zu lernen zwischen Ehre und Schmach. Wäre ich nun darum befragt worden, ich hätte für den Krieg gestimmt. Wenn man mir aber ungerechtfertigte Parteilichkeit für Rußland angedichtet hat, so ist das eine ganz sinnlose Beschuldigung. Dem Eifer, der Hingebung und den persönlichen Tugenden des Kaisers Alexander habe ich stets alle Gerechtigkeit angedeihen lassen und werde das auch immer thun, allein weit entfernt, Rußland als das Hauptwerkzeug zur Befreiung Europas zu betrachten, habe ich dessen Beihilfe immer nur als letzte Hilfsquelle angesehen und bin fest überzeugt, daß die großen Rettungsmittel einzig und allein in der engsten Vereinigung aller derer zu finden sind, die sich des deutschen Namens rühmen.“

Mit unverhohlener Bewunderung schaute Gentz auf die hohe Frau, deren herrliche Gestalt ihm mit jedem Wort zu wachsen schien, deren Antlitz in immer hellerem Lichtglanz strahlte.

Da er nicht gleich eine Antwort fand, fuhr die Königin fort: „Es ist mir hinterbracht worden, daß von verschiedenen einflußreichen Personen meine Entfernung aus dem Haupt-

quartier gewünscht werde. Ich unterwerfe mich hier, wie immer, dem Willen des Königs, obwohl ich mich scheue vor den beunruhigenden Gerüchten, denen man in größerer Entfernung von der eigentlichen Scene ausgesetzt ist."

Auch Gentz konnte nicht umhin, der Königin die Abreise von dem Kriegsschauplatz anzuempfehlen, da der Zusammenstoß mit dem Feind in nicht allzugroßer Zeitferne liegen könne. Danach bat er um seine Entlassung.

Er ging mit einer gänzlich umgewandelten Gemütsverfassung von dannen. Gedrückt, geängstet, entmutigt war er zu der Königin gekommen — jetzt hob sich ihm in neuer Hoffnung das Herz, und er äußerte hernach gegen einen Bekannten: „O könnte diese Frau vor jeden einzelnen Soldaten hintreten und mit ihrem Geist ihn anhauchen, jeder einzelne Krieger würde ein Held, und Napoleon läge bald am Boden!" —

Einige Tage später fuhr aus dem königlichen Hauptquartier in Blankenhain ein Reisewagen in nordöstlicher Richtung von dannen, in welchem die Königin Luise mit drei Damen ihres Hofstaats saß. Der König geleitete sie zu Pferd noch ein Stück Wegs, dann hielt er sein Roß an, reichte seiner Gemahlin noch einmal die Hand und sagte mit gepreßter Stimme: „Leb wohl, meine gute, meine einzige Luise! Auf Wiedersehen!"

„Ja, auf Wiedersehen!" rief es aus dem Wagen leise Antwort, und mit Thränen in den Augen fuhr die Königin Luise von dannen.

Lange noch hielt der König unverwandt und sah dem Wagen nach, bis ein Gebüsch denselben seinem Blick entzog. Ein tiefer Seufzer rang sich aus seiner Brust herauf — ihm war, als wenn sein guter Engel von ihm schiede. —

Schon waren die ersten Schüsse gefallen und das erste Preußenblut geflossen! Das Blut des Prinzen Ludwig Ferdi-

nand war auch dabei: von zahllosen Wunden entstellt hatte man ihn auf der Wahlstatt bei Saalfeld gefunden. „Man sagt, er wollte sterben,“ berichtete mit Schillers Worten der Offizier, welcher der Königin bis Weimar nachgeritten war, um sie zur beschleunigten Fahrt zu mahnen. —

Als am Morgen des 15. Oktober die Sonne durch den dichten Nebel drang, beleuchtete sie ein grausiges Bild. Die eisernen Schicksalswürfel waren gefallen, und die Armee des großen Friedrich, von unfähigen Generalen falsch geführt, lag vernichtet, die Fahnen von Roßbach und von Leuthen hatten auf dem Schlachtfeld von Jena ihre Ehre verloren, und durch alle deutschen Herzen zuckte unaussprechlicher Jammer: Ach daß wir Thränen genug in unserm Haupte hätten, die letzten Opfer des Völkerverwüsters zu beweinen und Deutschlands letzte Hoffnung zu begraben!

Zweites Buch.

In der Nacht der Trübsal.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Ein trauervolles Wiedersehen.

Es war ein heillos böser Tag, der 17. Oktober des Jahres 1806. In Strömen rauschte der Regen nieder und hatte auf den Straßen von Berlin große Lachen gebildet, daß die wenigen Menschen, welche sich sehen ließen, oftmals einen Umweg machen oder einen großen Sprung thun mußten. Auch dem heraufsteigenden Mond gelang es nicht, die Wolken zu zerteilen: es regnete weiter bis in die Nacht.

Tief in den Mantel gehüllt, schritt vor dem Potsdamer Thor die Schildwacht auf und nieder und brummte einmal über das andere ihren Unmut in Verwünschungen heraus.

Gegen die Mitternachtsstunde kam ein Reisewagen in raschem Lauf dahergerollt. Der Posten wollte ihn anhalten, aber ein Wort des Kutschers genügte, um allen Aufenthalt zu beseitigen. In ruhigerem Schritt fuhr der Wagen weiter durch die Straßen und hielt dann vor dem königlichen Palais.

Zwei Diener erschienen mit Lichtern auf der Treppe, von denen aber der eine, nachdem er die Insassen des Wagens erkannt, sofort ins Schloß zurückeilte und alles in Alarm brachte: „Ihre Majestät die Königin ist da!“

Man wollte ihr entgegenjubeln, aber das Wort erstarb den Leuten beim Blick in das Gesicht der Königin, in welchem mit schrecklicher Klarheit zu lesen war, daß die Siegesbotschaft,

welche tags zuvor in Berlin eingetroffen war und die freudigste Erregung hervorgerufen hatte, eine Lüge sein mußte.

Stumm und bleich schritt die Königin nach ihrem Kabinett und schloß sich ein. Nur die Zofe, welche sie auf der Reise begleitet hatte, durfte bei ihr bleiben und sie entkleiden.

Am andern Morgen flugsfrüh eilte unsicheren Schritts ein Herr nach dem königlichen Palais und ließ sich bei Ihrer Majestät melden. Es war Dr. Hufeland, welchen die Königin um 6 Uhr zu sich beschieden.

Als er zagend und mit scheuem Blick in das Kabinett eintrat, erhob sich die Königin, welche bereits fertig angekleidet war, aus ihrem Stuhl und ging ihm langsam entgegen. „O mein lieber Hufeland, in welcher Verfassung sehen Sie mich wieder! Ich bin die Botin eines großen Unglücks: Alles ist verloren! Ich muß fliehen, und Sie, Sie müssen mich begleiten."

Hufeland erblaßte. „Allmächtiger Gott, so ist es denn wahr, was ich bei der nächtlichen Ankunft Eurer Majestät geahnt? So hat die gestern eingelaufene Nachricht von dem preußischen Sieg bei Jena gelogen?"

„Ja, unsere Stunde ist gekommen!" rief Luise schmerzlich, und ihr ganzer Körper bebte. „O diese Fahrt, diese Flucht! Es ist unsäglich, was ich gelitten unter dem fürchterlichen Hin- und Hergeworfenwerden zwischen den sich widersprechenden Nachrichten. Jetzt weiß ich nun die Wahrheit, aber diese Wahrheit liegt mir wie eine Lawine auf der Brust."

„Was ist die Wahrheit?" fragte der Doktor zögernd und dumpf.

„In Brandenburg," erwiderte die Königin, „erreichte mich der Offizier, welcher mir mit einem Brief von dem General-Adjutanten des Königs, Oberst v. Kleist, auf meinen Kreuz- und Querzügen nachgeritten war. Der Brief war kurz,

fürchterlich kurz, er enthielt nur die Worte: Der König lebt — die Schlacht ist verloren!"

Eine Pause trat ein. Dr. Hufeland stand tief erschüttert und rang nach Fassung. Währenddessen fuhr die Königin fort: „Ich fragte den Offizier: Ist der König bei der Armee? Da sah mich derselbe mit einem unbeschreiblichen Blick an, den ich all mein Lebtag nicht vergessen werde, und mit gewaltsam zurückgehaltenen Thränen stöhnte er: „Majestät, es giebt — keine — preußische Armee mehr!!"

Der Königin versagte die Stimme, aus ihren Augen brachen die Thränen und die zitternde Gestalt sank, von Hufeland gestützt, in einen Stuhl.

„Es ist gut," sagte sie nach einer Weile, „daß meine Kinder bereits fortgeschafft sind. Ich danke dem, der das veranlaßt hat, für seine Fürsorge, denn so wird meine Flucht erleichtert. Meine Flucht — — — o, aus diesen Räumen soll ich fliehen, die ein dreizehnjähriges Glück und Frieden sahen, aus dem Heiligtum meines Lebens soll ich hinaus! Es wird dem Menschen so schwer, von der Stätte zu scheiden, in welcher sich sein inneres und äußeres Leben angewurzelt hat, die mit zu ihm gehört, wie zu dem Baum der Boden, in welchem er gewachsen ist! Und doch — wir haben Größeres noch zu verlieren: o, eine schwere Zukunft sehe ich für unser Volk heraufsteigen, eine dunkle Trübsalsnacht wird es sein, durch deren kalte Schauer der Staat zu gehen haben wird, den Friedrich der Große auf die Sonnenhöhe höchsten Ruhms erhoben."

„Majestät sehen mit umflorten Augen," wagte Hufeland dreinzureden. „Gott wird nicht wollen, daß diese Worte Wahrheit werden! Die erste Schlacht ist verloren — kann uns die zweite nicht den Sieg und die Ehre wiederbringen? Und wenn die Armee dahin ist — sind nicht noch Männer da, welche die Waffen tragen können?"

Die Königin hatte während dieser Äußerung ihres Leibarztes ins Leere geblickt. Sie machte jetzt eine Bewegung mit der Hand und sagte: „Bereiten Sie das Nötige zur Abreise vor, lieber Doktor, in einigen Stunden werden wir fahren. Zuvor aber möchte ich noch den Prinzen Ferdinand sprechen. Bitte, geben Sie dem Hofmarschall den Auftrag, Seine königliche Hoheit sofort zu mir zu bescheiden!“

Hufeland empfahl sich.

Von ihrem Schmerz überwältigt, sank die Königin in die Kniee und rang im Gebet mit Gott: „O du ewige Barmherzigkeit, so hast du uns denn verlassen? Und so sollen wir hinweg von dieser heiligen Stätte, die deine Huld und Gnade uns gebauet hat? Ist es denn nicht möglich, daß dieser Kelch an uns vorübergehe? — — O, wenn es denn sein muß, so gieb uns auch die Kraft, es zu ertragen! Ich fühle meine ganze Ohnmacht, ich erkenne jetzt mehr denn je, daß der Mensch ein Nichts ist ohne dich. Aber du legst ja nicht mehr Last auf, als wir tragen können. Darum will ich den schweren Gang gehen. Du wirst auch in der Verbannung bei uns sein und deine Hand nicht von uns abthun, noch uns verlassen.“ —

Vor dem Palais hatte sich beim Aufdämmern des Tages ein großer Menschenhaufe gesammelt, der begehrte die geliebte Landesmutter zu sehen. Sie ließ heraussagen, sie sei in Thränen, aber nicht des Schmerzes, sondern der Rührung über solche Anhänglichkeit, doch bitte sie um Ruhe. Da ging die Menge still und schweigend auseinander.

Eine Stunde später rauschten die Vorhänge, und eine tief gebeugte Gestalt trat ein, der greise Prinz Ferdinand, dessen Sohn auf dem Schlachtfeld von Saalfeld sein junges Heldenleben ausgehaucht hatte.

Die Königin vergaß im Anblick dieser Gramgestalt ihr eigenes Leid und suchte in ihrem reichen Herzen alles zusammen,

was dem Vater zum Trost und Ermunterung dienen konnte. Nachdem die ersten Wogen der Herzbewegung sich gelegt hatten und das Zwiegespräch in ein etwas ruhigeres Fahrwasser gekommen war, sagte Prinz Ferdinand: „Es interessiert Ew. Liebden vielleicht, das Urteil Napoleons über die preußische Armee zu hören, welches mir aus glaubwürdigem Munde mitgeteilt worden ist."

„Ich bin begierig zu hören!" fiel die Königin schnell ein, und der Prinz fuhr fort: „Die preußischen Truppen, hat Napoleon nach der Schlacht von Jena geäußert, sind gut, sind sehr gut. Sie haben nichts ausrichten können, aber warum? Weil niemand sie anzuführen versteht. Wenn ich sie kommandiert hätte, sie würden sich geschlagen haben wie Franzosen."

„Ha! rief die Königin, „das ist einmal ein Wort aus diesem Munde, das man hören mag! Es zeigt uns, wo unsere Kraft liegt und wo unsere Schwäche. Die Kraft liegt im Volk, die Schwäche liegt im Adel. Ist das nicht auch Ihre Meinung, liebster Prinz?"

Der Angeredete nickte. „Leider gehen auch mir zu spät die Augen auf über einen Krebsschaden, an dem der Staat der Hohenzollern krankt. Was helfen uns die besten Truppen, wenn kein Geist da ist, der die große Maschine lenkt? Unser Offiziercorps, dem Adel angehörig, ist auf den Traditionen altpreußischen Kriegsruhms eingeschlafen und hat nichts zugelernt. Zudem bekleiden die obersten Führerstellen fast lauter Greise. Was ist von denen zu hoffen? Und nun dieser Mangel an Einheit in der Heeresleitung! Es ist kein Zentralwille da, der die Fäden hält, keine Spiralfeder, die das ganze Uhrwerk treibt; denn der Oberbefehlshaber — nun, er zählt bereits zu den Toten, und von den Toten soll man nur Gutes reden — aber es bleibt mir ein Rätsel, daß man einen 71jährigen Greis, der sich bei Valmy als unfähig erwiesen, zum andern

Mal mit der obersten Leitung des Feldzugs gegen Frankreich betrauen konnte. Es erklärt sich mir einzig und allein aus der Sorglosigkeit, mit welcher die Selbstüberschätzung unseres Offiziercorps dem Krieg mit Napoleon entgegensah, aus der stolzen Ruhe, mit welcher man die Spione des Feindes in unserm Land herumspüren ließ und ähnliche Maßnahmen als unwürdige Tändelei abwies. Es sind mir vor dem Kriege Äußerungen zu Ohren gekommen wie diese: „Ein preußischer General muß doch wohl mehr vom Krieg verstehen als diese Emporkömmlinge von Schneidern und Schustern! Generale, wie der Herr von Bonaparte einer ist, hat die preußische Armee mehrere aufzuweisen". Diese bodenlose Selbstüberschätzung ist unser Verderben geworden. Es ist aufs tiefste zu beklagen, daß der König in seiner großen Bescheidenheit seine Einsicht dem Widerspruch der Generale untergeordnet hat. Wie er sich in der Schlacht von Jena durch persönliche Tapferkeit und unerschrockenen Heldenmut aufs rühmlichste hervorgethan, so bin ich überzeugt, daß wir heute auf einem andern Punkt stünden, wenn sein Wille das maßgebende Prinzip der kriegerischen Operationen gewesen wäre."

Die Königin drückte dem Prinzen die Hand und dankte ihm mit einem warmen Blick. „O, daß die Russen nicht zur rechten Stunde auf dem Plan erschienen!" seufzte sie. „Von Tag zu Tag hat mir das Herz in Ungeduld gebrannt, die Kunde von ihrer Annäherung zu vernehmen. Was mag sie nur zurückgehalten haben?"

Der Prinz neigte langsam den Kopf. „Ich weiß es nicht, aber das weiß ich, daß der Kabinettsrat Lombard vor der Wut des Volkes aus Berlin hat weichen müssen, da man ihn in Verdacht hat, die Absendung der betreffenden Depeschen nach Petersburg absichtlich um zwölf Tage verzögert zu haben."

Der Königin Gesicht überzog eine dunkle Röte, und ihre Augen blitzten auf in edlem Zorn. „Schon wieder dieser Lombard! Von jeher habe ich gegen diesen Menschen eine unbezwingliche Antipathie gehabt, und immer deutlicher bestätigen seine Thaten die Berechtigung meines Argwohns, daß wir in diesem unheimlichen Manne einen Verräter groß gezogen haben."

„Ich pflichte Ew. Liebden bei," sagte der Prinz, „und bewundere nur die Geduld des Königs, diesen Schleicher länger in dem Kabinett zu dulden. Seine Majestät ehrt sich ja selbst durch solch Vertrauen, mit welchem sein Edelmut einem jeden entgegenkommt; aber vielleicht hätte die rechtzeitige Entfernung dieses verdächtigen Subjektes manches Unheil abgewendet." —

Manches noch wurde zwischen den beiden abgesprochen, dann erfolgte ein bewegter Abschied. —

Um 10 Uhr fuhren mehrere Wagen vor, und die Königin Luise eilte mit einem kleinen Gefolge und den nötigsten Habseligkeiten als Flüchtling vor dem Völkerzertreter von dannen.

Am andern Tag, den 18. Oktober, wurde Schwedt erreicht, der Ort, wohin man die königlichen Kinder geflüchtet.

Im kriegerischen Schmuck traten der Mutter die beiden ältesten Söhne entgegen und warfen sich ihr an die Brust.

„O meine lieben, lieben Kinder," sagte die Königin mit wankender Stimme, „was liegt zwischen unserm Scheiden und Wiedersehen! Die Thränen, welche meinen Augen entströmen, gelten dem Untergang der preußischen Armee. Sie hat den Erwartungen des Königs nicht entsprochen. O mein Gott, ich sehe an einem Tage ein Gebäude zerstört, an dessen Aufrichtung große Männer zwei Jahrhunderte hindurch gearbeitet haben. Es giebt keinen preußischen Staat, es giebt kein preußisches Heer, es giebt keinen preußischen Nationalruhm mehr: er ist verschwunden wie jener Nebel, der auf den Feldern von

Jena und Auerstädt die Gefahren und Schrecken dieser unglücklichen Schlacht verbarg. Ach, meine Söhne, ihr seid schon in dem Alter, wo euer Verstand diese schweren Heimsuchungen fassen kann. Rufet künftig, wenn eure Mutter und Königin nicht mehr lebt, diese unglückliche Stunde in euer Gedächtnis zurück! Weinet meinem Andenken Thränen, wie ich sie jetzt in diesem schrecklichen Augenblick dem Umsturz meines Vaterlandes weine. Aber begnüget euch nicht mit den Thränen allein: handelt, entwickelt eure Kräfte! Vielleicht läßt sich Preußens Schutzgeist auf euch nieder. Befreiet dann euer Volk von der Erniedrigung, in der es schmachtet! Suchet den jetzt durch Frankreich verdunkelten Ruhm eurer Vorfahren zurückzuerobern, wie euer Urgroßvater, der große Kurfürst, einst bei Fehrbellin die Niederlage und Schmach seines Vaters an den Schweden rächte. Ach, meine Söhne, lasset euch nicht von der Entartung dieses Zeitalters hinreißen, werdet Männer, werdet Helden, würdig des Namens von Prinzen und Enkeln des großen Friedrich! Und wenn ihr den gebeugten Staat nicht wieder aufrichten könnt, so suchet den Tod, wie ihn Prinz Ludwig Ferdinand gesucht hat!"

In stillem Weinen schmiegten sich die Kinder an die Mutter. Es war eine herzergreifende Scene.

Nach kurzem Aufenthalt in Schwedt ging die Flucht weiter, denn es wurde gemeldet, die Franzosen seien bereits im Anmarsch auf Berlin.

Es war schon spät am Abend, als der königliche Wagenzug in das Festungsthor von Stettin einfuhr. Die Königin stieg im Landständehaus ab und zog sich in die Stille zurück, indem sie sich die ihr zugedachten Begrüßungen auf den folgenden Morgen erbat.

Als sie zu der angesetzten Stunde in das Empfangszimmer trat, fand sie dasselbe gefüllt mit den Spitzen der städtischen

Behörden und der Geistlichkeit. Alles wetteiferte in Ausdrücken des Schmerzes und Versicherungen der Treue, besonders beteuerte der Kommandant, General von Romberg, Ihrer Majestät mit glühenden Worten, er werde die Festung bis auf den letzten Blutstropfen verteidigen, während der Senior der Geistlichkeit den Ton anzuschlagen verstand, welcher das Gemüt der Königin hinwies auf den Trost alles Trostes.

Sichtlich ergriffen und zugleich gestärkt verabschiedete sich die hohe Frau, indem sie jedem der Herren die Hand reichte und ihnen für den Ausdruck solcher Treue dankte.

Der Wagen war vorgefahren, und eben wollte die Königin sich zu demselben begeben, als ihre Augen plötzlich wie erstarrt nach einer Seitenthür des Saals hingingen und ihre Wangen sich in einem Gemisch von Schreck und Überraschung verfärbten. Einen Augenblick stand sie regungslos, dann gab sie in strengem Ton dem Kommandanten den Befehl: „Herr General, ich fordere Sie auf, diesen Herrn dort auf der Stelle zu verhaften!“

Ein Moment allgemeiner Bestürzung, dann war der Bezeichnete ein Gefangener. Es war kein anderer als Lombard, der vor dem Zorn der Berliner Bevölkerung hier in Stettin Schutz gesucht und bei der Ankunft der Königin es für geraten gehalten hatte, den Unbefangenen zu spielen.

Er wollte bei der ihm angethanen Gewalt Entrüstung heucheln, aber man ließ ihm keine Zeit dazu. Nach einer Minute befand er sich auf der Straße, sah noch die Königin abfahren und mußte dann aus dem Munde des versammelten Volks die freudige Genugthuung vernehmen, mit welcher seine Verhaftung begrüßt ward. Man drängte auf ihn ein und hätte den „Verräter“, wie man ihn schimpfte, am liebsten in Stücke gerissen. Es wurde der Eskorte von Straße zu Straße schwerer, ihn zu schützen, und noch größere Not

hatte der Stadtkommandant, die Gastwirte zu bewegen, den Gefangenen auf der Hauptwache mit Nahrung und Betten zu versehen. Der sich endlich dem gemessenen Befehl fügte, erklärte trotzig, er werde die Betten, auf welchen der Judas Ischarioth geschlafen, verbrennen und das Geschirr, aus welchem er gegessen, in tausend Stücke zerschlagen.

„Nun wird die liebe Königin ungefährdet weiter reisen können,“ äußerte man hier und da. Man war allgemein der Überzeugung, daß das Auftreten des Bösewichtes in Stettin seinen Zweck in einem neuen Bubenstück hätte. —

Um auf dem nächsten Weg Küstrin zu erreichen, wohin der König seine Gemahlin beschieden, ritt ein Stettiner Kaufmann, Johann Friedrich v. Essen, dem königlichen Wagen voran.

Unterwegs begegnete ihnen ein mit Extrapostpferden bespannter Wagen, den der Führer zum Ausweichen aufforderte. Als der Insaß vernahm, wer ihm entgegengekommen, war er mit einem Sprung heraus und wurde von der Königin, vor der er sich ehrfurchtsvoll verneigte, mit freudiger Überraschung eingeladen, neben ihr im Wagen Platz zu nehmen und mit ihr zu fahren. Es war der Minister Hardenberg, der von Danzig herkam. —

Von den Türmen schlug eben die zehnte Abendstunde, als der königliche Wagen über die Festungsbrücke von Küstrin rollte. In den Straßen war trotz der späten Zeit und des stürmisch kalten Wetters noch ein lebhaftes Treiben. In dem trüben Licht der Öllampen konnte man nur unklar sehen, aber man bemerkte doch, daß dieses Getümmel nicht von Küstriner Bürgern herrührte, sondern von Fremden, welche als Flüchtlinge hinter den Festungsmauern Schutz suchten, da man vernommen, daß der Feind nicht mehr fern sei. Mehrmals mußte der Wagen anhalten, da Hausrat, Betten, Kisten und Kasten die Passage sperrten.

Nach Überwindung dieser Hindernisse fuhr die Königin vor dem goldenen Hirsch vor, in welchem am Morgen dieses Tages der König abgestiegen war.

Die beiden Gatten lagen sich in den Armen — Freude und Schmerz machte sie stumm. Sie hatten sich wieder, aber die Armee war dahin, vielleicht auch die Krone! — — —

Bis gegen den Morgen brannte in des Königs Zimmer das Licht: sie hatten sich so viel, so viel zu sagen und zu klagen. Der König hatte alle Hoffnung aufgegeben und sah die Zukunft in den schwärzesten Bildern. Der Anblick dieser Hoffnungslosigkeit aber half der Königin zu neuem Mut der Zuversicht. Je länger sie mit dem Gemahl redete, desto leichter und freier wurde ihr die Brust; je mehr Trostgründe sie suchte, desto mehr fand sie auch. Mit ihrem ahnungsvollen Gemüt sah sie aus der Nacht einen hellen Morgen tagen, erkannte sie in der gegenwärtigen Trübsal ein göttliches Strafgericht und sprach die Hoffnung aus, daß das Volk das Unglück als ein göttliches Verhängnis erkennen und durch Buße zu einem neuen Leben aufstehen werde.

Der König hörte schmerzlich lächelnd diese Herzensergießungen mit an. Er wünschte sich im stillen die kindliche Zuversicht seiner Gemahlin, war aber nicht imstande, dem kühnen Aufschwung ihrer Hoffnungen zu folgen: er hatte tiefere Blicke in den Jammer der militärischen Verhältnisse gethan.

Im Lauf des Gesprächs kam die Rede auch auf Lombard und seine Verhaftung.

Der König fuhr betroffen empor. „Um Gotteswillen, Luise, was hast du gethan! Du hast gethan, was nicht deines Amtes ist.“

„Aber es ist Krieg, lieber Fritz!“ fiel die Königin rasch ein. „Der Krieg hat seine eigenen Gesetze.“

Der König schüttelte den Kopf. „Das mag sein und deine schnelle Maßnahme entschuldigen. Aber du bist der Stimme des Herzens gefolgt, wo allein der Buchstabe des Gesetzes zu sprechen hat. Hast du Beweise, welche vor dem Gesetz genügen?"

Die Königin stand auf und reckte sich hoch empor. „Wie, lieber Fritz, der allgemeine Jubel bei der Verhaftung Lombards in Stettin zusammen mit der Thatsache, daß der Mann in Berlin seines Lebens nicht mehr sicher war, sollte das nicht den Mangel eines formellen Rechtsgrundes erfüllen? Ja sollte die allgemeine moralische Überzeugung von der Schuld des Verhafteten nicht das Vollgewicht juristischen Beweises haben?"

Wieder schüttelte der König peinlich bedrückt das Haupt. „Für dich und dein edles Herz, gewiß, aber nicht für die nach dem Buchstaben richtende Gerechtigkeit. Es hilft nichts, der Mann muß wieder auf freien Fuß gesetzt werden. — — Rede mir nicht darein, Luise, dein sittliches Gefühl hat sich übereilt, und so leid es mir auch thut, ich muß deinen Befehl redressieren."

Mit schwerem Herzen fügte sich die Königin und wurde immer schweigsamer. —

Am folgenden Tag besichtigte der König in Begleitung seiner Gemahlin und des Kommandanten, Oberst v. Ingersleben, die Festungswerke. Letzterer konnte fast kein Auge von der Königin verwenden, deren edles, schönes Angesicht durch den Schmerz noch einen besondern Zauber empfangen hatte und mit solcher Gewalt sein Gemüt ergriff, daß es ihm heiligster Ernst war, als er dem König mit festem Handschlag das Wort gab, die Feste bis auf den letzten Mann zu verteidigen.

Zwölf Tage verweilte das Königspaar in Küstrin, dann zog es weiter nach Graudenz.

Man hatte sich kaum der Reisekleider entledigt, als ein Kurier die Nachricht brachte: „Stettin hat sich ohne Schwertstreich einer Schwadron versprengter französischer Husaren ergeben!" — Und kaum hatte man sich von dem Schrecken über die unerhörte Nachricht erholt, als ein zweiter Bote die Übergabe von Küstrin meldete. Ohne einen Schuß Pulver war der feste Platz übergeben worden, über dessen ringsum wogende Moräste der Kommandant die Feinde auf Kähnen herüberholte!

Und nun jagte eine Hiobspost die andere. Erfurt war schon am 16. Oktober gefallen, und nun folgten die ehr- und pflichtvergessenen Kommandanten von Spandau, Glogau, Magdeburg, Hameln, Plassenburg und Nienburg. Alle preußischen Festungen zwischen Elbe und Oder, von Feiglingen, von Buben kommandiert, waren dahin und das Land dem Feinde offen. Damit nicht genug, langte auch noch die Nachricht an, daß das unter dem Oberbefehl des Fürsten von Hohenlohe stehende preußische Corps bei Prenzlau ehrlos die Waffen gestreckt habe. — Und nun, das Schlimmste alles Schlimmen: Napoleon in Berlin! Die Residenz der Hohenzollern ein französisches Biwak! Die Heiligtümer preußischen Ruhms von Räuberhänden gestohlen, des großen Friedrich Degen und Schärpe von dem Sarg gerissen, die edelsten Steine der königlichen Museen ausgebrochen, die Bewohner Opfer französischer Raubgier und Gemeinheit!

Noch nicht genug: Napoleon ist hinter dem flüchtigen Königspaar drein und schickt seiner Armee als Vorposten die giftigen Pfeile der Lästerung voran, mit denen er das Herz der Frau am tiefsten zu verwunden glaubte, welche er mehr fürchtete als alle Menschen. Und ein gewisser Professor Lange mußte es sein, der, erst von königlicher Gunst beschienen und den Preis des edlen Königspaares singend, jetzt in Napoleons Solde

den ganzen Unflat seines gemeinen Herzens über die edelste der Frauen ausgoß. Als Redakteur des „Telegraphen“ stellte er sich mit hündischer Schweifwedelei in den Dienst des allmächtigen Siegers und druckte schamlos ab, was dieser ihm eingab. Der Kernpunkt aller dieser Verleumdungen und der grausamste Stich in das Herz der Königin war der, daß man ihr schuld gab, sie sei es, der das Preußenvolk sein ganzes Unglück zu verdanken habe, denn sie sei stets auf dem Bündnis mit Rußland bestanden, und warum? weil sie zu dem jungen, schönen Alexander in einem zärtlichen Verhältnis stehe und sich nicht entblödet habe, am Sarg Friedrichs des Großen sich mit dem Geliebten ein Stelldichein zu geben und sich von ihm mit einem glühenden Kuß zu verabschieden.

Das waren furchtbare Tage. Das arme, zermarterte Herz der Königin Luise kreischte auf: „Nein, ist es diesem boshaften Menschen nicht genug, dem König seine Staaten zu rauben? Soll auch noch die Ehre seiner Gemahlin geopfert werden, indem er niedrig genug denkt, über mich die schändlichsten Lügen zu verbreiten?“

Ihr Herz war stark, aber, was sich Schreckliches in diesen Tagen zusammendrängte, das war zu viel, ihr Glaube an die Menschheit kam ins Wanken. In großem, unendlichem Weh zog sich krampfhaft ihre Brust zusammen — sie konnte nicht mehr weinen, sie konnte kaum noch beten.

Und doch — wohin sollte sie fliehen mit ihrer Not als zu dem, der unsere Zuflucht bleibet für und für? Und siehe, gleichwie die Sterne dann am hellsten glänzen, wenn die Nacht am schwärzesten ist, so lernte auch sie in der dunkelsten Nacht des Leidens den Ewigen noch viel besser kennen als im Sonnenschein des Glücks, und gab ihrem Herzempfinden Ausdruck in den Worten, welche sie einige Zeit später einer Dame in das Album schrieb:

„Wer nie sein Brot mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Lager weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.“

Und in derselben Stunde schrieb die Gräfin Voß in ihr Tagebuch: „Die Königin ist bei all den schrecklichen Nachrichten wie ein Engel. Ihre Ergebung in den Willen Gottes und ihre Frömmigkeit lassen sie alles mit solcher Kraft und Sanftmut ertragen, daß es einem das Herz ergreift und erhebt.“

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Lichtstrahlen.

Es war nicht bloß eine allgemeine Beruhigung und Troststimmung, was die Königin aus ihrem Gebetsumgang mit Gott zog — die ewige Liebe ließ ihr auch wirklich einzelne Sterne aufgehen als Lichtpunkte in der Nacht der verzweifelten Gegenwart und als Anhaltspunkte für die Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Die andern sahen ja diese Sterne auch, aber sie wußten ihre Bedeutung nicht so tief zu erfassen wie die Beterin, welcher Gott die Augen aufgethan hatte, mehr zu sehen als andere und klarer zu blicken als die Männer, so daß sie, obwohl ihr Herz aus tieferer Wunde blutete als irgend eins, doch den Kopf oben behielt, wo alles ihn verlor.

Mit freudigem Erbeben empfing sie die Nachricht von der kühnen Waffenthat des Lieutenants Hellwig von dem zweiten Bataillon Pleß-Husaren, ein Reiterstücklein, welches sie an die Heldengestalt des alten Ziethen erinnerte. Wie ein Ziethen aus dem Busch war der tolle Reiter bei Eichrode zwischen

Gotha und Eisenach aus dem Hinterhalt gebrochen, da eine französische Abteilung 9000 preußische Kriegsgefangene nach Frankreich abzuführen im Begriff stand, hatte den Nachtrab niedergemetzelt, die Gefangenen befreit und dann den flüchtigen Vortrab vor den Thoren von Eisenach gleichfalls zusammengehauen, um dann die Befreiten nach dem Hessischen zu retten.

Noch größere Befriedigung gewährten der Königin die beiden Waffenthaten des Prinzen August, Bruders des bei Saalfeld gefallenen Prinzen Ludwig Ferdinand, dem Verblichenen ähnlich in kühnem Mannesmut und raschem Entschluß. General Graf Kalkreuth führt ein preußisches Corps von 12 000 Mann von Jena auf Weißensee. Das Herz ist ihm entfallen, er will die Waffen strecken. Da sprengt Prinz August zornrot auf ihn zu: „Herr General, ist es wirklich Ihr Wille, an der Spitze von 12 000 Mann zu kapitulieren?“

Der General antwortete barsch: „Wir sind von Franzosen umringt. Der König hat mir verboten anzugreifen, und die Truppen sind vor Hunger förmlich erschöpft. Was bleibt uns also weiter übrig, als uns zu ergeben?“

Der Prinz drängte sein Roß näher an den General heran. „Der König hat verboten anzugreifen, aber er hat nicht geboten uns zu ergeben, ohne uns zu wehren. Das wäre in der preußischen Geschichte unerhört! Wir kennen weder die Stärke noch die Stellung des Feindes. Macht er wirklich Miene, uns zu umzingeln, so will ich den Angriff auf meinen Kopf verantworten.“

„Wollen Sie das Kommando übernehmen, königliche Hoheit?“

„Der König hat es Ihnen zugeteilt, Herr General, und niemand wird Ihren Befehlen pünktlicher Gehorsam leisten als ich, so lange Sie nicht kapitulieren wollen.“

„Aber die Truppen werden sich nicht schlagen wollen; sie haben seit zwei Tagen nichts genossen.“

„Herr General, ich werde bekannt machen lassen, daß alle Hundsfötter sich ergeben können; alle braven Kerle aber werden gewiß meinem Beispiel folgen.“

Der General wollte aufbrausen, aber die Scham erdrückte das harte Wort. Sein Schweigen benutzte der Prinz, um noch ungestümer in ihn zu drängen, und zwang ihn endlich, zwei Hauptleute mit je fünfzig Reitern zur Rekognoszierung auszuschicken. Da kam es denn heraus, daß der General alle Ursach hatte, sich seiner Feigheit zu schämen, denn vom Feinde wurde nur ein kleines Reitergeschwader sichtbar.

Das war das erste Stücklein, welches den Namen des Prinzen August mit einem Ehrenkranz umflocht.

Nicht lange darauf sollte er Gelegenheit finden, einen neuen Lorbeer zu pflücken. Nachdem sich General Kalkreuth schließlich doch noch ergeben, schlug sich der Prinz mit 240 Mann seines Grenadier-Bataillons, von 2000 französischen Reitern verfolgt, bis zu der Ucker durch und wies einen dreimaligen Angriff des Feindes tapfer zurück. Dann drang er, um den feindlichen Reitern das Nachkommen zu verleiden, geradeaus in die Uckerbrüche ein.

Eine Strecke geht es ganz gut, dann aber wird der Morast tiefer, die Leute sinken ein, die Offiziere müssen ihre Pferde stecken lassen, nur der Prinz führt das seine am Zügel nach, bis dasselbe beim Überspringen eines Grabens sich losreißt und davonschwimmt. Der Prinz kann dem Tier nicht nach, denn er hat mit sich selbst genug zu thun, um aus dem Morast frei zu kommen. Nachdem er wieder festen Boden unter den Füßen fühlt, ruft er seine Leute zusammen, um ein Quarrée zu formieren. Aber fast die Hälfte fehlt: die Unglücklichen sind im Schlamm stecken geblieben. Der Rest

tritt zusammen und legt auf den Feind an, aber kein Gewehr geht los: die Munition ist durchnäßt und unbrauchbar geworden. Da werfen die Grenadiere in wildem Grimm die nutzlosen Waffen hin und ergeben sich. — Der Prinz schäumt vor Wut, aber es bleibt ihm nichts übrig, als sich gleichfalls gefangen nehmen zu lassen. Man bringt ihn nach Berlin und führt ihn, wie er geht und steht, vor den Kaiser Napoleon: die Uniform über und über mit Uckerschlamm beschmutzt, den rechten, bei Auerstädt verwundeten Fuß in einem Pantoffel. Napoleon kann sich bei diesem Anblick eines spöttischen Lächelns nicht erwehren, doch bald wandelt sich seine Gebärde, und unter schmeichelhaften Redensarten fordert er den Prinzen auf, sich eine Gnade von ihm auszubitten. — Prinz August mißt den Kaiser mit festem Blick: „Ich bitte um die Gnade, nicht mit denen verwechselt zu werden, welche die Kapitulation von Prenzlau geschlossen haben. Ich habe mich mit meinen Grenadieren so lange gewehrt, als noch eine brauchbare Patrone vorhanden war, und bin zuletzt nur in einem undurchdringlichen Morast gefangen genommen worden.“ — „Ich schätze Ihren Heldenmut,“ erwiderte Napoleon mit einem Anflug von Ehrlichkeit, „und gestatte Ihnen, die Heilung Ihrer Wunde hier bei Ihren Eltern abzuwarten, vorausgesetzt, daß Sie sowohl Ihrem Mund als Ihrer Feder Schweigen gebieten.“ —

Dies die Geschichte vom Prinzen August. Nicht minder erfreulich lautete das, was vom General Blücher gemeldet ward. Der hatte sich mit seinen Truppen unter heftigen Kämpfen bis Mecklenburg durchgeschlagen. Von drei französischen Corps in die Enge getrieben marschierte er auf Lauenburg in der Hoffnung, dort auf englischen Schiffen zu entkommen. Da aber keine Schiffe in Sicht waren und der Hunger immer peinigender wurde, blieb ihm nichts anderes

übrig, als das Gewehr zu strecken. Das war zwar ein kläglicher Ausgang, aber der Heldenmut des Führers hatte auch dem Feinde Achtung abgenötigt und half den Freunden, zumal der Königin, den Mut stärken.

Auch Ferdinand von Schill, der bei Jena verwundete preußische Lieutenant, hatte die ganze Sympathie der hohen Frau gewonnen durch seinen romantisch kühnen Gedanken, in Pommern aus versprengten Soldaten auf eigene Hand ein Streifcorps zu bilden und dem Feind auf alle Art Schaden zuzufügen, wie es ihm denn zum öfteren gelang, Transporte und Briefe wegzunehmen und mitunter schwere Beutel voll erbeuteten Goldes dem König zuzuschicken, bis er sein Meisterstück machte in der Gefangennahme des französischen Marschalls Viktor, gegen welchen man den General Blücher wieder erhielt.

Auch die Festungskommandanten waren nicht lauter ehrlose Schurken. In Colberg wetteiferte der edle Gneisenau mit dem braven Bürger Nettelbeck in heldenmütiger Aufopferung und hielt die Feste gegen die furchtbarsten Bombardements. In Graudenz stand der alte Courbiere auch seinen Mann und ließ dem französischen Kommandeur, welcher ihm sagen ließ, es gebe keinen König von Preußen mehr, wiederbestellen: „So ist der alte Courbiere König von Graudenz.“ — Auch Danzig hielt sich unter dem Kommando des braven Kalkreuth gegen die Sturmläufe des Feindes. —

Dieses alles nahm, wie gesagt, die Königin mit Dank gegen Gott als Himmelsgrüße und Hoffnungsblicke auf eine bessere Zukunft hin und wurde nicht müde, ihrer Umgebung ermutigend zuzusprechen. Das schwache Weib beschämte die starken Männer mit ihrem unerschütterlichen Vertrauen auf Gott und die im Preußenvolke noch vorhandene sittliche Kraft. „Der Stern des großen Friedrich,“ sagte sie eines Tags, als

man von Graudenz nach Königsberg hatte weichen müssen, „ist noch nicht erloschen, nur Wolken stehen jetzt davor, die Wolken werden weichen, und der Stern ist wieder da!“

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Schrecken und Angst.

An dem alten, düstern Gemäuer des Ordensschlosses in Königsberg rüttelte der Dezembersturm. Die rostigen Wetterfahnen schrieen Ach und Weh, als fühlten sie ihr letztes Stündlein nahen; prasselnd fiel ein Ziegel nach dem andern in den Hofraum hinab, aus den Erkern bröckelte hier und da ein Stein, und wütend zerrte der Wind an den Rahmen zerbrochener Fenster.

In dem Hauptgebäude waren in einer Dezembernacht drei Zimmer erhellt, und der auf dem Hof in einem Winkel hockende Wachtposten bemerkte beim Aufblicken die Schatten hin- und hergehender Personen. — In dem einen Zimmer lag der 5 ½ jährige Prinz Karl; an seinem Bett saß die Frau Oberhofmeisterin Gräfin von Voß und beobachtete mit angstvoller Spannung des Kindes fiebernde Atemzüge. Kaum daß die königliche Familie, vor Napoleon flüchtend, nach Königsberg gelangt war, war der Knabe von dem in der Stadt grassierenden Nervenfieber ergriffen worden.

Die Thür des prinzlichen Krankenzimmers öffnete sich leise, und Dr. Hufeland, der aus Danzig herbeigerufen worden war, trat ein.

„Ach Gott, Herr Doktor,“ flüsterte die Gräfin, „ich danke Ihnen, daß Sie kommen. Sehen Sie das Kind an — ich fürchte, die Krankheit ist noch höher gestiegen.“

„Das ist sie," bestätigte der Arzt, nachdem er einen prüfenden Blick auf den kleinen Patienten geworfen. „Aber ich kann hier nicht sitzen bleiben, ich muß mich zwischen zwei Kranken teilen. O, ist denn das Maß der Leiden noch nicht voll? Ich fürchte auch für unsere Königin."

„Sie erschrecken mich!" fuhr die Gräfin empor. „Ihre große Besorgnis sieht vielleicht zu schwarz."

„O hätten Sie recht, Frau Gräfin!" seufzte Hufeland; „aber ich täusche mich nicht: geben Sie acht, Ihre Majestät erkrankt uns auch noch am Nervenfieber!"

Ein heftiger Windstoß jagte das Fenster auf und peitschte eine Schneewolke ins Gemach herein.

„Das ist ja wie ein Weltuntergang," sagte der Doktor dumpf und schloß mit Mühe das Fenster.

Es war aber auch zu grausig, das alte Ritterschloß. In jedem Bürgerhaus hätte die Königin ein gesunderes und bequemeres Quartier gefunden.

Eine Zofe erschien. „Herr Doktor, Ihre Majestät verlangt nach Ihnen."

„Ist etwas vorgefallen?" fragte Hufeland schnell. Die Zofe war aber schon wieder hinweg.

Der Arzt fand die Königin, mit dicken, warmen Decken umhüllt, in einem Armstuhl. Ihr Gesicht war totenbleich, das Rot der Lippen war einer blau-braunen Färbung gewichen, und durch den ganzen Körper ging ein Schüttelfrost.

„Majestät müssen sofort zu Bett," entschied der Arzt.

„Was macht mein Kind?" lallte die Königin.

„Es ist bis jetzt noch keine sonderliche Gefahr eingetreten," antwortete Hufeland ausweichend. „Beruhigen sich Ew. Majestät über den Prinzen und seien Hochdieselben jetzt auf sich selbst bedacht! Ich bitte also, sogleich zu Bett zu gehen. In einer Viertelstunde bin ich wieder hier." —

Träge schlich die Nacht dahin; sie wollte nimmer ein Ende nehmen, und Dr. Hufeland ging unstät von einem Krankenbett zum andern. Auf seiner hohen Stirn lag eine Wolke düsterer Sorge, ja noch mehr: sein Herz erbebte in tödlicher Furcht. „Du kannst das nicht wollen, o Gott, du kannst uns das nicht noch anthun!“ hauchte er betend zum Himmel hinauf. „Wäre sie nicht mehr, dann wäre der letzte Stern erloschen und aller Trost dahin!“

Er hatte alle Ursach zu bangen und zu zagen, denn das Nervenfieber, welches die Königin ergriffen hatte, machte schnelle Fortschritte in dem Körper, dessen Kraft schon durch das namenlose Seelenleiden angebrochen war. Mit heißer Sehnsucht und peinigender Ungeduld wartete er von Tag zu Tag des Königs, den die Pflicht hinweggerufen, um mit dem Obergeneral der herangerückten Russen den Plan eines neuen Zugs gegen Napoleon zu beraten; aber er kehrte nimmer und nimmer zurück.

Zum Glück begann der Zustand des Prinzen Karl sich zu bessern — so konnte der Arzt seine ganze Sorgfalt auf die Königin verwenden. Aber menschliche Kraft schien hier zur Ohnmacht werden zu sollen.

„Haben Sie schon daran gedacht, was heute für ein Kalendertag ist?“ fragte eines Abends die Gräfin Voß den Doktor Hufeland. „Heute vor dreizehn Jahren fuhr die Königin als Braut in Berlin ein.“

Der Doktor schauderte sich. Er öffnete die Lippen zum Reden, schloß sie aber wieder und behielt seinen Gedanken für sich: er sah die Königin Luise als Himmelsbraut von der Erde scheiden.

In der That hatte die Krankheit eine Höhe erstiegen, daß für die Nacht das Schlimmste zu befürchten stand.

Wieder wütete ein furchtbarer Sturm und stieß gegen das Gemäuer, als wollte er es auseinanderreißen. Gegen

9 Uhr abends geschah ein schreckliches Getöse, daß Hufeland und die Gräfin, welche beide an dem Lager der Königin saßen, von ihren Stühlen emporflogen.

„Herr Gott im Himmel, was war das?“ rief die Gräfin, und Hufeland begab sich hinaus, um den Grund des Kraches zu erforschen.

Nach einer Viertelstunde war er wieder da. „Der Sturm hat einen Giebel heruntergeworfen!“

In dem Augenblick that die Kranke einen grellen Schrei, dem wilde Phantasieen folgten. Das Fieber hatte eine erschreckende Höhe erreicht und der Rasenden eine solche Kraft verliehen, daß vier Hände kaum imstande waren, sie niederzuhalten. Das dauerte wohl eine gute halbe Stunde, dann sank sie plötzlich matt zurück, atmete langsamer und fiel in einen tiefen Schlaf.

„Gott sei gelobet und gebenedeiet!“ sagte Hufeland nach einer Weile aufmerksamer Beobachtung: „die Krisis ist vorüber!“

Er hatte recht. Die Kranke schlief bis in den folgenden Morgen hinein, und als sie erwachte, begehrte sie zum ersten Mal seit 9 Tagen zu essen, fragte auch nach ihrem Gemahl, der immer noch nicht da war. Er kam erst am folgenden Tag, und Hufeland begrüßte ihn unten im Schloßportal mit den Worten: „Preisen Ew. Majestät den Herrn: er hat Hochdenselben ein Christgeschenk beschert, welches den höchsten Dank verdient: die Königin ist gerettet!“ —

Ja, sie war gerettet, aber langsam nur ging der Prozeß der Genesung vor sich: der Fortschritt von einem Tag zum andern war nur dem geübten Auge des Arztes bemerkbar. Am Neujahrsmorgen des Jahres 1807 war die Königin noch nicht imstande, die Segenswünsche der getreuen Königsberger entgegenzunehmen; sie lag noch zu Bett und mußte vor jeder Gemütserregung bewahrt werden.

Erst am 3. Januar, als der König wieder abreisen mußte, konnte sie zum ersten Mal das Lager verlassen, fühlte aber nun erst ihre ganze Schwäche und Hinfälligkeit.

Draußen tobte der Winter ohne Unterlaß weiter und hüllte die Welt immer tiefer in Schnee und Eis. Der alte, baufällige Kamin war trotz der härtesten Eichenkloben kaum imstande, dem Krankenzimmer die angemessene Temperatur zu geben, und die Genesende mußte, wenn sie sich außerhalb des Bettes befand, in Pelze eingewickelt werden.

Es war zwei Tage später, als sie von dem Fenster ihres Gemaches aus auf dem Schloßhof eine unheimliche Unruhe wahrnahm. Zu den zusammengelaufenen Soldatentrupps gesellten sich ganze Haufen von Bürgern, welchen die größte Angst auf den Gesichtern zu lesen stand.

Die Königin ließ den Schloßhauptmann kommen. „Was giebt es, Herr Hauptmann?“

„Es laufen dunkle Gerüchte herum,“ erwiderte dieser zögernd. „In dieser unseligen Zeit gebiert die Furcht alle Arten von Gespenstern.“

„Welche Gerüchte?“ fragte die Königin weiter. „Ich bitte, verhehlen Sie mir nichts!“

In dem Augenblick trat Hufeland marmorbleich zur Thür herein. „Majestät, erschrecken Sie nicht — — —.“

„Ich bin bereitet!“ sagte die Königin mit starrer Ruhe.

„Die Franzosen sind im Anmarsch auf Königsberg!“ stieß Hufeland jäh heraus. „Was sollen wir thun? An Flucht ist ja für Ew. Majestät in den gegenwärtigen Umständen nicht zu denken.“

Über das blasse Gesicht der Königin ging plötzlich ein rötlicher Schimmer, ihre Augen bekamen ein seltsames Leben und ihre gebeugte Gestalt eine feste Haltung. „Nein, nein!“ rief sie mit fliegendem Atem. „Hier bleiben kann ich auf keinen

Fall! Ich will lieber in die Hände Gottes als dieses Menschen fallen!"

Hufeland rang die Hände in der schrecklichsten Verzweiflung. „Aber Majestät, bedenken Sie das Wetter und Ihren schwachen Körper!"

Die Königin hörte nicht. „Sofort das Nötige zusammengepakt! Gott ist barmherziger als Menschen, er wird mich behüten auf meinem Wege. Hat er nicht Engel genug, die mich begleiten können?"

Sie drängte mit allem Ungestüm in den Arzt, und dieser traf mit schwerem Herzen die Vorkehrungen zur Flucht. In dichte, warme Decken gehüllt wurde die Königin in den Wagen getragen, Dr. Hufeland und die Gräfin Voß setzten sich zu ihr, — die königlichen Kinder sollten mit zwei Hofdamen am andern Morgen nachkommen, — und fort gings in den düstern Abend hinein durch Sturm und Schneegestöber.

Die Königin lag so tief in ihrer Verhüllung vergraben, daß von ihrem Gesicht nichts zu sehen war. Einmal über das andere legte Hufeland das Ohr an die vermummte Gestalt, um zu erlauschen, ob sie noch atme, ob nicht ein Schlagfluß das zarte Leben getroffen habe.

Die Nacht brach herein und steigerte durch ihr Grauen die Angst. Nur dann und wann leuchtete ein Sternlein durch die vom Sturm gepeitschten Wolken, und Hufeland fragte einmal über das andere den Kutscher, ob nicht bald eine Ortschaft zu erhoffen sei. Erst nach zweistündiger Fahrt erblickte man in der Ferne ein Licht und atmete erleichtert auf.

Das Licht kam aus einem einsamen Bauernhaus. Man dankte Gott für dieses Geschenk, aber was war das für ein Quartier! Durch die zerbrochenen Fenster wehte der Wind den Schnee auf das Bett der Königin, und der Bauer zuckte bei der Aufforderung, den Laden von außen zu schließen, die

Achseln: der Wind habe ihn heute heruntergeworfen und zertrümmert. So mußte man von innen durch ein vorgespanntes Tuch helfen.

In Todesangst wachte Hufeland mit der Gräfin Voß am Lager der hohen Frau, aber merkwürdigerweise that dieselbe einen guten Schlaf: die frische Luft hatte sie ermüdet, und der Schlummer that das Seine, sie zu stärken, daß am andern Morgen die Reise mit etwas erleichtertem Herzen fortgesetzt werden konnte.

Weiter ging es nun auf der schmalen Landzunge der kurischen Nehrung. Immer noch tobte der Sturm und wirbelte den Schnee in dichten Wolken auf, daß manchmal die Pferde stehen bleiben mußten. Auch war der Weg oft so halsbrechend, daß Hufeland sich genötigt sah, auszusteigen und den Wagen zu halten.

Wieder war es ein armseliges Quartier, was sich in der folgenden Nacht den Flüchtlingen bot, aber das Reiseziel war noch nicht erreicht, und am nächsten Morgen schien es, als sollte man dasselbe überhaupt nicht erreichen, denn immer unwegsamer wurde der Pfad, der Wagen blieb im Schnee stecken, und die armen Tiere wollten umfallen vor Schwäche.

„Es bleibt uns nichts weiter übrig, wir müssen zu Wasser weiter!“ entschied Dr. Hufeland.

Die Gräfin entsetzte sich beim Anblick der wildschäumenden Wellen, aber die Königin, deren körperliches Befinden wunderbarer Weise immer besser geworden war, schwankte keinen Augenblick und sagte: „In Gottes Namen! Der uns bis hierher durch den Schnee geholfen, er wird uns auch durch die Wellen einen Pfad bahnen.“

Man bestieg einen großen Kahn, und vier Schifferknechte setzten ihre ganze Kraft daran, das Fahrzeug gegen Wind und Wogen zu halten. Langsam nur ging es vorwärts, und ehe noch der Abend kam, erklärten die Ruderer, daß ihre letzte

Kraft erschöpft sei. Man mußte anlegen und noch einmal Quartier nehmen.

Ehe der Morgen graute, ging die Fahrt weiter. Der Sturm hatte ausgetobt, und pfeilschnell schoß das Fahrzeug über die glatte Fläche. Bald rötete sich im Osten der Himmel, und als nach langer Wolkennacht zum ersten Mal die liebe Sonne wieder klar emporstieg, erglänzten in ihrem Licht die Zinnen von Memel, der nördlichsten Grenzstadt der preußischen Monarchie. Das Ziel der Reise war erreicht, der Höchste hatte wunderbar geholfen.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Herzerfrischungen.

In dem Haus zu Memel, welches dem flüchtigen Königspaare Zuflucht bot, war die Mittagstafel gedeckt und die königliche Familie bis auf die beiden ältesten Prinzen um dieselbe versammelt.

„Komm, Herr Jesu, sei unser Gast, und segne, was du uns bescheret hast," betete die Prinzeß Charlotte. Der Herr Jesus hatte aber heute nur Rindfleisch mit Reis und etliche Paar Täublein beschert und die andern Tage auch nicht viel mehr. Auch standen irdene Schüsseln und Teller auf dem Tisch — es sah durchaus nicht danach aus, als ob hier eine königliche Familie speiste. Wo war es hin, das massiv goldene Tafelgeschirr, das teure Erbstück der Ahnen? Es war versilbert in der Zeit der Not, aber nicht für den Eigentümer zur Bestreitung seiner eigenen Bedürfnisse, sondern für das Vaterland. Aber es schmeckte den hohen Herrschaften auch von Porzellan,

und um so besser, je wärmer sie sich in der Liebe der Stadt Memel gebettet fühlten. Es verging ja kein Tag, wo diese Liebessonne nicht hell und freundlich in das Haus der Trübsal hineingeschienen, wo man nicht gewetteifert hätte in Erweisungen rührender Anhänglichkeit und herzinniger Teilnahme. Und aufs neue wurde dem Königspaare klar, daß die Kraft ihrer Unterthanenschaft da liege, wo man sie bisher nicht gesucht: im Volk, das heißt im Stand der Bürger und der Bauern, daß der Adel in der Feuerprobe zu Schanden geworden und von seiner Höhe gesunken sei. —

Eben war die Tafel beendet und die Kinder hinausgegangen, als ein Diener zwei Bauersleute meldete, welche die Majestäten zu sprechen begehrten.

Der König winkte sogleich Gewährung. Da erschienen in der Thür zwei wunderliche Gestalten: ein alter Bauersmann in langem, dunkelblauem, mit engen Knöpfen besetztem Rock. Sanft floß ihm das dünne, weiße Haar vom Haupt, welches mit einem breitrandigen Hut bedeckt war und merkwürdigerweise auch vor den beiden Majestäten bedeckt blieb. (Der Mann war ein Mitglied der Mennoniten, jener Sekte, welche das Haupt nur vor der himmlischen Majestät entblößt und aller irdischen Standesunterschiede nicht achtend jeden Menschen mit dem brüderlichen Du anredet.) In seinen Händen hielt er einen Beutel, welcher wohl schwer von Gewicht sein mußte, denn es wurde dem Träger schwer, ihn zu halten.

Hinter ihm erschien eine kleine, rundliche Frau mit rotwangigem, freundlichem Gesicht. Sie trug am Arm einen Korb, aus welchem grüne Kohlblätter schauten, und knixte ohne Aufhören, während ihr Ehewirt kerzengerade dastand.

„Gott zum Gruß, Herr König und Frau Königin!“ begann der Alte, nachdem er die Beklommenheit überwunden, welche ihm die Nähe zweier gekrönter Häupter verursacht hatte.

„Wir sind aus der Weichselmündung gekommen, um unserm geliebten Königspaar unsere Aufwartung zu machen. Ich bin der Bauer Abraham Nickel, und diese hier ist meine Frau Susanne. Im Auftrag unserer Brüderschaft, der Mennoniten, kommen wir, gnädigster Herr, und bringen dir den Gruß deiner getreuen Unterthanen. Wir haben mit Schmerz erfahren, wie groß die Not ist, die Gott über dich, dein Haus und dein Land verhängt hat. Das geht uns allen an das Herz, und darum sind unsere Gemeinden zusammengetreten und haben gern und willig diese Kleinigkeit zusammengebracht. Sie bitten dich durch mich, diesen Beutel gnädigst anzunehmen, und lassen dir sagen, daß sie nicht ablassen werden mit der Fürbitte für dich und dein Haus."

Damit schüttete der Greis den Beutel auf dem Tische aus — es waren 3000 Friedrichsdor.

Ehe noch der König etwas antworten konnte, stand die Frau Susanne, welche nun ihren ganzen Mut beisammen hatte, vor der Königin und überreichte derselben unter wiederholtem Knixen den geöffneten Korb, in welchem aus der grünen Blätterumhüllung goldgelbe Butterstücken lachten. „Man hat mir gesagt, daß unsere gnädige Frau Königin gute, frische Butter sehr liebt und auch die jungen Prinzchen und Prinzeßchen gern ein gutes Butterbrot essen. Diese Butter hier ist rein und gut, aus meiner eigenen Wirtschaft, und da sie in den jetzigen betrübten Zeitläuften rar ist, so habe ich gedacht, sie würde dir wohl angenehm sein. Die gnädige Königin wird meine kleine Gabe nicht verachten: du siehst ja so gut und freundlich aus. Wie freue ich mich, daß ich dich einmal so ganz in der Nähe sehen kann!"

Der Königin wallte das Herz. Sie hätte die Bäuerin umarmen mögen. Mit feuchten Augen reichte sie ihr die Hand und dankte ihr mit herzlichen Worten; dann nahm sie ihr

Umschlagtuch ab und hängte es der Bäuerin um. „Nehmen Sie das zum Andenken an diese Stunde!“

Inzwischen war der König zum Schreibtisch getreten und reichte nun dem alten Nickel ein beschriebenes Papier. „Auch Ihnen sei für das Zeugnis treuer Unterthanenliebe mein aufrichtigster Dank gesagt! Ich nehme die Gabe mit fröhlichem Herzen an und gebe Ihnen eine Quittung über den Empfang, damit ich sie vergelten kann, wenn die Barmherzigkeit Gottes uns bessere Zeiten sendet.“ —

Als die beiden Mennoniten hinaus waren, stand der König in tiefes Sinnen verloren, während die Königin den Korb seines Inhalts entleerte. „Napoleon hat uns viel genommen,“ sagte sie dabei, „aber eines hat er uns nicht nehmen können, eines hat er uns lassen müssen: die Herzen unserer Unterthanen, die Treue unseres Volks. Und das — ich wiederhole es immer wieder — ist die Stütze meiner Hoffnung auf eine bessere Zukunft.“

Indem traten die Prinzen Friedrich und Wilhelm herein. Sie waren wegen Mangels an Räumlichkeit in einem Privathaus, bei dem Kaufmann Argelander untergebracht.

„Weißt was Neues, liebe Mutter?“ fragte der Kronprinz die Königin ins Ohr. „Die Frau Argelander hat heute ihren Geburtstag.“

„Ei, das ist schön,“ erwiderte die Königin. „So mußt du ihr doch ein Angebinde bringen. Sie ist so außerordentlich lieb und gut gegen euch beide!“

„Ja freilich,“ sagte der Kronprinz, „aber — —“

„Nun, was hast du für ein Aber?“ fiel die Königin ein.

Der Kronprinz sagte in betrübtem Ton: „Sie ist nicht mehr daheim; eben ist sie hinweg zu einer Verwandten, bei der will sie ihren Geburtstag feiern, um, wie sie sich geäußert hat, die beiden Prinzen nicht zu inkommodieren.“

„Es ist rührend!“ warf der König in das Gespräch hinein. „Die guten Leute sind schon zusammengerückt, um ihren Gästen Platz zu machen, und nun auch das noch!“ —

Umgeben von ihren Verwandten und Gefreundten saß Frau Argelander in dem behaglichen Stüblein ihrer Schwester und labte sich an Kaffee und süßem Gebäck. Da kommt ein Diener des Kronprinzen und bittet sie, schnell nach Hause zu kommen.

Frau Argelander erhebt sich und will nach Mantel und Hut greifen, aber die Anwesenden, deren Herzen unter dem Genuß des braunen Getränks sich gegeneinander geöffnet hatten und in der besten Stimmung waren, haben noch so viel auf sie dreinzureden, daß sie das Gehen vergißt, zumal sie der Meinung ist, daß die Sache sicherlich keine Eile habe. Kaum hat sie die folgende Tasse geleert, als ein Wagen vorfährt.

Alles springt ans Fenster — der Kronprinz selbst steigt aus und kommt herein.

„Es thut mir sehr leid,“ sagt er, „daß ich als Störenfried hier einbreche; aber ich komme im Auftrag meiner Mutter, der Königin, welche Sie, liebe Frau Argelander, dringend zu sehen und zu sprechen begehrt.“

Frau Argelander ist aufs höchste betreten und entschuldigt sich mit vielen Worten, indem sie dem Kronprinzen zum Wagen folgt und mit ihm nach Hause fährt.

Der Abend war inzwischen heraufgekommen, in den Straßen wurden schon die Laternen angesteckt.

„Was ist denn das?“ ruft Frau Argelander, als sie sämtliche Fenster ihres Hauses erleuchtet sieht.

Der Kronprinz lächelt schelmisch vor sich hin: „Kommen Sie nur, liebe Frau Argelander.“

Er schritt ihr voraus, an ihrer Wohnung im Erdgeschoß vorüber die Treppe hinauf nach dem oberen Stockwerk, welches für die Prinzen hergerichtet war. Die Thür ging auf, da strahlte der verblüfften Frau Argelander ein überraschendes Bild entgegen: vor einem mit Blumen geschmückten Tisch stand die Königin Luise mit ihren Kindern und grüßte die Eintretende mit jenem süßen Lächeln, welches mit unwiderstehlicher Gewalt die Herzen ergriff und entzückte. Wie ein Muttergottesbild erschien ihr die hohe Frau, wie eine Erscheinung aus der andern Welt, und wie eines Engels Stimme klangen ihr die Worte, die sie aus dem schönen Mund vernahm: „Meine liebe Madame Argelander, ich habe mir die Freude nicht versagen können, Ihnen meine Glückwünsche zu Ihrem heutigen Geburtstag selbst zu überbringen. Auch Dankbarkeit führt mich zu Ihnen, herzinnige Dankbarkeit für die freundliche Aufnahme, welche meine Söhne in Ihrem Haus gefunden. Gern möchte ich mit meinen Kindern Ihren Geburtstag feiern, und ich hoffe, Sie werden uns die Freude Ihrer Gegenwart nicht versagen. Ihre Freundinnen, welche Sie eben verlassen, werden gleichfalls bald hier sein, und wenn aufrichtige Teilnahme zur Freude stimmt, so wird es uns daran nicht fehlen."

Das Geburtstagskind schwamm in Entzücken und wußte nicht, was es redete.

Bald fuhr der Wagen wieder vor, und sämtliche Verwandte traten ein, von der Königin aufs wärmste begrüßt. Man kannte zwar die Königin schon, man hatte sie schon manchmal mit ihrem Gemahl oder mit den Kindern durch die Straßen wandeln sehen; aber unter dem Zauberbann der Holdseligkeit, in welchem man heute Abend in der nächsten Gemeinschaft mit der hohen Frau gefangen lag, jauchzten innerlich die Herzen noch viel mehr und zuckten zugleich

im tiefsten Mitleid mit der königlichen Dulderin, um deren Haupt man es glaubte leuchten zu sehen wie Glorienschein des Martyrtums.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Eine verhängnisvolle Entscheidung.

Am linken Ufer der Passarge unweit Braunsberg war ein Kriegslager aufgeschlagen. Nach der Schlacht bei Preußisch-Eylau, in welcher die Franzosen mit den verbündeten Russen und Preußen zwei Tage lang, am 7. und 8. Februar, unter mörderischem Feuer auf das hartnäckigste gerungen, hatte sich Napoleon hierher zurückgezogen, um von dem Fluß geschützt, seinen Soldaten Ruhe und Erholung zu gönnen.

Totenstille herrschte in dem Lager. Die Krieger hatten sich in ihre Zelte verkrochen, um sich zu schützen gegen den Winter, der die an eine wärmere Luft Gewöhnten bis ins Mark durchschüttelte und sie glauben machte, sie könnten nicht mehr weit vom Nordpol sein. Allenthalben hörte man in den Zelten unterdrücktes Murren und Fluchen auf den Winter, und bei vielen war mit dem Winter eigentlich Napoleon gemeint.

In seinem großen Zelt saß der Kaiser der Franzosen an dem Tisch, umgeben von seinen Marschällen Davoust, Murat, Soult, Bessières, Augereau, den kriegskundigsten seiner Heerführer. Seine Stirn war dicht umwölkt, in seinen Händen bemerkte man ein nervöses Zucken, und die Worte, welche er redete, gaben durch ihren Ton sowie durch die Hast, mit welcher sie hervorgestoßen wurden, Zeugnis von der Erregung

seines Innern. „Meine Herren," sagte er, „ich habe Sie zu einem Kriegsrat beschieden. Unsere Sachen stehen nicht gut — ich hätte solchen Ausgang nicht erwartet. Preußen hat seine Waffenehre glänzend wiederhergestellt. Ich kann nicht umhin, das anzuerkennen und offen auszusprechen. Nach dem Tag von Jena hatte ich das nimmer erwartet. Wir sind mit unserm Triumph zu voreilig gewesen. Die Armee Friedrichs des Großen ist doch noch da und wird uns noch zu schaffen machen! Was die Generäle Lestocq und Scharnhorst geleistet, verdient die höchste Bewunderung. Die Schlacht war ja schon entschieden, die Russen schon im Weichen, als Lestocq mit seiner Handvoll Preußen Ihnen, Marschall Davoust, in die Flanke fiel und Sie nötigte, die Verfolgung der Russen abzubrechen. Daß die 6000 Preußen, ohne einen Schuß abzugeben, mit dem bloßen Bajonett das Birkenwäldchen nahmen, an dessen Besitz uns so viel gelegen war, und uns einen Adler abrangen, das war ein Bravourstück, welches uns zu denken giebt. Und wer hat denn nun eigentlich den Sieg davongetragen? Ich habe nach Paris gemeldet: die Armee der großen Nation hat die vereinten Russen und Preußen auf das Haupt geschlagen, aber mit König Pyrrhus muß ich sagen: Noch ein solcher Sieg, und ich bin verloren! Wir haben furchtbare Verluste gehabt: es fehlen mir 25 000 Mann. Was hilft es mir, daß von dem Feind ebensoviel auf dem Schlachtfeld liegen? — Und nun dieser Winter! Die Soldaten fangen an schwierig zu werden. Ich fürchte, unter der Wut der Elemente wird es uns auf die Dauer schwer werden, die Disziplin aufrecht zu erhalten. Was sollen wir nun thun? Marschall Murat, antworten Sie mir!"

Der Angeredete sah einen Augenblick in düsterem Schweigen vor sich hin, dann sagte er: „Es ist richtig, Sir, es giebt in der preußischen Armee noch ein Erbe des großen

Friedrich, aber dieses allein würde mich noch nicht bedenklich machen, wenn nicht ein anderes hinzukäme, was allerdings unsere Lage auf das höchste gefährden könnte."

„Ich ahne, worauf Sie zielen, Marschall," fiel Napoleon ein. „Sie denken an die Möglichkeit, daß uns eine österreichische Armee in den Rücken fiele. Das ist wohl ein bloßes Gerücht."

Murat zuckte die Achseln. „Wer steht uns dafür, daß das Gerücht nicht eine Wahrheit enthält? Mein Rat geht unter diesen Verhältnissen dahin, dem König von Preußen Frieden anzubieten, um ihn von Rußland zu trennen."

„Nimmermehr!" rief hier Marschall Davoust dazwischen. „Nach zwei gewonnenen Schlachten das Angebot des Friedens an den überwundenen Feind, der überdem kaum noch eine Armee im Feld hat, es wäre eine Schmach!"

Murat maß den Sprecher mit einem strengen, stechenden Blick, auch Augereau und Soult schlugen sich zu der Ansicht Murats, und der Kaiser, der damit nur seine eigene Meinung bestätigt sah, entschloß sich nach längerer Debatte, seinen Adjutanten Bertrand mit Friedensvorschlägen zu König Friedrich Wilhelm zu schicken.

* * *

Die Königin Luise saß mit ihren Kindern in dem kleinen Gemach, darin das Frühmahl eingenommen zu werden pflegte, als der König mit einem Schreiben eintrat. Seine Gesichtszüge ließen eine große innere Erregung erkennen, und ehe er noch zu Worte kommen konnte, war die Königin an seiner Seite und fragte hastig: „Was ist, lieber Fritz? Wer ist der Fremde, von dessen Ankunft mir erzählt worden?"

Der König winkte seiner Gemahlin in das Nebengemach und verriegelte, in dasselbe eingetreten, hinter sich die Thür.

„Bereite dich auf eine große Nachricht, liebe Luise, auf eine Nachricht, von welcher die Gestaltung unserer Zukunft abhängen dürfte. Der Überbringer dieses Briefs heißt Bertrand, und der Verfasser desselben ist kein Geringerer als Napoleon."

„Ha!" rief die Königin, deren Gesicht sich plötzlich dunkelrot färbte und deren Hand krampfhaft die Lehne des neben ihr stehenden Stuhls umklammerte.

„Will dich nicht lange auf die Folter spannen," fuhr der König fort, als er sah, wie seine Gemahlin vergeblich nach Worten rang. „Höre den Wortlaut des Briefs:

„Mein Herr Bruder!

Ich sende an Ew. Majestät den General Bertrand, meinen Adjutanten, der mein ganzes Vertrauen besitzt. Er wird Ihnen Mitteilungen machen, von denen ich hoffe, daß sie Ihnen angenehm sind. Möge Ew. Majestät glauben, daß dieser Augenblick der schönste meines Lebens ist. Ich schmeichle mir, daß er die Epoche einer dauerhaften Freundschaft zwischen uns einleiten wird. Womit ich Gott bitte, daß er die Sache zu einem für beide Teile ersprießlichen Ausgang führen möge.

Napoleon."

Mit angehaltenem Atem und steigendem Herzklopfen hatte die Königin zugehört. Jetzt sank sie mit tiefem Aufseufzen in den Stuhl. „Träume ich denn? Habe ich wirklich Napoleons Worte vernommen? O, mir flimmert es vor den Augen. Und du hast mit Bertrand gesprochen? Du weißt, welches die Mitteilungen sind, die dir Napoleon zu machen hat?"

Der König nickte langsam. „Ich weiß sie und habe bereits mit dem Minister Hardenberg darüber Absprache gehalten."

„Ich fürchte, die Annehmlichkeiten, welche Napoleon dir bietet, sind nicht allzugroß," sagte die Königin, „wenn ich den Ausdruck deiner Mienen darauf deuten darf."

Der König machte eine schnelle Handbewegung. „Schon daß mir Napoleon diesen Bertrand gesendet, ist mir unbequem: es ist derselbe, welcher 1805 vor Ausbruch des österreichisch-französischen Kriegs als Spion in Vermummung und unter falschem Namen durch Süddeutschland reiste und seinem Kaiser die Wege bahnte. Diese Rückerinnerung verstimmte mich gegen den Schwall von Artigkeiten, mit welchen er mich überschüttete. Doch zur Sache. Nach einer langatmigen Einleitung eröffnete er mir, der Kaiser der Franzosen setze seinen Ruhm darein, den König von Preußen in seine Staaten zurückzuführen und in seine Rechte wieder einzusetzen. Er trage mir Frieden und Bündnis an."

„Ist's möglich!" rief die Königin mit strahlenden Augen. „O, er hat nun eingesehen, daß es doch noch eine preußische Armee und preußische Waffentüchtigkeit giebt. Und was hast du beschlossen?"

„Höre mich zu Ende, Luise!" sagte der König ernst. „Du mußt zu der Anerbietung die Bedingung hören, welche im Hintergrunde steht. Diese Bedingung lautet: Bruch mit Rußland."

Die Königin schnellte empor. Ihr Gesicht zeigte eine jähe Wandlung: der Schimmer der Hoffnung, welcher ihre Wangen rosig angehaucht hatte, wich einer fahlen Blässe, und mit wankender Stimme rief sie: „O Gott, o Gott! — — Aber ich ahnte so etwas, es war zu erwarten, daß die Gabe eines Napoleon ein Danaergeschenk sein würde! Du sollst dem Freund die Treue brechen — o, ihm ist das eine Kleinigkeit, in seinem Herzen hat ja Wahrheit und Ehrlichkeit keinen Raum, und er entblödet sich nicht, seine eigene Gesinnung auch andern zuzumuten."

Der König trat seiner Gemahlin näher und ergriff innig ihre Hand. „Ich danke dir, Luise! Dein Herz hat dasselbe

getroffen, was die Überlegung der Männer beschlossen. Du erleichterst mir dadurch meinen Entschluß, und mit um so größerer Bestimmtheit werde ich nun dem Abgesandten Napoleons meine Erklärung abgeben, daß mich heilige Verpflichtungen hindern, seinen Antrag anzunehmen. Weiß noch ganz genau, was ich dem Kaiser Alexander geschrieben, daß nämlich kein Entschluß mir fester stehe als nur eine Politik mit ihm zu haben, nachdem es sich erschreckend klar herausgestellt, welche ungeheuerlichen Pläne der grenzenlose Ehrgeiz des Welteroberers zeitige. Bevor ich aber dem General Bertrand diese meine Erklärung abgeben werde, wird derselbe dir seine Aufwartung machen."

Die Königin fuhr zurück. „Mir? Wozu das?"

„Er hat mir diesen Wunsch so eindringlich zu erkennen gegeben," sagte der König, „daß ich nicht umhin konnte, ihm den Willen zu thun. Also rüste dich auf den Empfang!"

Luise senkte das Haupt. „Und wann soll es geschehen?"

„In einer Stunde, wenn es dir genehm ist."

„So mag er kommen!" — —

Eine Stunde später stand General Bertrand vor der Königin von Preußen. Durch vollendete Galanterie suchte er seinem unschönen, widerwärtigen Gesicht einen liebenswürdigen Ausdruck zu geben und überhäufte nach Franzosenmanier die Königin mit einer wahren Flut von Schmeicheleien, bis er endlich, auf die Sache kommend, sagte: „Der Kaiser der Franzosen hofft, Ew. Majestät werden allen Ihren Einfluß anwenden, den Friedensabschluß zu beschleunigen, und er trägt sich auch mit der Hoffnung, Höchstdieselben werden kein ungerechtes Vorurteil mehr gegen ihn nähren."

Der Königin bäumte sich das Herz im Busen auf. Kein ungerechtes Vorurteil mehr gegen den Mann, der nicht müde geworden war, ihre Ehre durch die gemeinsten Lästerungen in

den Staub zu treten, und der bis auf die gegenwärtige Stunde noch nicht den geringsten Beweis gegeben, daß ihn seine Verleumdungen gereuten! Sie kämpfte mit sich selbst, doch gelang es ihr, eine äußere Ruhe zu bewahren, und sie antwortete mit milder Würde: „Herr General, Sie wenden sich an die unrechte Adresse: die Frauen haben nicht mitzusprechen über Krieg und Frieden."

Bertrand fühlte in diesen Worten eine leise Anspielung auf Napoleons Kriegsbülletins, in welchen er die Königin von Preußen als die eigentliche Seele des Kriegs und als Mannweib dargestellt hatte, und sagte mit verdoppelter Verbindlichkeit: „Ich verstehe, worauf Ew. Majestät deuten; aber glauben Sie mir, daß der Kaiser Napoleon in hohem Grade unzufrieden ist über die Ausfälle, welche in den französischen Zeitungen auf Eure Majestät gemacht worden sind."

Wieder überkam die Königin ein bitteres Gefühl. Das wagte der General von dem Mann zu sagen, dessen Inspirationen die Zeitungsschreiber nur wiedergegeben hatten, dessen Haß gegen die Königin von Preußen keine Grenzen kannte. Aber wieder wußte sie ihre Ruhe zu bewahren und antwortete dem General in einem Ton, der seine Wirkung auf den Menschen nicht verfehlte. Er schied von der Königin mit dem Gefühl, mit einer wahrhaft großen Frau und dem Urbild echter Weiblichkeit gesprochen zu haben. —

Es währte noch einige Tage, ehe Bertrand den Entscheid des Königs empfing: die Generale Rüchel und Zastrow machten die größten Bedenklichkeiten geltend und brachten den König auf eine Zeit in Unruhe. Die Königin suchte auf alle Weise den Minister Hardenberg zur Beharrlichkeit zu mahnen, und endlich reiste Bertrand von dannen mit dem Absagebrief des Königs von Preußen. —

Während dessen saß die Königin Luise mit der Oberhofmeisterin v. Voß in ihrem Gemach allein. Mit Thränen in den Augen sagte sie: „Friede, Friede, o du süßes Wort! Wie lechzet meine Seele nach seinem sanften Hauch! Ich wollte alle Opfer bringen, könnte ich ihn unserm armen, zertretenen Volk erkaufen. Gott ist mein Zeuge, wie dieses mein täglicher Gebetsseufzer ist. Nun scheint die Erfüllung meiner Sehnsucht gekommen, der Friede grüßt uns aus der Ferne. Ein Federstrich, und alles, was wir verloren, ist wieder unser! Aber wer ist es, der es uns bietet? Dürfen wir aus dieser Hand es nehmen? O Gott, wir müssen das Geschenk abweisen, denn er fordert von uns, was wider unser Gewissen ist, er fordert von uns schnöden Treubruch! O wie ist das tragisch! Wir sahen ein Licht aufsteigen in der Nacht unserer Trübsal, aber da wir uns desselben erfreuen wollten, siehe, da war's ein Irrlicht, und nun ist es wieder Nacht um uns her. Wir sollen weiter dulden, der Krieg soll ferner seinen Rachen gegen uns aufsperren und die Entscheidung auf der Degenspitze ruhen. O Gott, was haben wir denn nach den ungeheuren Verlusten von Jena und Eylau noch ins Feld zu stellen? Rußland allein ist unser Stützpunkt, und ich denke, Kaiser Alexander wird das Opfer zu würdigen wissen, welches wir in der Treue gegen ihn gebracht. Hat er doch auch bereits den Großfürsten Konstantin mit seiner Garde auf den Kriegsschauplatz gesendet und uns seine eigene Ankunft in Aussicht gestellt." — —

Acht Tage später reiste König Friedrich Wilhelm von Memel nach Polangen, dem kaiserlichen Freund entgegen. — Die Freude aber, welche ihn für die Reise erfüllte, wurde gedämpft durch die Sorge, welche ihm der Kronprinz machte, denn der war inzwischen am Scharlach gefährlich erkrankt.

Tags darauf hielt vor der Wohnung der königlichen Familie ein russischer Staatswagen, welchem an der Seite Friedrich Wilhelms der Zar Alexander entstieg.

Die Königin trat dem lieben Gast im Hausflur entgegen. „Mein lieber Vetter!“ hauchte sie, ihm beide Hände reichend. Mehr brachte sie nicht hervor. Die Angst um das kranke Kind zusammen mit dem Druck der politischen Lage hatten ihr das Herz dermaßen beschwert, daß sie nur mit Thränen reden konnte.

Der Kaiser Alexander war tief bewegt und überbot sich in den Versicherungen seiner herzlichsten Teilnahme, sowie seiner stets unwandelbaren Treue. „Ich komme nicht nur als Bundesgenoß,“ sagte er, „ich komme auch als Freund und wiederhole hier feierlich, was ich bereits dem König, meinem lieben Freund, nach dem Unglück von Jena geschrieben: daß ich keine Anstrengungen und keine Opfer zur Erfüllung der heiligen Pflichten scheue, welche Ehre und Freundschaft mir auferlegen.“

Als ein gutes Omen für die politische Zukunft nahm Luise es hin, daß die Krankheit des Kronprinzen sich am folgenden Tag zur Genesung entschied, und mit erleichtertem Herzen, mit neuer Hoffnungsfreudigkeit folgte sie mit ihrem Gemahl dem russischen Kaiser am 4. April nach Kydullen bei Georgenburg, wo der letztere seine Garden an dem Königspaar in Parade vorüberführte, Friedrich Wilhelm wie seinem Kriegsobersten die Regimentsberichte überreichte und ihn mit den Worten umarmte: „Nicht wahr, mein Bruder, keiner von uns beiden fällt allein? Entweder beide zusammen, oder keiner von beiden!“

Es war ein ergreifender, herzerhebender Anblick. Die Königin schickte ein stilles Dankgebet zum Himmel empor. Am folgenden Morgen reiste sie, während der König den

Kaiser nach Bartenstein begleitete, nach Memel zurück, um nach vollständiger Wiederherstellung des Kronprinzen nach Königsberg heimzukehren.

Dreißigstes Kapitel.

Stille Zeit.

Der Gottesdienst war vorüber. Aus der Neuroßgärtener Kirche strömte in Haufen das Volk.

Vor einer Seitenthür ging ein Herr auf und ab, als ob er auf jemand warte. Es war der alte Rat Scheffner, eine der geistigen Größen Königsbergs, der schon im siebenjährigen Krieg dem großen Friedrich als Kriegs- und Steuerrat getreu gedient hatte.

Nach einiger Zeit trat der Geistliche aus der Kirche; Scheffner ging demselben mit herzlichem Gruß entgegen. „Guten Morgen, lieber Borowsky! Ich konnte die Kirche nicht verlassen, ohne Ihnen für Ihre Predigt meinen Dank zu sagen. Ihre Worte haben mich noch nie so getroffen wie heute. Ich glaube, Sie haben noch nie so geredet."

Der Geistliche lächelte fein. „Es ist möglich, doch daran bin ich unschuldig."

„Wie meinen Sie das?"

„Ich meine, der Prediger ist sehr abhängig von seiner Umgebung und wird von derselben wesentlich beeinflußt. Je mehr Andacht und je mehr inneres Verständnis ihn umgiebt, desto wärmer wird ihm das Herz, und desto mehr müssen also auch seine Worte zünden."

„Sie haben die Königin im Auge," sagte Scheffner.

„Ja wohl, Herr Rat," versetzte Borowsky. „Sie besucht seit einiger Zeit meine Kirche, und ich habe die Ehre gehabt, ihr persönlich vorgestellt, sogar zu einem ihrer Thee=Abende zugezogen zu werden. O diese Frau! Wie eine Sonne leuchtet sie in dieser trüben Zeit, und wie ein leibhaftiger Trost wandelt sie unter uns herum, allenthalben Thränen trocknend, Schmerzen stillend, Wunden heilend. Sie lebt auf das allereinfachste, sie darbt sich ab, was sie als Opfergabe auf den Altar des Vaterlands, als Balsam auf die Not der Armut legt. O, wie muß diese Sonne geleuchtet haben in den Tagen des Glücks und des Friedens! Und doch, auch im Unglück strahlt ihre stille Majestät aus der Trauerhülle hervor. Auch in einer Hütte geboren wäre sie Königin, und auch wenn sie nicht das Diadem trüge, würde jedes fühlende Herz ihr huldigen. Heute Abend werde ich wieder die Freude haben, bei der Königin zu sein. Ich sehne die Stunde mit zwiefacher Begierde herbei, denn ich habe ihr auf eine an mich gerichtete Frage in Betreff der drohenden Weltherrschaft Napoleons die Antwort zu geben."

„Hat sie davon mit Ihnen geredet?" fragte Scheffner erstaunt. „Das ist etwas Seltenes. Ich habe schon die verschiedensten Gespräche mit ihr geführt und bin immer voller Bewunderung gewesen über den sicheren Blick, mit dem sie das Wesen der Dinge zu treffen weiß. Sie versteht einem alles, und alles Wahre, Gute und Schöne macht den größten Eindruck auf sie. Von der Politik aber hat sie sich mir gegenüber immer geflissentlich fern gehalten und sich höchstens flüchtige Andeutungen gestattet. Übrigens werde ich heute Abend auch zugegen sein. Gott befohlen bis dahin!" — —

In einem der Privathäuser am Roßgarten finden wir an diesem Abend eine auserwählte Gesellschaft bei einander. Prinzeß Friederike, welche nach dem Tode ihres Gemahls

dem Prinzen von Solms die Hand gereicht hatte, wohnte hier zusammen mit der Königin, welche ihrer Schwester zu Liebe auf das Schloß verzichtet hatte. Dieses Haus wurde der Sammelpunkt aller Patrioten von Distinktion, und namentlich die Abende vereinigten um die Theekanne der Königin die Ritter vom Geist, denen das Herz auf dem rechten Fleck saß.

Auch heute also ist bei der Königin wieder Gesellschaft. Zur Rechten Ihrer Majestät sitzt Prinzeß Friederike, zur Linken die Gräfin Dohna von Frankenstein, der besondere Liebling der Königin, von ihr gewöhnlich die spartanische Mutter genannt, denn die hochherzige Frau hatte freudig das Opfer gebracht, ihre vier Söhne für das Vaterland ins Feld zu schicken. Weiter bemerken wir an dem großen, runden Tisch außer der Oberhofmeisterin von Voß die Gemahlin des Generals Lestocq, den Doktor Hufeland und den Rat Scheffner.

Unter lebhaftem Gespräch und traulichem Summen der Theemaschine waren die Versammelten emsig beschäftigt, Charpie für die Verwundeten zu zupfen.

Zuletzt erschien der Pfarrer Borowsky und bekam mit freundlichem Willkomm seinen Platz angewiesen.

„Sie kommen allein?“ fragte die Königin. „Ich hoffte, Sie würden unsern „Stammgast“, wie er sich selbst zu benennen liebt, den General Blücher mitbringen.“

„Ob er heute kommen wird?“ fragte Prinzeß Friederike mit schelmischem Lächeln. „Ich fürchte, er hat seine Pflicht noch nicht gethan.“

„Du meinst die Charpie?“ fragte die Königin. „Nun ja, das glaube ich auch. Der Mann hat jetzt andere Gedanken im Kopf. Aber er hätte auch ohne Charpie kommen sollen. Ich habe mich so sehr an ihn gewöhnt, daß mir etwas fehlt,

wenn ich ihn nicht in unserm Kreis bemerke. Es ist ein herrlicher Mensch! Diese Geradheit, diese Ehrlichkeit und dieser unerschrockene Heldensinn!“

„Was ist es mit der Charpie, wenn man fragen darf?“ fiel die Gräfin Dohna ein.

„Sie wissen das nicht?“ versetzte die Königin. „Ach ja, Sie waren das vorige Mal nicht anwesend. Nun, es war eine neckische Geschichte. Wir saßen alle im lebhaftesten Eifer des Charpiezupfens, auch Blücher bekam sein Teil Leinwand zugeschoben. Auf geschehene Aufforderung fing er an, von seiner Kriegsfahrt nach Lübeck zu erzählen, und bald war er so im Feuer, daß er an das Zupfen nicht mehr dachte. Was thut der Schelm? Er schiebt verstohlen einen Leinwandlappen nach dem andern in seine Säbeltasche. Ich bemerke das, und wie er eben wieder ein Stück über die Seite bringen will, entlarve ich den Betrüger und schleudere ihm den Vorwurf böswilliger Unterschlagung ins Gesicht. Der Haudegen läßt sich aber nicht verblüffen. Es ist Kriegslist, Majestät, sagt er mit trockenem Ernst. Aber ich bitte um die Gnade, meine Ration mit heimnehmen zu dürfen, um da meiner Obliegenheit nachzukommen und am nächsten Abend mein Quantum abzuliefern.“

Alles lachte. —

Das Gespräch bewegte sich nun um Gegenstände von allgemeinem Interesse, und nur zu schnell gingen unter dem lebhaften Austausch der Gedanken die Stunden dahin. Gegen elf Uhr verabschiedete man sich.

Die Damen waren schon zur Thür hinaus, als die Königin den Pfarrer Borowsky zu sich rief. „A propos, mein lieber Borowsky, Sie sind noch in meiner Schuld. Verzeihen Sie, daß ich dieselbe noch nicht eingefordert habe. Bitte, meine Herren, verweilen Sie noch einen Augenblick,“ wandte

sie sich an Scheffner und Hufeland, die sich eben entfernen wollten.

Die Herren kehrten zurück und ließen sich auf einen Wink Ihrer Majestät noch einmal nieder.

„Ich habe,“ fing die Königin an, „mit unserm lieben Pfarrer ein eingehendes Gespräch über den Propheten des deutschen Volks, über Martin Luther geführt. Als wir nun auf die welthistorische Erscheinung des Mannes von Corsika zu sprechen kamen, versprach mir Pfarrer Borowsky, aus Luthers Werken eine Antwort darauf zu geben. Wie ist es nun, Herr Pfarrer, sind Sie imstande, Ihr Versprechen einzulösen?“

Borowsky neigte sich demütig. „Zu dienen, Majestät! Ich habe die Stelle gefunden. Sie lautet also: Gott giebt einem jeden Lande seine Zeit zu wachsen und zu steigen, daß es an Reichtum, Macht, Ehre und Gewalt zunehme und erweitert werde, daß es grünen und in Würden schweben möge. Aber wo es wiederum unserm Herrgott Zeit dünket, daß solch ein Land wieder fallen und zu Boden gehen solle, so fällt es auch wieder plötzlich dahin, daß niemand es aufhalten kann. So das römische, das jüdische, das babylonische Reich. Also handelt unser Herrgott; er kann aus nichts alles machen. Ein kleines Reich kann er wohl weiter und größer machen und wiederum ein großes Kaisertum leichthin stürzen, daß alle Welt daran genug zu kühlen hat. Und wenn es dann im Wechsel und im Wenden ist, so hilft da kein Wehren und Aufhalten; ja wenn es an eisernen Ketten hinge oder auf eisernen Pfählen stünde, so müßte es doch zu Trümmern und zu Boden gehen.“

Die Worte hatten auf die Zuhörer einen tiefen Eindruck gemacht, und die Königin sagte: „Ich nannte vorhin Martin Luther den Propheten des deutschen Volks. Wie, wenn er auch mit diesen Worten als Prophet für unsere Zeit geredet hätte?“

„Das walte Gott!" sagten Scheffner und Hufeland zugleich.

* * *

Blücher konnte erst am folgenden Morgen seine Ration Charpie abliefern: mit größeren Dingen beschäftigt, war er nicht eher dazu gekommen, denn es galt für ihn jetzt, die Schar auszurüsten, welche er den Schweden zuführen wollte, um mit diesen vereint den Krieg in Pommern zu führen. In Bartenstein war nämlich am 26. April zwischen Preußen und Rußland ein Vertrag von den weitgehendsten Intentionen zustande gekommen. Nicht bloß, daß diese beiden Mächte ihr Schutz- und Trutzbündnis erneuert und verfestigt, man versuchte auch Österreich zum Beitritt in die Allianz zu bestimmen, machte gegen Herausgabe von Hannover England zur Hilfsleistung mit Geld und Waffen willig und vermochte auch Schweden, den Grundsätzen des Vertrages beizutreten. So stieg an Napoleons Himmel eine Wetterwolke herauf, aus welcher ihm der Vernichtungsschlag drohte.

Damit stand nun eben im Zusammenhang die Thätigkeit Blüchers, in Königsberg eine Mannschaft zu organisieren, mit welcher er zu den in Pommern landenden Schweden stoßen wollte.

Es war um die Mitte des Mai, als Blücher vor der Königin erschien, um sich von ihr zu verabschieden. Sie entließ ihn mit den heißesten Segenswünschen und bat ihn zugleich, einen Brief an ihren Vater mitzunehmen. Lange schon hatte die Tochter mit dem Vater nicht mehr geredet; so freute sie sich nun um so mehr der Gelegenheit, einen sicheren Boten zu haben.. — Der Brief lautete:

„Geliebter Vater!

Die Abreise des Generals Blücher giebt mir gottlob! einmal eine sichere Gelegenheit, offenherzig mit Ihnen zu

reden. Gott, wie lange entbehrte ich dieses Glück, und wie viel habe ich Ihnen zu sagen! Bis zur dritten Woche meines Krankenlagers war jeder Tag durch neues Unglück bezeichnet. Die Sendung des vortrefflichen Blücher nach Pommern, der Patriotismus, der jetzt in jeder Brust sich regt und von welchem die Reservebataillons, die erst seit Monaten organisiert sind und teils schon vorgehen, teils schon gut gefochten haben, ein neuer Beweis sind — alles dies belebt mit neuen Hoffnungen. Ja, lieber Vater, ich bin überzeugt, es wird noch einmal alles gut gehen, und wir werden uns noch einmal glücklich wiedersehen. Die Belagerung von Danzig geht gut, die Einwohner benehmen sich außerordentlich; sie erleichtern den Soldaten die großen Lasten, indem sie ihnen Wein und Fleisch im Überfluß reichen. Sie wollen von keiner Übergabe sprechen hören, sie wollen lieber unter Schutt begraben werden, als untreu an dem König handeln. Ebenso hält sich Kolberg und Graudenz. Wäre es mit allen Festungen so gewesen! — — — Doch genug von den vergangenen Übeln! Wenden wir unsere Blicke zu Gott, zu ihm, der unsere Schicksale lenkt, der uns nie verläßt, wenn wir ihn nicht verlassen.

Der König ist mit dem Kaiser bei der Armee. Er bleibt bei derselben, so lange der Kaiser bleibt. Diese herrliche Einigkeit, diese unerschütterliche Standhaftigkeit, im Unglück begründet, giebt die schönste Hoffnung zur Ausdauer. Nur durch Beharrlichkeit wird man siegen, früh oder spät, davon bin ich überzeugt. Luise."

Draußen in der Natur entfaltete der Mai seine schönste Pracht. Die Welt lachte in neuer Lebenslust, und die Menschenherzen schlugen auch höher in Hoffnung auf bessere Tage.

Einunddreißigstes Kapitel.

Ein unheilvoller Friede.

Napoleon hatte neue Truppenaushebungen veranstaltet und sein Heer auf 200 000 Mann gebracht. Die russisch-preußische Armee zählte nicht viel mehr als die Hälfte. Nachdem man sich auf beiden Seiten von den Anstrengungen des Winterfeldzugs erholt, wurde der Kampf mit verdoppelter Heftigkeit aufgenommen.

Es war in den ersten Tagen des Juni, als die Kanonen zu donnern begannen. Bennigsen, der russische Feldmarschall, stieß auf das verzettelte Neysche Corps, welches am weitesten vorgeschoben war. Ein wütender Zusammenstoß, aber kein entscheidendes Ergebnis. Ein weiteres Gefecht bei Heilsberg verlief ebenso unentschieden, so viel Blut es auch von beiden Seiten gekostet.

Napoleon war sehr übler Laune. Bei Heilsberg hatte die preußische Reiterei ein Stücklein aufgeführt, welches ihm die höchste Bewunderung abzwang und auch den Russen außerordentlich imponierte. Er erließ eine schriftliche Ansprache an seine Armee, in welcher er jeden einzelnen Soldaten beschwor, in der bevorstehenden Entscheidungsschlacht seinen Mann zu stehen, und den seit Jena etwas verdunkelten Ruhm der großen Nation wiederherzustellen.

Drüben auf der Seite des Feindes bereitete sich eine bedenkliche Wendung vor: während der freudige Mut der preußischen Truppen nach vorwärts drängte, zeigte sich auf der russischen Seite die Neigung zur Rückwärtsbewegung. Unter dem Vorgeben, neue Verstärkungen abzuwarten, zog sich Bennigsen nach der Grenze zurück und schickte nur den General Kaminskoi mit einer geringen Mannschaft nach Königsberg,

um die Verbindung mit dem preußischen General Lestocq zu behaupten und dem König von Preußen den Besitz von Königsberg zu sichern.

In der Stadt verbreitete sich eines Morgens die Schreckenskunde: „Die Franzosen sind im Anmarsch!“ und zum andern Mal mußte die königliche Familie nach Memel flüchten, wo sie am 10. Juni anlangte.

Etliche Tage später kam der König zu den Seinen auf Besuch. Es war eine gedämpfte und gedrückte Freude des Wiedersehens: die Herzen bebten in Erwartung des bevorstehenden Ereignisses, denn binnen kurzem mußte es zum Entscheidungskampf kommen. Lange hielten sich die beiden Gatten umfangen, als am Morgen des 15. Juni der König sich reisefertig gemacht hatte, um zur Armee zu gehen.

Eben wollte er den Wagen besteigen, als staubbedeckt ein Kurier auf schweißtriefendem Roß dahersprengte und Sr. Majestät eine Depesche überreichte. Sie enthielt nur drei Worte, aber diese wirkten wie drei Donnerschläge: „Wir sind geschlagen.“

Dem König entfiel das Papier und das Herz dazu.

Starr und leblos stand die Königin neben ihm. Sie wagte nicht zu fragen, sie getraute sich nicht das Papier aufzunehmen. Aber das war auch nicht nötig: sie wußte auch so schon, daß ihre letzte Hoffnung vernichtet sei. —

Und es war so. Bei Friedland, fünf Meilen von Königsberg, waren die feindlichen Heereskörper aufeinander gestoßen. Aus einzelnen Gefechten hatte sich, nachdem Kaiser Napoleon selbst auf dem Plan erschienen war, eine große Schlacht entwickelt. Anfangs hatten die Russen auf dem linken Flügel Erfolge gegen das Neysche Corps, welches zweimal geworfen ward, bis General Senarmont sie mit einem mörderischen Flankenfeuer von Kartätschen zurückschreckte und über die Alle trieb, in welcher viele ertranken. Auch der rechte russische

Flügel unter Gortschakoff wurde in die Flucht mit hineingezogen, und es entstand die wildeste Unordnung. Noch einmal that die russische Zähigkeit und Hartnäckigkeit ihr Mögliches; ein mörderisches Ringen begann, dunkelrot färbten sich die Wellen des Flusses, aber die heldenmütigste Tapferkeit mußte zuletzt der französischen Übermacht erliegen. In greulichem Wirrwarr wälzten sich die noch übrigen russischen Massen der Memel zu, während das preußische Corps unter Lestocq ihnen folgte und die letzte Stadt des Königs von Preußen dem Feinde überließ.

* * *

Grabesstille herrschte in Memel. Alle Einwohner hielten sich, von Schrecken gelähmt und von Schmerz gebeugt in ihren Häusern verborgen. Auch in der Wohnung der königlichen Familie war es still. Die Prinzen und Prinzessinnen hatten sich in dem Hinterstüblein um die Frau Oberhofmeisterin gesammelt, während in dem Vordergemach die Königin an ihrem Tisch saß und an ihren Vater schrieb:

„Mein geliebter, teurer Vater!

Mit der innigsten Rührung und unter Thränen der dankbarsten Zärtlichkeit habe ich Ihren Brief vom Monat April gelesen. Wie soll ich Ihnen danken, bester, zärtlichster Vater, für die vielen Beweise Ihrer Liebe, Ihrer Huld, Ihrer unbeschreiblichen Vatergüte! Welcher Trost ist dieses für mich in meinem Leid und welche Stärkung! Wenn man so geliebt wird, kann man nicht ganz unglücklich sein. Es ist aufs neue ein ungeheures Ungemach über uns gekommen, und wir stehen auf dem Punkt, das Königreich zu verlassen. Bedenken Sie, wie mir dabei ist! Doch bei Gott beschwöre ich Sie, verkennen Sie Ihre Tochter nicht! Glauben Sie ja nicht, daß Kleinmut mein Haupt beugt! Zwei Haupt-

gründe habe ich, die mich über alles erheben. Der erste ist: wir sind kein Spiel des blinden Zufalls, sondern wir stehen in Gottes Hand, und die Vorsehung leitet uns; der zweite: wir gehen mit Ehren unter. Der König hat der Welt bewiesen, daß er nicht Schande, sondern Ehre will. Preußen wollte nicht freiwillig Sklavenketten tragen. Auch nicht einen Schritt hat der König anders handeln können, ohne seinem Charakter ungetreu und an seinem Volk zum Verräter zu werden. Wie dieses Bewußtsein stärkt, kann nur der fühlen, den wahres Ehrgefühl durchströmt.

Doch zur Sache. Durch die unglückliche Schlacht von Friedland kam Königsberg in französische Hände. Wir sind vom Feind gedrängt, und wenn uns die Gefahr noch näher rückt, so bin ich in die Notwendigkeit versetzt, mit meinen Kindern Memel zu verlassen. Der König wird sich wieder mit dem Kaiser vereinigen. Ich gehe, sobald dringende Gefahr eintritt, nach Riga. Gott wird mir helfen, den Augenblick zu überstehen, wo ich über die Grenze des Reiches muß. Da wird es Kraft erfordern. Aber ich richte meine Blicke gen Himmel, von wo alles Gute und Böse kommt, und mein fester Glaube ist: er schickt nicht mehr, als wir tragen können. — Noch einmal, bester Vater, wir gehen unter mit Ehren, geachtet von Nationen, und werden ewig Freunde haben, weil wir sie verdienen. Wie beruhigend dieser Gedanke ist, läßt sich nicht sagen. Ich ertrage alles mit einer solchen Ruhe und Gelassenheit, die nur Ruhe des Gewissens und reine Zuversicht geben kann. Deswegen seien Sie überzeugt, bester Vater, daß wir nie ganz unglücklich sein können, und daß mancher, mit Krone und Glück bedrückt, nicht so froh ist als wir es sind. Gott schenke jedem Guten den Frieden in seiner Brust, und er wird noch immer Ursach zur Freude haben. —

Noch eins zu Ihrem Trost: es wird von unserer Seite nie etwas geschehen, was nicht mit der strengsten Ehre verträglich ist und was nicht mit dem Ganzen geht. Denken Sie nicht an einzelne Erbärmlichkeiten. Auch Sie wird das trösten, das weiß ich, so wie alle, die mir angehören.

Ich bin auf ewig Ihre treue, gehorsame, Sie innig liebende Tochter und Gott Lob, daß ich es sagen kann, da Ihre Gnade mich dazu berechtigt — Ihre Freundin

Luise."

Etwas früher hatte die Königin durch Hardenberg einen Brief an den Kaiser Alexander gesendet, in welchem sie denselben beschwor, den Obergeneral Bennigsen zu energischerem Vorgehen zu bestimmen, da dessen Kriegführung eine immer bedenklichere Lauheit annahm. Der Kaiser hatte Hardenberg erklärt, er werde Bennigsen, wenn derselbe nicht endlich Ernst mache, seines Amtes entheben und den General von Essen an seine Stelle setzen. Zur Ausführung dieses Entschlusses blieb nun aber keine Zeit mehr, denn bald darauf erfolgte die Schlacht und Niederlage von Friedland.

Der Zar war aufs tiefste erschüttert, er verlor das Gleichgewicht und war nicht mehr imstande, sich des Drängens der Friedenspartei zu erwehren, welche ihm bewies, daß ein längeres Festhalten an dem Vertrag von Bartenstein sein Unglück bedeute. Die Seele dieser Gegenpartei war Großfürst Constantin, welcher dem Kaiser mit unermüdlicher Zähigkeit zusetzte, indem er ihm vorhielt, daß die Stimmung in der Armee höchst bedenklich sei, und ihn beschwor, einen Weg zu verlassen, auf welchem ihm das Schicksal seines Vorgängers drohe.

Mit schwerem Herzen fügte sich Alexander und gab seine Zustimmung zur Einleitung der Waffenstillstands-Unterhandlungen mit Napoleon.

Bei Tilsit wurde mitten auf der Memel auf zwei zusammengebundenen Flößen ein Zelt errichtet. Am Johannistag trafen auf diesem Grenzpunkt zwischen Preußen und Rußland die beiden Kaiser zusammen, und es erfolgte hier eine Abmachung, die auf den Namen und Charakter Alexanders einen dunklen Schatten geworfen hat. Die beiden Monarchen überboten sich in Artigkeiten und glichen ihre beiderseitigen Interessen aus, als ob Preußen gar nicht vorhanden wäre und ein Vertrag von Bartenstein gar nicht existierte. — Friedrich Wilhelm hatte um seines Freundes willen einen günstigen Frieden abgewiesen — Alexander ließ bei einem kaum halb so günstigen Anerbieten den Freund im Stich und entblödete sich nicht, die preußische Provinz Grodno und Bialystok als Geschenk aus Napoleons Hand anzunehmen. Von der geistigen Überlegenheit Napoleons bezwungen und von dessen Schmeicheleien berauscht vergaß sich Kaiser Alexander so weit, daß er den Bundesgenossen preisgab und Deutschland opferte.

Und wo blieb nun Friedrich Wilhelm? Hatte mit ihm Napoleon nichts abzumachen? Er wohnte mit Alexander zusammen in dem eine Meile von Tilsit entfernten Dorf Piktupönen und mußte es mit ansehen, wie die beiden Kaiser mit einander verhandelten, ohne seiner zu achten. — Erst zwei Tage später geruhte Seine Majestät der Kaiser der Franzosen, ihn einer Zusammenkunft mit sich zu würdigen. —

Zur Fortführung der Friedensverhandlungen bestimmte Napoleon Tilsit als den geeignetsten Platz. Die Stadt wurde zufolge dessen in drei Hauptquartiere geteilt. Napoleon und Alexander nahmen hier ihre ständige Wohnung, während Friedrich Wilhelm nur Absteigequartier nahm und jeden Abend nach Piktupönen zurückritt.

Während dessen weilte die Königin Luise mit ihren Kindern in Memel, erschüttert von dem neuen Wetterschlag. Sie sehnte sich mit dem ganzen Herzen nach dem Gatten, und da sie den nicht haben konnte, setzte sie sich hin, um das Herz gegen ihren Vater auszuschütten.

„Mein teurer Vater!

Ich schicke Ihnen einen sicheren Menschen und fahre fort, Ihnen Nachrichten von hier zu geben. Die Armee ist genötigt gewesen, sich immer mehr und mehr zurückzuziehen, und es ist von russischer Seite ein Waffenstillstand auf vier Wochen abgeschlossen worden. Oftmals klärt sich der Himmel auf, wenn man trübes Wetter vermutet; es kann auch hier so sein. Niemand wünscht es so wie ich, doch Wünsche sind nur Wünsche und noch keine festen Unterlagen. Also alles von dir dort oben, du Vater der Güte! — — Mein Glaube soll nicht wanken, aber hoffen kann ich nicht mehr. Ich berufe mich demnach auf meinen Brief; er ist aus der Tiefe meiner Seele geschrieben. Sie kennen mich ganz, wenn Sie ihn gelesen haben, bester Vater. Auf dem Weg des Rechtes leben, sterben und, wenn es sein muß, Brot und Salz essen! Nie werde ich ganz unglücklich sein, nur hoffen kann ich nicht mehr. Wer so von seinem Himmel heruntergestürzt ist, der kann nicht mehr hoffen. Kommt das Glück — o, kein Mensch kann es dankbarer empfinden, als ich es empfinden werde; aber erwarten thue ich es nicht mehr. Kommt das Unglück, so wird es mich auf Augenblicke in Verwunderung setzen, aber beugen kann es mich nie, sobald es nicht verdient ist. Nur Unrecht unsererseits würde mich zu Grabe bringen; da komme ich nicht hin, denn wir stehen hoch. Sehen Sie, bester Vater, so vermag der Feind der Menschen nichts über mich. — Der König ist seit dem 19. mit dem Kaiser vereint; seit

gestern sind sie in Tauroggen, nur ein paar Meilen von Tilsit, wo der französische Kaiser sich aufhält.

Ich bin zu Ihren Füßen ganz die Ihrige

Luise."

Und nun saß die Dulderin und wartete schweigend des Ausgangs der Tilsiter Verhandlungen.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Ein schwerer Opfergang.

Es war ein warmer, duftgetränkter Abend zu Ende des Juni. Ruhig glitten die Wellen der Memel, hier und da von einem Nachen durchschnitten, dahin, und in friedlichem Durcheinander lustwandelten am Ufer des Stromes Soldaten, die erst in erbittertem Kampf mit einander gerungen hatten, Soldaten in dreifach verschiedener Uniform, die Garden der Monarchen, welche drinnen in der Stadt über den Frieden der Welt verhandelten.

Die Sonne war schon hinunter, als aus dem Thor von Tilsit zwei Reiter trabten. In der schlichten Kleidung mußten sich vornehme Herren verbergen, denn die Soldaten, welche ihnen begegneten, machten alle Front. Auch zwei französische Generäle, welche des Wegs dahergesprengt kamen, hielten ihre Rosse an, um mit ehrerbietigem Gruße Platz zu machen.

„Er schaute recht gebeugt drein, der König," bemerkte der eine, nachdem sie etliche Schritte weiter geritten waren. „Wer war der Herr neben ihm?"

„Ich erkannte den Kammerherrn von Schladen," war die Antwort.

„Die Verhandlungen,“ sagte der erste weiter, „haben heute lange gedauert, und wer weiß, zu welchem Ergebnis sie geführt haben, für den König von Preußen augenscheinlich zu keinem günstigen. Ich muß gestehen, ich kann den Mann nicht ansehen ohne das tiefste Bedauern. Im Vertrauen zu Ihnen gesagt, unser Kaiser behandelt ihn in einer unverantwortlichen Weise. Während er gegen den Russen die Freundlichkeit selbst ist, bezeigt er gegen den Preußen eine eisige Kälte.“

„Das kommt von dem wütenden Haß, den er gegen ihn hegt,“ versetzte der andere. „Die Mobilmachung im Jahre 1805, sowie die schnöde Abweisung des Friedensvertrags nach der Schlacht von Eylau kann Napoleon dem Preußenkönig nicht vergeben; und dieser reizt ihn noch mehr durch die ruhige Manneswürde, welche er sich im Unglück zu bewahren weiß. Würde sich Friedrich Wilhelm beugen und kläglich betteln, wie es so viele dieser deutschen Kronenträger gethan haben, er würde von Seiten Napoleons eine ganz andere Behandlung finden. Daß der Überwundene nicht bitten kann, daß er einen Stolz zeigt, als wäre er der Sieger, das kann ihm Napoleon nicht vergeben. — Doch schweigen wir lieber — unsere Reden könnten von unberufenen Ohren aufgefangen werden.“ —

König Friedrich Wilhelm war inzwischen mit dem Kammerherrn von Schladen langsam weitergeritten. Nachdem er eine Zeitlang in düsterem Brüten vor sich hingestarrt, rief er den nachreitenden Begleiter zu sich heran und sagte: „Wieder einen ganzen Tag gesessen und wieder nichts als bittere Pillen geschluckt. Die Aussichten werden für uns immer trüber. Was wird uns von unserm Gebiet übrig bleiben als das Land zwischen Elbe und Weichsel? Der Übermut des Siegers hat keine Grenzen; es wird mir manchmal recht schwer, ihm gegenüber die geziemende Ruhe zu bewahren. Welche Schmach für mich liegt schon in der Forderung Na-

poleons, unsern Minister Hardenberg zu entlassen! Er war mir die sicherste Stütze und die unentbehrlichste Hilfe."

Der Kammerherr wagte hier die schnelle Bemerkung einzuschieben: „Dieser Verlust möchte durch die Wiedergewinnung des Freiherrn vom Stein reichlich ersetzt sein, und ich begreife es nicht, wie Napoleon selbst Eure Majestät auf diesen Mann hat weisen können; der Mann mit dem sonst so scharfen Auge ist hier mit Blindheit geschlagen: er erkennt die Bedeutung dieses Mannes nicht, er ahnt nicht, daß dieser Stein ein Edelstein von seltenem Werte ist. Was aber das sonstige Auftreten des französischen Kaisers gegen Eure Majestät betrifft, so kann niemand darüber tiefer entrüstet sein als ich."

„Ich weiß es," erwiderte der König mild, „Sie sind der treueste unter den Treuen. Darum besitzen Sie auch mein ganzes Vertrauen. Habe da noch etwas auf dem Herzen, das ich mit Ihnen besprechen möchte: es betrifft die Königin, meine Gemahlin. Hören Sie zu! Als Napoleon heute einen noch härteren und kälteren Ton gegen mich anschlug, nahm mich Kaiser Alexander nach dem Mittagessen beiseite und riet mir dringend an, ein letztes Mittel zu versuchen, welches Napoleon zweifellos zu größerer Milde bewegen würde. Ich war in hohem Grad begierig zu hören, was für ein Mittel denn noch vorhanden sei, und vernahm mit dem höchsten Erstaunen, er verspreche sich sehr viel von der Fürbitte der Königin, meiner Gemahlin."

Schladen stutzte. „Wie, Ihre Majestät soll persönlich — —"

„Sie soll persönlich vor Napoleon erscheinen," vervollständigte der König den Satz. „Was sagen Sie dazu?"

Der Kammerherr zögerte mit der Antwort, bis er nach einer Weile sagte: „Die Sache ist mir so über den Kopf gekommen, daß ich in Verlegenheit gerate. Doch sagt mir mein Herzgefühl, ich solle von dem Ansinnen abraten."

Der König sah schnell nach dem Kammerherrn hinüber und ritt dann schweigend weiter.

Nach Verlauf etlicher Minuten fing Schladen wieder an: „Darf ich offen reden, Majestät?“

„Sie dürfen es, wie immer, lieber Schladen,“ sagte der König gütig, und jener fuhr fort: „So schlecht kennt Kaiser Alexander noch den Kaiser Napoleon, daß er von demselben hofft, er werde sich durch die Bitten und Thränen einer Frau das geringste Zugeständnis ablocken lassen? Wie soll auf den herzlosen, rohen Menschen die Anschauung edler Weiblichkeit und wahrer Seelengröße einen Eindruck machen können? Wie soll zumal die Frau ihn günstig zu stimmen vermögen, welche der Gegenstand seiner gemeinen Schmähungen und Verleumdungen ist, vor welcher er sich also schämen müßte, wenn sein verhärtetes Gemüt überhaupt der Scham noch fähig ist? Und was nun Ihre Majestät die Königin selbst betrifft, sollte man ihr zu den bisher erlittenen Schmerzen auch noch die Demütigung zumuten, als Bittende vor dem zu erscheinen, den sie verachten und verabscheuen muß?“

Der König hatte aufmerksam zugehört und sagte nach einem Augenblick stillen Nachdenkens: „Werde mir die Sache noch mit dem Grafen Kalckreuth überlegen.“ Dann wandte er, dem Pferd die Sporen gebend, das Gespräch auf einen andern Gegenstand. —

Als drei Tage später die beiden Herren wieder den Weg von Tilsit nach Piktupönen ritten, äußerte der König: „Habe mit Kalckreuth gesprochen; er fordert das Erscheinen der Königin als eine dringende Notwendigkeit, zumal da Napoleon selbst den Wunsch ausgesprochen, sie zu sehen. Auch andere sind dafür. So will ich mich denn fügen und meiner teuren Frau das Opfer abfordern, um mir nicht hernach den Vorwurf machen zu müssen, ein Mittel unversucht gelassen zu

haben, welches vielleicht von einigem Erfolg gewesen wäre. Gott weiß es aber, wie schwer mir das wird."

* * *

Die Königin ging, von der neunjährigen Prinzeß Charlotte und der vierjährigen Alexandrine, sowie von ihrem Leibarzt Dr. Hufeland begleitet, in dem an ihre Wohnung sich anschließenden kleinen Garten spazieren, als ein Bote Sr. Majestät ihr einen Brief überbrachte.

Eine leichte Röte überlief beim Beginn des Lesens das edle, in der letzten Zeit immer mehr erblichene Gesicht der königlichen Dulderin; aber so schnell, wie das Blut ihr in die Wangen heraufgestiegen war, eilte es, eine totenähnliche Blässe hinterlassend, nach dem Herzen zurück.

„Mein Gott, was ist Eurer Majestät?" fragte Hufeland bestürzt, während die beiden Prinzessinnen sich angstvoll an die Mutter klammerten.

Luise starrte mit leerem, glanzlosem Blick vor sich hin und ließ die Hände mit dem Brief sinken. „O, nun auch das noch! — Wehe mir, zu welchen Qualen bin ich in die Welt geboren! Ich meinte, der Kelch sei nun geleert; es ist ein Wahn: die Hefen sind noch darin, und die soll ich jetzt trinken!"

„Ich beschwöre Eure Majestät," rief Hufeland in tausend Ängsten, „offenbaren Sie mir, was geschehen ist. Vielleicht trägt sich die Last leichter, wenn ein anderer mit anfaßt."

Die Königin teilte dem treuen Menschen mit kurzen Worten den Inhalt des Briefes mit, daß der König eine persönliche Zusammenkunft mit Napoleon von ihr wünsche, um mildere Friedensbedingungen zu erwirken, dann brach aus ihren Augen ein Strom von Thränen, und tonlos zitterten von ihren Lippen die Worte: „Das ist das schmerzhafteste Opfer,

welches ich meinem Volk bringe, und nur die Hoffnung, diesem dadurch nützlich zu sein, kann mich dazu bringen!"

Hufeland stand mit gesenktem Haupt und flüsterte: „Wird diese Hoffnung sich erfüllen?"

Die Königin schien diese Worte nicht gehört zu haben. Sie verabschiedete sich von Hufeland und ging mit den Kindern nach ihrer Wohnung.

In ihrem Kabinett angekommen sank sie auf einen Stuhl und barg das Gesicht in beide Hände. In der Erregung des ersten Eindrucks, den der Brief des Königs auf sie gemacht, hatte sich ihr Herz zu schnellem Entschluß erhoben — jetzt, wo die Stille um sie her sie zur Sammlung kommen ließ, ermaß sie erst die ganze Größe des von ihr geforderten Opfers, und nun kam ihr Entschluß wieder ins Wanken. Sie rang mit sich selbst, aber der innere Kampf wurde nur um so heißer. Mit wildem Ungestüm schlug ihr das Herz in der Brust, als sollte es zerspringen.

Da öffnete sich leise die Thür, und mit scheuem Blick trat die Frau Oberhofmeisterin herein. Sie blieb beim Anblick der Königin entsetzt in der Thür stehen, aus den Augen drangen ihr die Thränen, und der Mund wagte keine Frage.

Die Königin hob müde den Kopf und sagte mit matter Stimme: „Treten Sie her zu mir, meine gute Voß — es ist mir eine Wohlthat, einen Menschen bei mir zu haben, von dem ich weiß, daß er mein innerstes Denken und Empfinden versteht. Sie wissen, was sich Neues zugetragen?"

Die Gräfin nickte schmerzlich. „Leider weiß ich es!"

„Und was sagen Sie dazu?" fragte die Königin.

Gräfin Voß griff mit der Hand nach der Stirn. „O, mir glüht der Kopf! Es ist mir, als könnte ich keinen Gedanken mehr fassen. Ist denn das Maß der Leiden noch nicht voll?"

„Auch mir schwindelt es vor den Augen," stöhnte die Königin. „Mir ist, als müßte sich der Boden unter meinen Füßen aufthun und mich verschlingen. Ach, geschähe das doch, so hätte ich auf einmal Ruhe. O, meine liebe Voß, was soll ich denn? Ich soll hintreten vor den Mann, der mir den Tod ins Leben hineingeworfen, der mein Herz zerfleischt und mir einen Stachel hineingestoßen hat, welcher eitern wird, so lange dies mein Herz noch schlägt! Und als eine Bettlerin soll ich vor ihn hintreten, um als Almosen zu erbitten, was seine Hand uns grausam geraubt! Vor dem Übermütigen, im Besitz der Macht sich Blähenden soll ich mich erniedrigen, still soll ich halten, wenn sein Hohn den Stachel mir noch tiefer in das Herz stößt; eine freundliche Miene soll ich erheucheln, um seinem harten Herzen eine sanfte Regung abzulocken — o, ist es nicht zu viel, was man von mir begehrt?"

„Ja, es ist zu viel!" rief die Frau Oberhofmeisterin energisch. „O, hat Ihnen je mein Wort etwas gegolten, Majestät, so hören Sie jetzt auf mein Flehen: gehen Sie nicht! Dieser Gang ist eine Entwürdigung für Eure Majestät. Ich weiß im voraus, wie sich Napoleon benehmen wird, und der Erfolg wird weiter nichts sein als eine neue Entehrung für die Frau, die der Unmensch glühender haßt als irgend einen Menschen in der Welt."

Es entstand eine kurze Stille, dann sprang Luise jäh von ihrem Sitz empor. Es war eine Wandlung in ihr vorgegangen, die abmahnende Stimme der Freundin hatte die entgegengesetzte Wirkung in ihr hervorgerufen. Vor ihrem Auge stand jetzt der König, ihr Gemahl. Sie sah seine bittenden Augen auf sich gerichtet, es war ihr, als hörte sie seine Stimme: Luise, du bist meine letzte Hoffnung! Das war für sie genug — alles Schwanken war vorüber, aller Schauder niedergekämpft. Mit fester Stimme sprach sie zu der Oberhofmeisterin: „Es ist

die Liebe, die aus Ihnen redet, meine gute Voß, und doch — ich kann Ihnen nicht folgen; unter Ihren Worten hat mein Herz eine andere Wendung genommen. Wir haben in unserer Aufregung und Überstürzung eins vergessen: wer ist es, der den Gang von mir verlangt? Ist es nicht der König, mein Gemahl?"

Die Oberhofmeisterin schüttelte langsam den Kopf. „Er fordert nicht, er wünscht ja nur!"

Die Königin machte eine abwehrende Handbewegung. „Das ist genug — seine Wünsche sind mir Befehle."

Die Gräfin wagte noch einen Versuch, der Königin die Nutzlosigkeit des Ganges nach Tilsit klar zu machen; da aber dieser ebenso erfolglos war, verließ sie mit einem tiefen Seufzer das Gemach.

In der Stille ihres Kämmerleins hat die folgende Nacht, als alles schlief, die Dulderin noch viel mit Gott geredet und dann beim anbrechenden Morgen in ihr Tagebuch geschrieben: „Welche Überwindung dieser Gang mich kostet, das weiß mein Gott. Denn wenn ich gleich den Mann nicht hasse, so sehe ich in ihm doch den, der den König und sein Land unglücklich gemacht. Seine Talente bewundere ich, aber seinen Charakter, der offenbar hinterlistig und falsch ist, kann ich nicht lieben. Höflich und artig gegen ihn zu sein, wie schwer wird mir das werden! Doch das Schwere wird einmal von mir gefordert, und Opfer zu bringen bin ich gewohnt."

Wir verstehen diese Worte. Luise und Napoleon, welch ein Kontrast! Kann sich das Feuer mit dem Wasser mengen und der Tag sich mit der Nacht vermählen? Wie muß dem innerlich rohen, von ungezügelten Leidenschaften durchwühlten Menschen zu Mut sein, wenn ihm die Unschuld, der Seelenadel und die echte Weiblichkeit entgegentritt? Und diese wiederum,

was muß sie empfinden beim Anblick eines Mannes, dessen Natur ihr geradezu monströs erscheinen muß, vor dessen innerer Häßlichkeit ihr Herz ein Grauen empfindet, und den sie schon verabscheut hat, noch ehe er die Raubmörderfaust gegen Preußen aufgehoben? Luise und Napoleon — ist es nicht, als träte sich das gute und das böse Prinzip verkörpert gegenüber? — Ja, wir verstehen die Klagen, welche die Dulderin dem stillen Papier vertraute. Was man von ihr heischte, war ein schwerer Opfergang, ja der schwerste von allen, die sie je in ihrem Leben gegangen war.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Luise und Napoleon.

„So ist es schön, liebe Susanne, so hast du's brav gemacht; nun kann Ihre Majestät kommen!" Mit diesen Worten trat eines Morgens der Pfarrer Hassenstein von Piktupönen in das große Wohnzimmer seiner Amtswohnung, welches unter den Händen seiner Ehewirtin ein ganz neues, schmuckes Aussehen gewonnen hatte und an Behaglichkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Die dunkelroten Gardinen verbreiteten ein lauschiges Halbdunkel und warfen auf die blütweiße Damasttischdecke einen rosigen Schein; die beiden Bildnisse des Königs und der Königin über dem großgeblümten Kanapee prangten in einem Kranz von frischem Immergrün, der große Strauß von weißen Lilien und blauem Rittersporn auf dem hochbeinigen Spind durchduftete das ganze Gemach, und der Zeisig in der Fensternische sang zum Dank für das ihm gespendete leckere Futter seine schönsten Weisen.

„Ja, nun mag sie kommen, die liebe hohe Frau,“ wiederholte die Pfarrerin, noch einmal einen prüfenden Blick auf das Werk ihrer Hände werfend und an der Gardine eine Falte zupfend. „Mein Herz schlägt ungeduldig ihrer Ankunft entgegen. Du lieber Gott, wir sollen sie mit Augen sehen, und hier, in dieser Stube sollen wir sie haben, auf diesem Kanapee soll sie sitzen! Ich kann's noch gar nicht fassen. Aber — wär's nur um einen andern Anlaß! Ach, ich glaube, wenn ich sie ansehe, bricht mir das Herz.“

Der Pfarrer war ans Fenster getreten und ließ die Augen nach dem gegenüberliegenden Schulhaus gehen, in welchem der König sein Quartier hatte. „Sieh dort, es fährt ein Wagen vor,“ sagte er schnell. „Das ist sicher der, der nach Memel gehen soll.“

Damit eilte er hinaus und sprach mit dem Kutscher.

„Es ist richtig,“ sagte er, als er wiederkam. „Heute Abend können wir die Königin erwarten.“ —

Langsam schlichen den guten Pfarrersleuten die Stunden dahin, und die Frau Pfarrerin stieg mit ihrer vierzehnjährigen Tochter Justine um die Wette einmal über das andere auf den Hausboden, um aus dem Giebelfenster Ausschau zu halten.

Endlich, als die Sonne eben der Welt Valet sagen wollte, wurde das Geräusch eines herannahenden Wagens vernehmbar. Die Pfarrfamilie stellte sich in festlichem Schmuck vor der Thür auf, deren Vorplatz mit weißem Sand und bunten Blumen bestreut war. Aus seinem Quartier trat in dem Augenblick auch der König mit einem kleinen Gefolge und gesellte sich zu den Wartenden.

Der Wagen fuhr vor. Demselben entstieg zuerst der Kammerherr von Buch, dann die Gräfin Lisinka von Tauentzien, dann die Oberhofmeisterin Gräfin von Voß, bis zuletzt Ihre Majestät die Königin Luise von Preußen sichtbar ward.

Sie trug ein schlichtes, dunkles Kleid, das Haupt war halb von einem blauen Schleier verhüllt. Himmlische Ruhe kindlicher Ergebung verklärte die bleichen Züge ihres Gesichts und gab demselben einen so rührenden Ausdruck, daß der König sich zwingen mußte, um seine Bewegung zu verbergen.

Der Frau Pfarrerin gelang dieses nicht in gleichem Maß. In ihren Augen standen zwei große Thränen, als die Königin ihr mild lächelnd die Hand reichte und sie anredete: „Sie also wollen so gütig sein, mir auf einige Tage in Ihrem Haus eine Zuflucht zu gewähren? Ich grüße Sie von Herzen und auch Sie, Herr Pfarrer und dich, mein liebes Kind!"

Man trat in das Haus ein und geleitete den erlauchten Gast in das für ihn bereitete Gemach.

Die gute Frau Pfarrerin stammelte tausend Entschuldigungen von Fürliebnehmen und dergleichen, bis ihr die Königin in die Rede fiel: „Ist gar nicht nötig, meine Liebe; fühle mich bei Ihnen sehr wohl und bedaure nur, daß Sie um meinetwillen so viel Mühe und Arbeit haben."

Der König führte mittlerweile mit dem Pfarrer in der Fensternische ein halblautes Gespräch, bis er einem Diener einen Wink gab. Bald darauf erschienen zwei Lakaien und deckten den großen, eichenen Tisch zum Abendessen. — Die Pfarrfrau kam ihnen indes zuvor und bat die Königin, ihr doch die Ehre anzuthun und aus ihrer eigenen Wirtschaft anzunehmen, was dieselbe böte. Ihr Töchterlein verschwand zugleich aus der offenen Thür, in welcher sie gestanden und kam bald wieder in Sicht mit einem Teller voll frischer Eier und hochroten, saftigen Schinkens.

„Wollen brüderlich teilen und uns gegenseitig bewirten," sagte der König lächelnd. „Sie nehmen von mir, was ich Ihnen bieten kann, und wir delektieren uns an Ihren Leckereien. Sind Sie es so zufrieden?"

Die Pfarrerin knixte in glückseliger Verlegenheit vor Sr. Majestät und nahm nebst ihrem Eheherrn und ihrer Tochter am Tisch mit Platz.

Lange saß man bei einander, das Gespräch wurde immer belebter, und den guten Pfarrersleuten wallte das Herz in einem Gemisch von Wonne und Schmerz unter den holdseligen Worten der königlichen Frau, welche ihnen wie ein Wesen aus einer höheren Welt erschien, bis der König den Wunsch zu erkennen gab, mit seiner Gemahlin noch ein Stündlein allein zu sein.

Alles zog sich nun zurück und überließ die beiden Gatten sich selbst. Kein Ohr hat es vernommen, was sie miteinander redeten, draußen aber in der Scheune, welche man, den Bitten der Königin widerstehend, sich zur Wohnung ausersehen, lag eine Familie auf den Knieen: sie betete für ihren Landesvater und ihre Landesmutter und befahl sie dem Herrn.

Am andern Morgen erbat sich die Königin von dem Schulmeister Hahn den Kirchenschlüssel. Der wackere Mann wollte sie begleiten, sie lehnte aber dankend ab: was sie in der Kirche abzumachen hatte, dazu bedurfte sie keines Zuschauers. Auf den Stufen des Altars beugte die fromme Frau ihre Kniee und rang mit Gott im heißen Gebet, gleichwie einst Martin Luther es gethan, ehe er den schweren Gang vor den Kaiser Karl V. und den deutschen Reichstag that. —

Bald nachdem die Königin aus dem Gotteshaus zurück war, fuhr vor dem Quartier des Königs eine glänzende, mit sechs Rappen bespannte Karosse vor. Die Dienerschaft Sr. Majestät erschien auf dem Platz und geleitete einen hohen Herrn in das Haus: den Zar von Rußland.

Nach einer Viertelstunde erschien derselbe an der Seite des Königs und kam quer über den Platz auf das Pfarrhaus zu.

Es war ein bewegtes Wiedersehen. Kaiser Alexander suchte seiner beklommenen Stimmung Herr zu werden durch den Ton

freudiger Hoffnung, mit welcher er die Zusammenkunft der Königin Luise mit Napoleon begrüßte. So hohe Achtung ihm auch König Friedrich Wilhelm durch seine würdevolle und edel stolze Haltung dem übermütigen Sieger gegenüber abgenötigt habe, so habe er doch mit Besorgnis den immer kälter und schärfer werdenden Ton wahrgenommen, den Napoleon dem Mann gegenüber angeschlagen, welcher es verschmähe, dem Weltbezwinger schmeichelnde Huldigung darzubringen. Er zittere vor Preußens Zukunft, wenn nicht das letzte Mittel aufgeboten werde, des eisernen Mannes Sinn zu wenden; und eben diese Besorgnis habe ihn auf den Gedanken gebracht, dem Tyrannen ein Weib vorzuführen, vor deren angeborenen Majestät der vom Korporal zum Kaiser avancierte Abenteurer sich werde beugen müssen.

Die Königin konnte nicht umhin, dem Zaren ihren Zweifel an der Erfüllung dieser Hoffnung auszusprechen, aber Alexander redete sich je länger desto mehr in eine Hitze hinein, daß Luise schon nahe daran war, seinen Weissagungen zu vertrauen, als die Ankunft des Adjutanten Napoleons, des Großstallmeisters Caulaincourt, Herzogs von Vicenza sie plötzlich in ihre frühere Verzagtheit zurückwarf.

Mit heimlichem Abscheu nahm sie die wortreichen Schmeicheleien hin, mit welchen der Franzose sie im Namen seines Kaisers begrüßte, und die Einladung zum Mahl bei Sr. Majestät, der bei ihrer Ankunft in Tilsit sich die Ehre geben werde, ihr den ersten Besuch zu machen. Es blieb der Königin nichts übrig, als anzunehmen, und sie dankte Gott im stillen, als der Gesandte Napoleons den Rücken gewendet hatte.

Am andern Mittag, bald nach der Abfahrt des Königs, fuhr ein mit acht Apfelschimmeln bespannter kaiserlich französischer Staatswagen, von zwölf Gardedragonern eskortiert, vor dem Pfarrhaus vor.

Die Königin hatte den ganzen Vormittag in einer ängstlichen Spannung verbracht und wenig gesprochen. Als sie mit den beiden Ehrendamen aus ihrem Gemach heraustrat, um sich nach dem Wagen zu begeben, entfuhr der Frau Pfarrerin ein unwillkürlicher Ton der Überraschung. Die Königin erschien ihr in dem Augenblick noch viel schöner denn zuvor. Um den edlen Gliederbau schmiegte sich ein silbergesticktes weißes Kreppkleid, die Brust und das Haar glitzerte von tausend Perlen und die Wangen schmückte ein leises Rot. Zu ihr setzten sich die Gräfin von Voß, die Gräfin von Tauentzien und der Kammerherr von Buch. Noch einen Gruß warf die hohe Frau ihren Wirtsleuten mit Hand und Augen zu, dann rollte der Wagen davon.

Lange, lange noch stand die Pfarrfamilie und schaute demselben nach. Der Pfarrer murmelte leise vor sich hin — es klang wie Gebet; der Frau Pfarrerin aber rang sich ein tiefer Seufzer aus der Brust, und sie sagte: „Mir ist so bang, so seelenbang. Sie sah so schön aus in dem Prachtgewand, aber — wie ich sie ansah, da kam sie mir vor wie ein zu seinem letzten Gang geschmücktes Opferlamm. Wär' sie nur erst wieder zurück!" — —

Es schlug eben 5 Uhr, als der Wagen zu dem Thor von Tilsit einfuhr. Die Wachen traten ins Gewehr und die Regimentsmusik schmetterte der Ankommenden eine kräftige Fanfare entgegen.

Der Wagen hielt vor dem Haus, welches dem König von Preußen offiziell zur Wohnung angewiesen, aber von ihm so gut wie gar nicht benutzt worden war, indem er es vorgezogen hatte, bei dem Müller Hubert in der Nähe des Thors abzusteigen. Der König erschien in der Thür und geleitete seine Gemahlin in das Haus.

Im Hausflur drängte sich Feldmarschall Graf Kalckreuth, der die Unterhandlungen mit Napoleon leitete, an Ihre Majestät

heran und gab seiner Freude über den gefaßten Entschluß in lebhaften Worten Ausdruck, indem er einen günstigen Erfolg in Aussicht stellte, bis die Königin mit einer abwehrenden Handbewegung sagte: „Herr Graf, ich bitte Sie, schweigen Sie jetzt, daß ich zur Ruhe komme und meine Gedanken sammeln kann.“ —

Sie sollte aber keine Zeit dazu finden, denn kaum hatte sie in einem Lehnstuhl ein wenig gerastet, als es hieß: „Der Kaiser kommt!“

Ja, da kam er daher, der gefürchtete Mann, auf einem kleinen arabischen Schimmel, eine Reitgerte in der Hand, hinter ihm ein großes, glänzendes Gefolge von Marschällen und hohen Offizieren. Er grüßte herablassend nach allen Seiten, bis er zu der Wohnung des Königs heran war.

Aber was ist das? Er hält nicht an, er reitet weiter. Ist es ihm wieder leid geworden? Oder ist das Ganze nur ein Possenspiel gewesen und ein Hohn, um der tötlich gehaßten Frau zu den bisherigen Beleidigungen noch eine recht empfindliche und raffinierte ins Gesicht zu schleudern?

Man steht in starrer Befremdung und fragt sich gegenseitig mit den Augen — da kehrt Napoleon wieder um und hält vor der Hausthür an. Sämtliche Marschälle springen von ihren Pferden, und drängen sich herzu, um dem Kaiser den Steigbügel zu halten.

In dem Augenblick erschien der König von Preußen mit allen seinen Adjutanten, den Generalen von Pfuel und von Köckeritz, dem Oberstallmeister von Jagow und dem Feldmarschall von Kalckreuth in der Thür und begrüßte gemessen den Kaiser der Franzosen. Auf dem Flur stand die Gräfin Tauentzien, oben an der Treppe die Gräfin von Voß.

Napoleon behielt die Reitgerte in der Hand, nahm den Hut ab und grüßte artig nach rechts und links. Hinter ihm

folgte Talleyrand, auf dem rechten Fuß hinkend, des Tyrannen würdiger Minister, der unterwegs seinem Herrn zugeraunt hatte: „Sire, ich habe sie gesehen; seien Sie auf Ihrer Hut — ich glaube nicht, daß auf der Erde ein schöneres Weib existiert;" worauf Napoleon ihm lachend geantwortet hatte: „Seien Sie ohne Sorge, ich habe um mein Herz einen Überzug von Wachsleinwand."

„Ist die Königin da oben?" fragte der Kaiser, und der König führte ihn mit bejahendem Kopfnicken die steile Treppe hinan. Die Suite Napoleons begab sich gleichfalls hinauf und sah, wie der König den Kaiser zu der Thür des Zimmers geleitete, in welchem die Königin Luise seiner wartete.

Alles stand in lautloser Stille; der Augenblick war da, wo die demütige Dulderin dem übermütigen Tyrannen Auge in Auge gegenübertreten sollte. — — —

Napoleon trat ein.

Die gelbe Farbe seines Gesichts hatte einen rötlichen Anflug, stolz reckte sich das Haupt, seltsam funkelte es in den Augen — man sah in jeder Miene die Spannung, mit welcher er der Frau entgegentrat, welche seit zwei Jahren ihn im Wachen und im Träumen beschäftigt hatte. Einen Moment blieb er wie betroffen in der Thür stehen — das Frauenbild, welches seine Augen da erblickten, diese Gestalt voll Hoheit und Milde, voll Erhabenheit und Demut, voll Energie und Sanftmut, und über das alles dieses Götterbild von unvergleichlicher Schöne und Liebreiz übte auf den Kaiser eine fast verblendende und verwirrende Wirkung.

Aber im nächsten Augenblick war er wieder Herr seiner selbst. Mit tiefer, höflicher Verbeugung nahte er sich der Königin. „Ich grüße Eure Majestät von ganzem Herzen und schätze mir Ihre persönliche Bekanntschaft zu besonderer Ehre.

Dem Kaiser von Rußland bin ich zu großem Dank verpflichtet, daß er mir diese Ehre ermöglicht hat."

Die Königin stand hochaufgerichtet, sie hatte die anfängliche Beklommenheit überwunden. Ihr klarer Sonnenblick ruhte fest auf dem kleinen Mann mit dem gelben Gesicht, der kecken Adlernase und den unstät flackernden schwarzen Augen. „Ich bedauere Eure Majestät," sagte sie mit vollendeter Ruhe und mit dem vollen Metallklang ihrer Stimme, „daß Sie mit Hindernissen zu kämpfen hatten und eine so unbequeme Treppe zu mir heraufsteigen mußten."

Napoleon verneigte sich mit süßlichem Lächeln. „Auf dem Weg zu einem solchen Ziel darf man vor keinem Hindernis zurückschrecken."

Der Königin zog sich bei dieser leeren, plumpen Schmeichelei das Herz zusammen, und sie gab mit feinem Takt dem Gespräch eine andere Wendung. „Wir haben einen harten Winter hinter uns, Sire. Wie haben Sie, der Sohn des warmen Südens, sich in die Rauheit unseres nordischen Klimas finden können?"

Um Napoleons schmale Lippen zuckte ein leiser Spott. „Eure Majestät sind sehr besorgt um mich! Aber beruhigen Sie sich: die Unbequemlichkeiten eines rauhen Winters sind nicht die größte Plage, mit denen der Soldat zu kämpfen hat. — Aber — wie entzückend erscheinen Eure Majestät vor mir! Ich bin Ihnen für die mir dadurch geschehende Auszeichnung außerordentlich verbunden. Wie nennt sich der Stoff zu diesem Kleid? Ist es Krepp? Oder ist es italienische Gaze?"

Die Königin, über diese leichtfertige Abschweifung und lose Galanterie innerlich empört, schwieg eine Sekunde, dann sagte sie sehr ernst: „Sire, ich denke, wir sind nicht zusammengekommen, um uns in einem so wichtigen Augenblick von Kleiderstoffen zu unterhalten. Lassen Sie uns zur Sache kom-

men! Einer langen Einleitung bedarf es wohl nicht — Eure Majestät wissen, was mich in diese Stadt und vor Ihr Angesicht geführt: ich bin gekommen, ein schwaches Weib, um mit meinen Bitten zu erreichen, was Sie in den bisherigen Friedensverhandlungen meinem Gemahl, dem König versagten."

Napoleon warf jäh den Kopf auf und schlug mit der Reitgerte gegen den großen, bis übers Knie heraufreichenden Reiterstiefel. „Aber wie konnten Sie nur wagen, den Krieg mit mir anzufangen?"

Es lag etwas so Geringschätziges und Beleidigendes in dem Ton, in welchen diese schnell hervorgestoßenen Worte gekleidet waren, daß die Königin erschrak und beinahe die Fassung verlor. Aber sie nahm alle ihre Kraft zusammen und antwortete fest: „Sire, dem Ruhm Friedrichs des Großen war es erlaubt, uns über unsere Kräfte zu täuschen, wenn wir uns überhaupt getäuscht haben."

Jetzt vertauschten sich die Rollen, jetzt stand Napoleon verblüfft vor der geistigen Überlegenheit seiner größten Gegnerin. Diese benutzte sein Schweigen, um mit der ganzen Glut ihres großen, edlen Herzens ihm begreiflich zu machen, daß Großmut des Siegers schönste Zierde sei; und so erflehte sie im Verlauf ihres Herzensergusses Schlesien, Westfalen und Magdeburg zurück. Immer größer ward ihrer Rede Gewalt, immer herzandringender der Ton ihrer Stimme. Sie beschwor ihn im Namen der Liebe und Humanität, im Namen ihrer Kinder und Unterthanen, im Namen ihres Unglücks und der Gesetze, welche die Welt regieren. Sie war nur eine schwache Frau, aber mehr und mehr fühlte Napoleon seine Herzensarmut ihr gegenüber, und die Besorgnis vor einer Niederlage drängte ihn, die Unterredung zu Ende zu führen.

„Ich muß gestehen," sagte er verbindlich, „einen besseren und geschickteren Fürsprech konnte das überwundene Preußen

nicht stellen als seine Königin. Zwar muß ich sagen: Sie haben hier und da ein Wort fallen lassen, das meinen Unwillen erregt hat; und wäre es nun ein Mann, dessen Mund mir solche Dinge zu sagen gewagt hätte, wahrlich, er würde die gebührende Antwort bekommen haben. Ihnen aber verzeihe ich aus Höflichkeit gegen das Geschlecht, dem Sie angehören, und aus Achtung vor den hohen Vorzügen Ihrer persönlichen Erscheinung. — Sie fordern so gut wie alles zurück; das kann doch Ihr Ernst nicht sein. Haben Sie denn vergessen, daß Sie als die Vertreterin eines besiegten Volkes vor dem Sieger stehen? Soll das Blut der Söhne meines Volks umsonst geflossen sein? Was würde die große Nation sagen, wenn ich die Früchte eines teuer erkauften Siegs den Thränen eines schönen Weibes geopfert hätte? Nein, Majestät, die alten Grenzen kann ich Ihrem Gemahl nicht wieder geben! Aber dennoch — Ihre Worte haben mich bewegt, ich will Ihnen entgegenkommen, soweit ich es vermag, ich will Ihnen gewähren, was mit meiner Ehre und der Forderung der Politik verträglich ist. Hier haben Sie meine Hand — ich verspreche Ihnen, mir die Sache zu überlegen."

Luise ergriff in freudigem Erbeben die Hand, welche ihr so tiefe Wunden geschlagen hatte; es war ihr, als sähe sie an dem nächtlich dunklen Horizont ihres Elends einen Stern der Hoffnung aufgehen, zumal der Kaiser zu seinen entgegenkommenden Worten noch die freundliche Einladung zum Abendessen fügte, welche sie dankbar annahm. —

Die Unterredung hatte nicht länger als eine Viertelstunde gedauert.

Kaum war Napoleon mit seinem Gefolge hinaus, als mit angehaltenem Atem die Gräfin von Voß zur Königin in das Zimmer stürzte. Sie las aus den Mienen der hohen Frau gute Botschaft, und der König, welcher jetzt auch erschien,

schloß tief bewegt die Gattin an das Herz, nachdem sie ihm zugerufen: „Es kann noch alles gut werden!“ — —

* *
*

In der Wohnung des französischen Kaisers war der Saal aufs glänzendste erleuchtet und geschmückt. Zwei Tafeln standen gedeckt. An der einen saßen die fürstlichen Herrschaften: die Königin Luise zwischen den beiden Kaisern, König Friedrich Wilhelm neben Napoleon, Prinz Wilhelm, der Bruder des Königs, neben dem Kaiser von Rußland, und am unteren Ende hatte auf die Forderung der Königin die Oberhofmeisterin Gräfin von Voß noch einen Platz bekommen. An der andern Tafel speisten die Marschälle.

Die Unterhaltung, anfänglich etwas steif und gemessen, wurde bald belebt und hob sich mitunter sogar bis zu einem scherzenden Ton.

„Wissen Sie denn,“ fragte im Lauf des Gedankenaustausches Napoleon seine Nachbarin, „daß meine Husaren einmal nahe daran waren, Sie zu fangen?“

„Ich glaube das kaum,“ versetzte die Königin lächelnd. „Ich habe gar keinen Franzosen zu sehen bekommen.“

Napoleon schien die Antwort überhört zu haben und fuhr fort: „Aber warum haben Sie sich auch so ausgesetzt? Warum erwarteten Sie uns nicht in Weimar?“

„Dazu hatte ich wahrlich keine Lust,“ erwiderte die Königin.

In diesem Ton ging das Wortgeplänkel noch eine gute Weile weiter, bis dasselbe an Stimmung verlor, als Napoleon mit leicht hingeworfenen Worten den König über den Verlust seiner Provinzen zu trösten suchte und meinte, das gehöre nun einmal zu den gewöhnlichen Wechselfällen des Kriegs.

Der König, dessen inneres Empfinden sich verletzt fühlte, sah ernst vor sich nieder und erwiderte: „Ja, Sire, Sie können sich leicht über dergleichen hinwegsetzen, denn Sie wissen nicht, was es heißt, angestammte Länder zu verlieren, in denen die teuersten Erinnerungen der Jugend wurzeln und die man so wenig vergessen kann als seine Wiege.“

„Was, Wiege!“ rief Napoleon mit spöttischem Lachen. „Wenn das Kind ein Mann geworden ist, hat es keine Zeit mehr, an die Wiege zu denken.“

„Doch, doch!“ versetzte Friedrich Wilhelm hartnäckig, ohne des beschwichtigenden Blicks zu achten, welchen Kaiser Alexander ihm zuwarf. „Seine Jugend kann man so wenig vergessen als verleugnen, und ein Mann von Herz wird sich dankbar der Wiege erinnern', in welcher er als Kind lag.“

Diese Äußerungen Friedrich Wilhelms waren nicht klug, aber sie waren ehrlich, und die Ehrlichkeit stand ihm höher als die Klugheit.

Aus Napoleons Augen schoß ein schneller, greller Blitz. Der König hatte mit seinem rückhaltslosen Wort den herz- und pietätlosen Menschen aufs Zentrum getroffen, und das Gespräch stockte eine Zeitlang, bis es dem Kaiser Alexander gelang, dasselbe wieder einzulenken und in so frischen Fluß zurückzubringen, daß die Königin, von den besten Hoffnungen erfüllt, sich von ihrem liebenswürdigen Wirt verabschiedete, nachdem dieser den Wunsch ausgesprochen, sie morgen wiederzusehen. —

„Kommen Sie, kommen Sie!“ rief Luise in freudiger Erregung der Gräfin Tauentzien zu, als diese der Heimgekehrten auf der Treppe entgegeneilte. „Ich muß Ihnen viel erzählen! Ach, jetzt preise ich Gott, daß er mich diesen Weg geführt, davor sich erst mein Innerstes entsetzte. Ich bin nun

zu allem bereit. Findet man es nötig, so will ich ganz in Tilsit bleiben.“ —

* * *

Die Nacht war schon weit vorgerückt, als der Wagen der Königin nach Piktupönen zurückeilte. An dem Firmament glitzerten in stiller Pracht Millionen Sterne, und der Mond wandelte lächelnd durch sie dahin. Es war eine wonnige Nacht. Leise rauschte es im Gezweig wie Geistergeflüster, träumerisch lag hinter dem lispelnden Schilf der See und ließ sich von dem Monde küssen. Hier und da leuchtete aus dem Gebüsch das grünliche Lichtpünktchen eines Johanniskäfers, welcher wie trunken in der würzigen Luft dahintaumelte.

Die Königin lüftete den Schleier; das Herz ging ihr weit auf — sie hätte die ganze Nacht so fahren mögen. —

Am andern Morgen hielt der Wagen, welcher Ihre Majestät nach Tilsit zurückbringen sollte, ungewöhnlich lange vor der Pfarre, und die Pferde scharrten ungeduldig mit den Hufen im Sand.

„Die Toilette nimmt heute viel Zeit in Anspruch,“ äußerte die Gräfin Tauentzien gegen die Frau Pfarrerin. „Was gilt's, ich gehe hinein und sehe zu, woran es fehlt.“

Sie begab sich nach der Stubenthür, da wurde sie von der vor derselben Wache haltenden Justine ängstlich zurückgewiesen. „Majestät haben befohlen, jetzt niemanden einzulassen; — es ist ein Herr drin, der vor einer halben Stunde von Tilsit angekommen ist.“

In dem Augenblick ging die Stubenthür auf, und der Herr von Hardenberg trat heraus. Er schaute sehr düster drein, grüßte kurz und eilte zu seinem vor dem Dorfkrug haltenden Wagen.

In banger Ahnung trat die Gräfin in das Gemach der Königin, da prallte sie auf der Schwelle entsetzt zurück; sie sah die Königin in Thränen aufgelöst und hörte sie jammern: „O meine Hoffnung, meine schöne Hoffnung, sie ist ein Wahn!“

Die Gräfin wollte mit Fragen in sie dringen, aber das Wort erstarb ihr auf der Zunge beim Anblick eines solchen Schmerzes.

In düsterm Schweigen fuhr man nach Tilsit, mit dem Ausdruck finsterer Schwermut empfing der König seine Gemahlin und konnte sich nicht enthalten, in Klagen über seinen Bundesgenossen auszubrechen, dessen Freundschaft mehr als zweifelhaft geworden sei. „Alles war im besten Gang,“ sagte er, „unsere Herzen hoben sich in guter Hoffnung, da kommt Graf Goltz zu mir von einer Audienz bei Napoleon und teilt mir mit, was dieser mit dürren Worten gegen ihn geäußert: Alles, was ich der Königin gesagt, sind nur höfliche Phrasen gewesen, die mich zu nichts verpflichten, denn ich bin fest entschlossen, dem König von Preußen die Elbe als westliche Grenze zu geben. Es ist nicht die Rede davon, noch zu unterhandeln, denn ich habe bereits alles mit dem Kaiser Alexander, auf dessen Freundschaft ich großen Wert lege, verabredet. Der König von Preußen hat seine Stellung nur der ritterlichen Anhänglichkeit dieses Monarchen zu danken, denn ohne dessen Fürsprache wäre mein Bruder Hieronymus König von Preußen geworden und das Haus Hohenzollern hätte aufgehört zu regieren.“

Der Brust der Königin entrang sich ein krampfhaftes Stöhnen, und vor den Augen begann es ihr zu flimmern. „Und ich soll ihn zum zweiten Mal empfangen?“ fragte sie, nachdem sie wieder zu Atem gekommen war.

„Ich glaube nicht, daß er kommen wird,“ sagte der König dumpf.

Indem wurde es auf der Treppe laut, und ein Diener meldete einen Adjutanten des Kaisers Napoleon. Dieser brachte eine Entschuldigung seines Herrn, daß er am persönlichen Erscheinen verhindert sei, und zugleich die Einladung zur Mittagstafel.

Der König und die Königin verneigten sich stumm. „Und wir sollen der Einladung folgen?" fragte die letztere, als der Abgesandte hinweg war.

„Laß uns den Gang noch gehen," erwiderte der König und schloß die treue Gefährtin seines Lebens innig in die Arme. — —

Bei Tisch versuchte Napoleon mit vollendeter Heuchelei den freundlichen Wirt zu spielen und mit gemachter Unbefangenheit das Mahl mit leichtem Scherz zu würzen; doch wollte ihm das diesmal nimmer gelingen, so daß er bald das Ende der Tafel herbeisehnte.

Als die Gäste im Aufbruch begriffen waren, brach Napoleon von einem im Fenster stehenden Stock eine rote Rose und bot sie der Königin mit gleißnerischer Galanterie.

Sie machte eine ablehnende Gebärde, bezwang sich aber schnell und nahm die Blume mit den Worten: „Zum mindesten mit Magdeburg!"

Napoleon biß die Lippen zusammen und erwiderte mit blecherner Stimme: „Aber ich muß Ihnen bemerken, daß ich es bin, der die Rose giebt, und daß Sie es sind, welche sie empfangen."

Die Königin verneigte sich schnell und verließ ohne ein weiteres Wort das Zimmer.

Als sie, in den Wagen gestiegen, vor dem Schlag das gelbe Gesicht des Corsen bemerkte, da brach das gepreßte Herz auf und machte sich Luft in den von Schmerz bebenden Worten: „Sire, Sie haben mich furchtbar getäuscht!"

Sie sah noch das boshafte Grinsen ihres Todfeinds, dann zogen die Pferde an und retteten die unglückliche Frau hinweg von einer Stätte, welche ihre tiefste Demütigung und ihren grausamsten Schmerz gesehen hatte.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Der Rest des Jahres mit der bösen 7 am Schluß.

Aus dem Thor von Tilsit fuhr ein kaiserlich französischer Staatswagen auf der Straße nach Insterburg dahin. In demselben bemerken wir Napoleon mit seinem Minister des Auswärtigen, dem Menschen mit dem Pferdefuß, der nur noch eine Hahnenfeder auf dem Hut hätte tragen müssen, um seine äußere Ähnlichkeit mit einer gewissen Persönlichkeit zu vervollständigen.

„Gott sei Lob und Dank, daß diese Affaire endlich erledigt ist!“ sagte der Kaiser. „Mein Geduldsfaden war fast am Reißen. Sind Sie nun mit mir zufrieden, Talleyrand? War das Wachstuch echt?“

Der Angeredete verzog den Mund zu einem häßlichen Grinsen. „Es war ein neues Meisterstück, das Eure Majestät gemacht haben, ein Sieg ganz eigener Art. Ich muß gestehen, ich hatte meine Besorgnisse. Um so froher bin ich jetzt.“

„Nun können wir nach Spanien gehen und dort aufräumen,“ fuhr Napoleon fort. „Von Preußen haben wir nichts mehr zu fürchten: heruntergesetzt auf einen Flächeninhalt von 2618 Quadratmeilen mit kaum fünf Millionen Einwohnern ist es ein Wurm geworden, den ich mit einem Fuß zertreten kann, wenn ihm je wieder das Gelüsten kommen sollte, sich

wider mich zu erheben. Den Russen haben wir durch die Schenkung der preußischen Provinz Grodno und Bialystok für immer verpflichtet, der Sachse küßt mir für das erhaltene Südpreußen und die Königskrone die Hand. Das beste Stück Preußens zwischen Elbe und Rhein wird als Königreich Westfalen und als Bestandteil des Rheinbunds ein wesentlicher Stützpunkt für mich und Danzig der Punkt, von welchem aus ich dem König von Preußen vollends den Daumen auf das Auge setzen kann. Zu diesem Zweck ist es auch von wesentlicher Bedeutung, daß sämtliche preußische Festungen in unserer Hand bleiben und außerdem eine große Armee Preußen besetzt hält, so lange bis die Kriegskosten bezahlt sind, deren Höhe so bemessen ist, daß die Abzahlung mehrere Jahre hinnehmen wird. So, meine ich, können wir getrost und ohne Furcht vor einem Aufstand in unserm Rücken nach Spanien gehen, um so mehr, da wir die weitere Vorsicht getroffen haben, dem König Friedrich Wilhelm nur ein Heer von 42 000 Mann zu verstatten."

„Was die Kriegskosten anbetrifft," fiel Talleyrand dem Kaiser ins Wort, „so glaube ich den besonderen Dank Eurer Majestät dadurch zu verdienen, daß ich die Höhe derselben unbestimmt gelassen habe. So können wir sie nach Belieben höher schrauben. Auch darüber bin ich erfreut, daß es mir gelungen ist, die Domänen des Königs im Magdeburgischen und Märkischen, zwischen der Elbe und Oder und in Pommern für uns in Beschlag zu nehmen. Daraus läßt sich viel saugen. — Eines aber ist es, was mich mit Eurer Majestät unzufrieden macht."

Napoleon stutzte und lüftete den Hut. „Was sollte das sein?"

Talleyrands Stirn kräuselte sich leise. „Darf ich freimütig reden, Sire?"

„Nur immer heraus!“ rief Napoleon ungeduldig. „Wozu die Präambeln?“

„Nun denn,“ fuhr Talleyrand fort, „der Stein — ich meine den nassauschen Freiherrn — will mir nicht behagen. Ich fürchte, es war nicht weise von Eurer Majestät gehandelt, den König zur Rückberufung dieses Mannes zu veranlassen. Statt dessen hätte Hardenberg ruhig bleiben können; der Stein wiegt schwerer als drei Hardenberge.“

„Woraus schließen Sie das, Sie weiser Mann?“ fragte Napoleon barsch.

„Nach allem, was ich über ihn in Erfahrung gebracht,“ erwiderte Talleyrand, „ist Freiherr vom Stein ein außerordentlich bedeutender Mensch.“

„Bah!“ rief Napoleon lachend. „Die Bulldogge ist ein außerordentlich bedeutender Hund, an die Kette aber gelegt ist er ein nichts; er kann höchstens bellen und knurren. Und wird einem auch das unbequem, so giebt es immer noch ein Mittel, das Tier unschädlich zu machen.“

Talleyrand schwieg, und Napoleon wendete das Gespräch auf einen andern Gegenstand. —

Lassen wir die Herren fahren und wenden wir uns nach Memel zurück.

Wir finden die königliche Familie wieder in der äußersten Grenzstadt ihrer zerstückelten Monarchie. Wie Gefangene saßen sie da, denn allenthalben standen noch Napoleons Truppen, um die Herren zu spielen und sich auf Kosten des Landes zu ernähren. Es war ein königliches Schreiben abgegangen an den Freiherrn vom Stein, welches den vor einem Jahr in höchster Ungnade Entlassenen auf das ehrenvollste zurückrief. Ob er dem Ruf Folge leisten wird? Das war jetzt die vornehmste Sorge, welche das Herz der Königin beschwerte, und in dieser Herzbeklemmung schlichen ihr die Tage noch lang-

samer. Endlich, am 25. September, konnte sie an ihre Freundin, Frau von Berg, schreiben:

„Stein kommt, und mit ihm geht wieder etwas Licht auf. Doch Zukunft giebt es nicht ohne Selbständigkeit, und wo ist diese jetzt in der Welt? — Marschall Soult ist ein entsetzlicher Mann, und fährt er so fort, so hält er uns hier in Memel gefangen — Jahre lang! Denn er thut, was er will, und ist recht gereift in der Schule, welche ihn erzog.“ —

Fünf Tage später rollte ein Reisewagen über das holprige Pflaster von Memel und hielt vor der königlichen Wohnung. Der Freiherr vom Stein war da und wurde von dem Königspaar wie ein Retter begrüßt. Der edle Mann hatte alle ihm persönlich angethane Unbill vergessen und war bereit, dem Vaterlande abermals sein ganzes Selbst zu opfern, auch auf die Gefahr hin, auf neue Klippen zu stoßen, mit neuen Hindernissen kämpfen zu müssen.

Und in der That sollte seine stille Ahnung sich nur zu schnell erfüllen. Er hatte kaum begonnen, seine Grundsätze zu offenbaren und sein Programm zu entwickeln, als er auf Schwierigkeiten stieß. Er besaß in dem Kabinett des Königs hartnäckige Gegner, die ihm das Leben auf alle Weise erschwerten, namentlich den Kabinettsrat Beyme. Schon wollte er seine Rückkehr bereuen und die Entlassung nachsuchen, da legte sich die Königin ins Mittel und schrieb ihm:

„Mein werter Freiherr!

Ich beschwöre Sie, haben Sie Geduld mit den ersten Monaten! Der König hält gewiß sein Wort; Beyme kommt weg, aber erst in Berlin. So lange geben Sie noch nach! Daß um Gottes willen nicht das Gute um drei Monate Geduld und Zeit über den Haufen falle! Ich beschwöre Sie um König, Vaterland, meiner Kinder und meiner selbst willen. Darum — Geduld! Luise.“

Stein hatte schon die Feder in der Hand, um dem König seinen Rücktritt zu melden — jetzt legte er sie bei Seite, er blieb.

Und wer blieb mit ihm? Wir wissen es jetzt: der Retter, der Erlöser Preußens. Damals konnte man es nur hoffen, und diejenigen hofften es, deren Augen scharf genug waren, den Wert dieses Mannes zu erkennen und zu würdigen. Wer aber am festesten auf ihn baute, wer von seiner Bedeutung die klarste Erkenntnis besaß, das war eine Frau: ihre Augen gingen tiefer und weiter als der Männer. —

Vor der Hand freilich war von einer Besserung der Lage noch nichts zu spüren, im Gegenteil: die Zeiten wurden immer trüber, immer schwerer, denn die frevelhafte Willkür französischer Despotie zog immer kräftiger die Daumschrauben an, um dem verwundeten und verstümmelten Körper der preußischen Monarchie das letzte Blut auszupressen.

Der Vater der Königin, Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz, sandte im Oktober seinen Sohn, den Erbprinzen Georg nach Paris, nicht bloß um wegen seines Eintritts in den Rheinbund zu unterhandeln, sondern auch um für Preußen bei Napoleon ein gutes Wort einzulegen und um Gerechtigkeit zu bitten; aber der Prinz mußte lange, lange warten, ehe er einer Audienz beim Kaiser gewürdigt ward. Die mecklenburgische Angelegenheit erledigte Napoleon schnell und entgegenkommend, sowie aber die Rede auf Preußen kam, umwölkte sich des Tyrannen Stirn, und mit gänzlich verändertem Ton wies er die Bitte des Prinzen, der königlichen Familie durch Zurückziehung der französischen Truppen die Heimkehr nach Berlin zu eröffnen, höhnisch ab. „Es ist nicht meine Schuld, daß Ihre Schwester, die Königin, noch in Memel sitzt, sondern lediglich die ihrige. Warum hat sie den Krieg mit mir angefangen!“

Der Prinz erwiderte gelassen: „Aber der Friede ist geschlossen und die Traktate abgefaßt."

„Ach was," fuhr Napoleon zornrot auf, „auf den König ist kein Verlaß! Er ist weder Militär, noch Politiker."

„Politiker?" wiederholte der Erbprinz. „Darin haben Eure Majestät recht, denn wäre er's, er würde den ihm zweimal von Ihnen angebotenen Separatfrieden angenommen haben. Warum aber hat er ihn abgelehnt? Lediglich um sein gegebenes Wort zu halten. Er hatte dem Kaiser von Rußland versprochen, mit ihm zu stehen oder zu fallen, und so blieb ihm nach seinen Grundsätzen keine Wahl. Eben dieser politische Fehler müßte Sie, Sire, mit dem größten Vertrauen zu ihm erfüllen, zumal unter den gegenwärtigen Umständen, wo es klar am Tage liegt, daß der König für sein eigenes Interesse nicht besser sorgen kann, als durch Festhalten an dem mit Ihnen abgeschlossenen Vertrag."

„Nein," rief Napoleon in steigendem Zorn unter heftigen Zuckungen der Mundwinkel, „ich kenne die dort besser als Sie; ich kann nur das größte Mißtrauen hegen, und werde sie bei der ersten Veranlassung vernichten."

„Nun denn," sagte der Prinz, seine innere Entrüstung meisternd, in ruhigem, aber kräftigem Ton, „vernichten Sie sie, wenn Sie glauben es zu müssen; doch bis die Notwendigkeit Sie dazu treibt, bis dahin wenigstens zeigen Sie den Willen, auch edel und großmütig zu sein."

Es entstand eine kurze Pause. Napoleon erschrak innerlich vor solchem sittlichen Mut, der ihm seit langer Zeit nicht vor Augen getreten war, und in gelinderem Ton fuhr er fort: „Ihre Schwester, die Königin, hat viel Verstand, sie hat überhaupt viele gute Eigenschaften; aber sie hat nicht Einfluß genug, sie hat nur so viel, als gerade nötig ist, um alles in Verwirrung zu bringen."

Wieder entgegnete Prinz Georg in seiner gelassenen Weise: „Die Königin hat nie nach Einfluß getrachtet; sie antwortet nur, wenn der König sie fragt."

„Warum aber fragt er sie?" warf Napoleon kurz hin. „Weiber haben in politischen Dingen nicht mitzureden."

„Wenn Sie," fuhr der Prinz fort, „die Herzinnigkeit des ehelichen Lebens zwischen meinem Schwager und meiner Schwester kennten, Sie würden nicht so fragen."

„Nun ja, Ihre Schwester ist eine seltene Frau," versetzte Napoleon leise lächelnd.

So ging das Gespäch noch ein gut Stück weiter. Es gelang dem jungen Mann, Napoleon freundlicher zu stimmen, sogar ihm einmal ein herzliches Lachen abzuzwingen, aber der Erfolg seiner Fürbitte für Preußen war schließlich gleich null.

Oder war das der Erfolg seiner Bemühungen, daß am Beginn des folgenden Jahres die französischen Truppen endlich das Land bis zur Weichsel räumten und der königlichen Familie wenigstens die Rückkehr nach Königsberg ermöglichten? Jedenfalls war das schon ein Gewinn, denn unter der kalten, feuchten Luft von Memel litt die Gesundheit der Königin, die sich noch dazu in Mutterhoffnung befand, in bedenklicher Weise, und der Leibarzt Hufeland sah mit der größten Besorgnis ihre Kräfte schwinden.

Am 15. Januar sammelte sich vor dem Rathaus von Memel die Bürgerschaft um einen Maueranschlag und las folgende Worte:

„Ich danke der braven und guten Bürgerschaft von Memel für die während meiner Anwesenheit so vielfach und herzlich geäußerten Beweise der Treue, Liebe und Anhänglichkeit an meine Person, meine Gemahlin und mein ganzes Haus. So wie es mir unvergeßlich sein wird, daß Memel allein von allen Städten meines Reiches von den Kriegsdrangsalen unmittelbar

verschont geblieben, so werde ich mich stets dankbar erinnern, daß die göttliche Vorsehung meine Familie hier eine Freistätte finden ließ. Die vielen und rührenden Beweise der Liebe und unerschütterlichen Treue, welche die sämtlichen Einwohner dieser Stadt und Gegend mir, selbst bei Annäherung der größten Kriegsgefahr, gegeben, erhöhen den Wert dieser Erinnerung und sichern der Stadt mein immerwährendes Wohlwollen. Mit Freuden werde ich jede Gelegenheit ergreifen, ihr solches thätig zu bezeigen als ihr gnädiger König

Friedrich Wilhelm."

Die guten Leute weinten vor Schmerzen und Freude und begaben sich dann in dichten Haufen nach der Wohnung der königlichen Familie, um derselben den letzten Abschiedsgruß zuzurufen.

Zwei Stunden mußte man warten, da fuhren endlich die Wagen vor. Noch einmal sahen die Unterthanen das Angesicht der Herrscherfamilie, noch einmal vernahmen sie des Königs Dank, noch einmal schauten sie die lieben Augen der Landesmutter, dann zogen die Rosse an und führten die Märtyrerfamilie durch Ruinen niedergebrannter Dörfer nach der Krönungsstadt der Könige von Preußen.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Die Tochter, die Gattin und die Mutter.

Am 28. Februar strahlte in der Dämmerstunde der kleine Saal des Königsberger Schlosses in hellem Kerzenlicht. In der Mitte desselben stand, von grünen Blattpflanzen umgeben, ein Taufstisch, und in der Fensternische saß auf einem grünen

Sammetsessel, dem Geschenk der Stadt Königsberg, die Königin Luise.

Sie hatte sich hierher begeben, um noch einige Augenblicke in stillem Nachdenken zu verbringen, ehe der beabsichtigte feierliche Akt begönne. Und sie hatte viel zu denken und zu danken, zu danken mitten in der Trübsal für den sichtbaren Erweis der Gottesgnade, denn mit der größten Besorgnis hatte sie ihrer Stunde entgegengesehen, und siehe, um ihr Grämen zu beschämen, war sie leichter denn je eines Töchterleins genesen. So viel war ihr genommen worden — nun hatte sie wieder erhalten.

„Der alte Gott lebt noch,“ flüsterte sie vor sich hin. „O, wie versündigen wir uns doch täglich an ihm mit unserm Mangel an Glauben und Vertrauen. Weg' hat er allerwegen, an Mitteln fehlt's ihm nicht. Wenn die Sonne hinunter ist und die Nacht kommt — für die Nacht hat er doch noch einen Mond und viele Sterne. O, ich will dich hinnehmen als ein sichtbares Unterpfand seiner Vatertreue, mein liebes Kind, und so oft ich dich ansehe, sollst du mir sagen: Gott hat uns noch nicht verlassen, der Hüter Israels schläft und schlummert nicht!“

Die hohe Frau versank in stilles Sinnen, bis die Thür aufging und hinter der ehrwürdigen Gestalt des Oberhofpredigers Weyl der Täufling mit den Taufzeugen erschien.

Der Vater hatte außer den königlichen Prinzessinnen Wilhelmine und Luise und dem Prinzen Heinrich von Preußen die Stände von Ostpreußen zu Paten seines jüngsten Töchterleins erkoren. Es erschienen im Namen der Rittergutsbesitzer der Obermarschall Graf zu Dohna, der General-Landschaftsdirektor Freiherr von Korff und der Graf von Schlieben auf Gerdauen; als Vertreter der Kölner und Freien der Rat Brausewetter; als Abgesandter der Stadt Königsberg der Stadt-

präsident Gervais, der Tribunalsrat Buchholz und der Kaufherr Kraus; als Repräsentant der sechs Großbürgerzünfte der Kirchenvorsteher Rabe und als Abgeordneter der Kleinbürgerzünfte wie der Provinzialstädte der Geheimrat Frey.

In tiefer Andacht lauschte alles den Worten des Täufers, welcher mit mächtiger, klangvoller Stimme also begann:

„Den Abend lang währet das Weinen, des Morgens aber die Freude, spricht die Schrift, und unsere Augen sehen hier eine herrliche Erfüllung dieses Wortes. Ein Tag der Freude ist diesem Haus der Trübsal aufgegangen. Als ein Unterpfand der göttlichen Barmherzigkeit erscheinst du uns, du liebes Kind, als ein Gruß von dem, der durch dich sagen will: Ich weiß wohl, was für Gedanken ich mit euch habe, nämlich Gedanken des Friedens und nicht des Leides. So sei uns willkommen, doppelt willkommen, und lehre uns fest bleiben im Glauben an den, dessen Name gepriesen werden muß, er gebe oder nehme!

Aber du bist uns noch mehr: du bist uns auch ein Unterpfand für die Treue des Volks gegen sein angestammtes Herrscherhaus. Wenn ich mich umschaue, wen sehen meine Augen um dich her? Wer ist es, der dir segnend die Hände auf das Haupt legt? Siehe, das Volk ist es, das ganze Volk, das sich in seinen Vertretern um dich sammelt und dem König sagt: Wenn alle untreu werden, auf die du dich verließest, dein Volk bleibt treu und steht zu dir in bösen wie in guten Tagen! O, wenn deine klaren Kinderaugen zu dem Vater aufschauen, so spreche es aus diesen Augen: Sei getrost und fürchte dich nicht: du hast ein Volk, welches den letzten Tropfen Blut für dich opfert, ein Volk, das mit seinem Herzen an dir hangen bleibt, wenn ihm der Feind auch alles raubt.

Luise sollst du heißen, liebes Kind. O, du trägst einen hohen, hehren Namen, der wie ein Stern vor deinen Augen

stehen und dich mahnen soll, der ähnlich zu werden, die dir mit dem Leben auch den Namen verlieh. Ja, Kindlein, du sollst Luise heißen — werde eine Luise!“

Und nun befahl der fromme Mann in brünstigem Gebet den Täufling nebst seinen Eltern und Geschwistern dem Schutz des Allerhöchsten und weihte es durch das heilige Wasser zum Kinde Gottes.

Jeder der Anwesenden nahm von der Handlung den tiefsten Eindruck mit, denn jedem hatte der Täufer aus der Seele gesprochen. —

Aber die Hoffnungsfreudigkeit, mit welcher man von dannen gegangen war, sollte vor der Hand noch keine Erfüllung sehen, sollte noch aufs Warten gesetzt werden. Immer härter lastete der Druck der Fremdherrschaft auf dem ausgesogenen Lande, dessen letzte Hilfsquellen der Feind mit unersättlicher Gier auszuschöpfen verstand. Der unheilvolle Friede, geschlossen mit einem wortbrüchigen, ehrlosen Tyrannen, schlug tiefere Wunden als vorher der Krieg: das Mark des Landes wurde ausgesogen, der Ackerbau gelähmt, der Gewerbfleiß vernichtet, dem Handel die Sehnen zerschnitten. Die Bauern, welche nichts mehr zu geben hatten, verließen vielfach ihre Wohnungen, um als Bettler an Thüren zu klopfen, hinter denen gleichfalls die Verzweiflung sich das Haar ausraufte.

* * *

In ihrem stillen Gemach saß die Königin Luise an der Wiege ihres jüngsten Töchterleins, und statt der Schlummerlieder ging ein Seufzer nach dem andern von ihren Lippen: „Hüter, ist die Nacht schier hin?“ Und wieder fühlte sie sich getrieben, mit ihrem Vater zu reden. Sie schrieb und schrieb, Bogen auf Bogen füllte sich — ach, sie hatte so viel auf dem

Herzen, von dem sie wußte, daß es in des Vaters Brust ein Echo finden würde:

„Bester Vater!

Mit uns ist es aus, wenn auch nicht für immer, so doch für jetzt. Für mein Leben hoffe ich nichts mehr. Ich habe mich ergeben, und in dieser Ergebung, in dieser Fügung des Himmels bin ich jetzt ruhig und in solcher Ruhe, wenn auch nicht irdisch glücklich, doch — was mehr sagen will — geistig glückselig.

Es wird mir immer klarer, daß alles so kommen mußte, wie es gekommen ist. Die göttliche Vorsehung leitet unverkennbar neue Weltzustände ein, und es soll eine andere Ordnung der Dinge werden, da die alte sich überlebt hat und in sich selbst abgestorben zusammenstürzt. Wir sind eingeschlafen auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen, welcher, der Herr seines Jahrhunderts, eine neue Welt schuf. Wir sind mit derselben nicht fortgeschritten, deshalb überflügelt sie uns.

Das sieht niemand klarer als der König. Noch eben hatte ich mit ihm darüber eine lange Unterredung, und er sagte in sich gekehrt wiederholentlich: „Das muß auch bei uns anders werden!“ Auch das Beste und Überlegteste mißlingt, und der französische Kaiser ist wenigstens schlauer und listiger. Wenn die Russen und die Preußen tapfer wie die Löwen gefochten hatten, mußten wir, wenn auch nicht besiegt, das Feld räumen, und der Feind blieb im Vorteil. Von ihm können wir vieles lernen, und es wird nicht verloren sein, was er gethan und ausgerichtet hat. Es wäre Lästerung, zu sagen, Gott sei mit ihm; aber offenbar ist er ein Werkzeug in der Hand des Allmächtigen, um das Alte, welches kein Leben mehr hat, das aber mit den äußeren Dingen fest verwachsen ist, zu begraben.

Gewiß wird es besser werden: das verbürgt der Glaube an das vollkommene Wesen. Aber es kann nur gut werden in der Welt durch die Guten. Deshalb glaube ich auch nicht, daß der Kaiser Napoleon Bonaparte fest und sicher auf seinem jetzt freilich glänzenden Thron ist. Fest und ruhig ist allein Wahrheit und Gerechtigkeit, und er ist nur politisch, das heißt klug, und er richtet sich nicht nach ewigen Gesetzen, sondern nach den Umständen, wie sie nun eben sind. Dabei befleckt er seine Regierung mit viel Ungerechtigkeiten. Er meint es nicht redlich mit der guten Sache und mit den Menschen. Er und sein ungemessener Ehrgeiz meint nur sich selbst und sein persönliches Interesse. Man muß ihn mehr bewundern, als man ihn lieben kann. Er ist von seinem Glück geblendet, und er meint alles zu vermögen. Dabei ist er ohne alle Mäßigung, und wer nicht Maß halten kann, verliert das Gleichgewicht und fällt.

Ich glaube fest an Gott, also auch an eine sittliche Weltordnung. Diese sehe ich in der Herrschaft der Gewalt nicht; deshalb bin ich der Hoffnung, daß auf die jetzige böse Zeit eine bessere folgen wird. Diese hoffen, wünschen und erwarten alle besseren Menschen, und durch die Lobredner der jetzigen und ihres großen Helden darf man sich nicht irre machen lassen. Ganz unverkennbar ist alles, was geschehen ist und geschieht, nicht das Letzte und Gute, wie es werden und bleiben soll, sondern nur die Bahnung des Wegs zu einem besseren Ziele hin. Dieses Ziel scheint aber in weiter Entfernung zu liegen, wir werden es wahrscheinlich nicht erreicht sehen und darüber hinsterben. Wie Gott will, alles, wie er will! Aber ich finde Trost, Kraft, Mut und Heiterkeit in dieser Hoffnung, welche tief in meiner Seele liegt. Ist doch alles in der Welt nur Übergang!

Wir müssen durch. Sorgen wir nur dafür, daß wir mit jedem Tage reifer und besser werden.

Hier, lieber Vater, haben Sie mein politisches Glaubensbekenntnis, so gut ich, als eine Frau, es formen und zusammensetzen kann. Mag es seine Lücken haben, ich befinde mich wohl dabei. Entschuldigen Sie aber, daß ich Sie damit behellige. Sie sehen wenigstens daraus, daß Sie auch im Unglück eine fromme, ergebene Tochter haben, und daß die Grundsätze christlicher Gottesfurcht, welche ich Ihren Belehrungen und Ihrem frommen Beispiel verdanke, ihre Früchte getragen haben und tragen werden, so lange noch Odem in mir ist.

Gern werden Sie, lieber Vater, hören, daß das Unglück, welches uns betroffen, in unser eheliches und häusliches Leben nicht eingedrungen ist, vielmehr dasselbe befestigt und uns noch werter gemacht hat. Der König, der beste Mensch, ist gütiger und liebevoller als je. Oft glaube ich in ihm den Liebhaber, den Bräutigam zu sehen. Mehr in Handlungen, wie er ist, als in Worten ersehe ich die Aufmerksamkeit, die er in allen Stücken für mich hat, und noch gestern sagte er schlicht und einfach, mit seinen treuen Augen mich ansehend, zu mir: „Du, liebe Luise, bist mir im Unglück noch lieber und werter geworden. Nun weiß ich aus Erfahrung, was ich an dir habe. Mag es draußen stürmen — wenn es nur in unserer Ehe gut Wetter ist. Weil ich dich so lieb habe, darum habe ich unser jüngstes Töchterlein Luise genannt. Möge es eine Luise werden!" — Bis zu Thränen rührte mich diese Güte. Es ist mein Stolz, meine Freude und mein Glück, die Liebe und Zufriedenheit des besten Mannes zu besitzen, und weil ich ihn von Herzen wieder liebe, und wir so mit einander eins sind, daß der Wille des einen auch der Wille

des andern ist, so wird es mir leicht, dies glückliche Einverständnis, welches mit den Jahren immer inniger geworden ist, zu erhalten. Mit einem Wort: er gefällt mir in allen Stücken, und ich gefalle ihm, und es ist uns am wohlsten, wenn wir zusammen sind. Verzeihen Sie, lieber Vater, daß ich dies mit einer gewissen Ruhmredigkeit sage; es liegt darin der kunstlose Ausdruck meines Glücks, welches keinem in der Welt wärmer am Herzen liegt, als Ihnen, bester, zärtlicher Vater! Gegen andere Menschen, — auch das habe ich von dem König gelernt, mag ich davon nicht sprechen; es ist genug, daß wir es wissen.

Unsere Kinder sind unsere Schätze, und unsere Augen ruhen voll Zufriedenheit und Hoffnung auf ihnen. Der Kronprinz ist voller Leben und Geist. Er hat vorzügliche Talente, welche glücklich entwickelt und gebildet werden. Er ist wahr in allen seinen Empfindungen und Worten, und seine Lebhaftigkeit macht Verstellung unmöglich. Er lernt mit vorzüglichem Erfolg Geschichte, und das Große und Gute zieht seinen idealischen Sinn an sich. Für das Witzige hat er viel Empfänglichkeit, und seine komischen, überraschenden Einfälle unterhalten uns sehr angenehm. Er hängt vorzüglich an der Mutter, und er kann nicht reiner sein, als er ist. Ich habe ihn sehr lieb und spreche oftmals mit ihm davon, wie es sein wird, wenn er einmal König ist.

Unser Sohn Wilhelm — erlauben Sie, ehrwürdiger Großvater, daß ich Ihnen Ihre Enkel nach der Reihe vorstelle — wird, wenn mich nicht alles trügt, wie sein Vater: einfach, bieder und verständig. Auch in seinem Äußern hat er die meiste Ähnlichkeit mit ihm; nur wird er, glaube ich, nicht so schön wie er. Sie sehen, lieber Vater, ich bin noch in meinen Mann verliebt.

Unsere Tochter Charlotte macht mir immer mehr Freude. Sie ist zwar verschlossen und in sich gekehrt, verbirgt aber, wie ihr Vater, hinter einer scheinbar kalten Hülle ein warmes, teilnehmendes Herz. Scheinbar gleichgiltig geht sie einher, hat aber viel Liebe und Teilnahme. Daher kommt es, daß sie etwas Vornehmes in ihrem Wesen hat. Erhält sie Gott der Herr am Leben, so ahne ich für sie eine glänzende Zukunft.*)

Karl ist gutmütig, fröhlich, bieder und talentvoll; körperlich entwickelt er sich ebenso gut wie geistig. Er hat oft naive Einfälle, die uns zum Lachen reizen. Er ist heiter und witzig. Sein unaufhörliches Fragen setzt mich oft in Verlegenheit, weil ich es nicht beantworten kann und darf; doch zeugt es von Wißbegierde, zuweilen, wenn er schlau lächelt, auch von Neugierde. Er wird, ohne die Teilnahme an dem Wohl und Wehe anderer zu verlieren, leicht und fröhlich durchs Leben gehen.

Unsere Tochter Alexandrine ist, wie Mädchen ihres Alters und Naturells es sind, anschmiegend und kindlich. Sie zeigt eine richtige Auffassungsgabe, eine lebhafte Einbildungskraft und kann oft herzlich lachen. Für das Komische hat sie viel Sinn und Empfänglichkeit. Sie hat Anlage zum Satirischen und sieht dabei ernsthaft aus, doch schadet das ihrer Gemütlichkeit nicht.

Von der kleinen Luise läßt sich noch nichts sagen. Sie hat das Profil ihres redlichen Vaters und die Augen des Königs, nur etwas heller. Sie heißt Luise; möge sie ihrer Ahnfrau, der liebenswürdigen und frommen Luise von Oranien, der würdigen Gemahlin des großen Kurfürsten, ähnlich werden!

---

*) Sie wurde Kaiserin von Rußland.

Da habe ich Ihnen, geliebter Vater, meine ganze Galerie vorgeführt. Sie werden sagen: Das ist ja eine in ihre Kinder verliebte Mutter, die an ihnen nur Gutes sieht und für ihre Mängel und Fehler kein Auge hat. Und in Wahrheit, böse Anlagen, die für die Zukunft besorgt machen, finde ich an allen nicht. Sie haben, wie andere Menschenkinder, auch ihre Unarten, aber diese verlieren sich mit der Zeit, sowie sie verständiger werden. Umstände und Verhältnisse erziehen den Menschen, und für unsere Kinder mag es gut sein, daß sie die ernste Seite des Lebens schon in ihrer Jugend kennen lernen. Wären sie im Schoß des Überflusses und der Bequemlichkeit groß geworden, so würden sie meinen, das müsse so sein. Daß es aber anders kommen kann, sehen sie an dem ernsten Gesicht ihres Vaters wie an der Wehmut und den öfteren Thränen ihrer Mutter. Besonders wohlthätig ist es dem Fritz, daß er das Unglück schon als Kronprinz kennen gelernt hat; er wird das Glück, wenn, wie ich hoffe, künftig für ihn eine bessere Zeit kommen wird, um so höher schätzen und um so sorgfältiger bewahren.

Meine Sorgfalt ist meinen Kindern gewidmet für und für, und ich bitte Gott täglich in meinem sie einschließenden Gebet, daß er sie segnen und seinen guten Geist nicht von ihnen nehmen möge. Mit dem trefflichen Hufeland sympathisiere ich auch in diesen Stücken. Er sorgt nicht bloß für das leibliche Wohl meiner Kinder, auch auf das geistige derselben ist er bedacht. Und der biedere, freimütige Borowsky, den der König gern sieht und lieb hat, bestärkt ihn darin. Erhält Gott sie uns, so erhält er meine besten Schätze, die niemand mir entreißen kann. Es mag kommen, was da will, mit und in der Vereinigung mit unsern guten Kindern werden wir glückselig sein.

Ich schreibe Ihnen dies, geliebter Vater, damit Sie mit Beruhigung an uns denken. Ihrem freundlichen Andenken empfehle ich meinen Mann, auch unsere Kinder alle, die dem ehrwürdigen Großvater die Hände küssen, und bleibe, bester Vater,

Ihre dankbare Tochter Luise."

Friedrich Wilhelm, du mißhandelter, beraubter, verlassener Fürst, nein, du bist nicht arm, so lange du dieses Weib dein eigen nennst. Im Besitz eines solchen Kleinods hast du mehr als man dir nehmen kann, und wenn du auch das letzte Stück deines Reiches hergeben müßtest!

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Treibende Lebenskeime.

Die Junisonne schien schön hell und warm, kein Lüftchen regte sich, und auch auf der Dorfstraße war es still: die Bauern ruhten sich nach dem Mittagessen und nippten ein wenig, wer Zeit dazu hatte.

Es ist eine lange Reihe Bauernhöfe, welche, die Huben genannt, sich von dem Steindammer Thor der Stadt Königsberg bis zu dem Dorf Lawsken hinzieht. Einer von ihnen, der Busoltsche Hof, zeichnete sich vor den übrigen durch eine gewisse Vornehmheit des Wohnhauses, sowie durch die künstlerische Anlage seines parkähnlichen Gartens aus.

In der Geisblattlaube desselben stand der Tisch gedeckt, und die königliche Familie außer dem König war versammelt. Seit vier Wochen hatte dieselbe die drückende, ungesunde Luft

der Stadt verlassen, um hier in dem Garten, welchen seiner Zeit der Dichter Theodor Gottlieb Hippel angelegt und in welchem er seine Meisterwerke geschrieben, die Sommerfrische zu genießen.

Die Familie saß noch nicht um den Tisch her: in einem Winkel lehnte die Königin, ihr jüngstes Töchterlein auf dem Arm, an der grünen Wand und unterhielt sich mit dem Kronprinzen, während die übrigen Kinder beschäftigt waren, die gefangenen Schmetterlinge mit Nadeln aufzuspannen.

„Gehe doch hinein, Wilhelm, und siehe zu, ob der Vater noch nicht kommt!“ sagte die Königin zu ihrem zweiten, und dieser sprang über den Kies davon.

Nach zehn Minuten erschien er wieder, aber ohne den Vater: er habe ihn im Hause nicht gefunden.

Die Königin wurde unruhig — solche Unpünktlichkeit war sie von ihrem Gemahl nicht gewohnt. Sie trat aus der Laube und wollte nach ihm suchen, da nahten sich von der entgegengesetzten Seite eilige Schritte, und durch das Buschwerk erkannte die Königin den Gesuchten, auf dessen Gesicht sie eine Veränderung bemerkte: der Schatten des Kummers, welcher wie ein Novembernebel beständig auf der hohen Stirn lagerte, war gelichtet, die Augen hatten einen helleren Glanz, das ganze Angesicht zeigte mehr Leben, und mit freudiger Bewegung schritt die Königin ihm entgegen. „Du hast uns heute lange auf dich warten lassen, lieber Fritz. Aber es muß etwas Gutes und Erfreuliches sein, was dich zurückhielt.“

„Davon nachher, Luise,“ erwiderte der König. „Laß uns erst in Ruhe unsere Mahlzeit zu uns nehmen.“

Man setzte sich zu Tisch und speiste, dann erhob sich der König und begab sich mit seiner Gemahlin in das Haus.

„Deine Augen sehen immer scharf, liebe Luise,“ begann der König, nachdem er Platz genommen. „Bringe dir in

der That eine hörenswerte Kunde. Muß dir zuerst wiederholen, wie dankbar ich der Vorsehung bin, daß sie uns den Freiherrn vom Stein wiedergegeben. Bedauere es tief, daß ich in unbegreiflicher Verblendung diesen Mann von mir lassen konnte. Je tiefere Blicke ich in seine Gedanken gewinne, desto höher steigt meine Bewunderung vor dem tiefen Denker und dem großen Charakter. Um so freudiger aber heiße ich ihn willkommen, als seine Intentionen mit den meinen übereinstimmen. Soll uns wieder aufgeholfen werden, so muß frei werden, was gebunden ist. Wir haben unsere besten Kräfte nicht entfalten können, weil sie, in Fesseln geschlagen, brach lagen und eingerostet waren. Ein freies Bürgertum in den Städten, ein freier Bauernstand auf dem Lande, das ist es in erster Linie, worauf wir zu sinnen, was wir zu schaffen haben. Das Volk muß aus seiner Unmündigkeit heraus, der Staat muß sich aufbauen auf sich selbst verwaltenden ländlichen und städtischen Gemeinden, die sich gipfeln in Provinzialständen und sich oben in Reichsständen zusammenschließen."

Luise wollte den König unterbrechen, aber er ließ sie nicht zu Worte kommen. „Bitte, laß mich ausreden, liebe Luise; habe dir noch mehr zu sagen. Auch für den Scharnhorst danke ich dem Himmel. Er gehört als wesentliche Ergänzung zu Stein hinzu. Zwar geht der Schweiger schwer aus sich heraus, aber seine Grundgedanken giebt er doch zu erkennen, und diese haben meine ganze, freudige Zustimmung. Wir haben einen tiefen Schnitt in den Körper unserer Armee thun müssen, da wir alle Offiziere kassierten, welche ihren Namen mit Schmach bedeckt und unser Unglück mit auf ihrem Gewissen haben. Aber damit allein ist es noch nicht gethan: es sind gründlichere Reformen nötig, und nun sind Scharnhorsts Ideeen diese: das Werbesystem muß fallen, nur Landeskinder sollen hinfort die Verteidigung des Vaterlandes führen und die Kriegspflicht auf

alle Unterthanen ausgedehnt werden. Was bisher als eine Last und Fluch empfunden ward, die Muskete zu tragen, es muß für jeden eine Ehre und ein Stolz werden, was um so eher geschehen wird, als die bisherige unmenschliche Behandlung der Soldaten einer gerechten und milden weichen soll. Bei der Besetzung der Offiziersstellen soll ferner die Bevorrechtung des Geburtsadels fallen und der Adel des persönlichen Verdienstes maßgebend sein, so daß auch dem bürgerlichen Blut der Weg zu den höchsten militärischen Würden offen steht. Der genialste Plan Scharnhorsts aber ist der, welchen er mir erst heute Morgen mitgeteilt hat. Du weißt, Napoleon hat unsere Armee auf 42000 Mann heruntergesetzt. Damit meint er uns für immer geknebelt und zur Ohnmacht verurteilt zu haben. O, er ahnet nicht, daß einer über ihn gekommen ist, der den Listigen übertrumpft. Dieses ist Scharnhorsts Gedanke: das stehende Heer, sobald es ausgebildet und kriegstüchtig geworden, als Reserve zu entlassen und immer neue Rekruten einzuberufen, so daß allmählich die ganze waffenfähige Jugend eine geschulte Armee ist, die plötzlich auf dem Plan steht, wenn sie der König ruft. Und daß uns nun zur Ausführung dieser großen Ideeen ein Blücher, ein Gneisenau, ein York gegeben sind, das bekräftigt meine Zuversicht, daß uns noch einmal ein schöner Morgen tagen wird.“

Die Königin hatte mit wachsendem Entzücken zugehört. Auch ihre Seele hob sich in süßer Hoffnung und fühlte sich doppelt glücklich, da sie nun auch bei ihrem Gemahl die Schwermut im Weichen begriffen sah. Sie hatte ja bisher, ihr eigenes Leid meisternd, als unermüdete Trösterin zu seiner Seite gestanden, ohne einen wesentlichen Erfolg ihrer Zusprache wahrgenommen zu haben.

Sie wollte ihren Empfindungen Luft machen, als ihr der König abermals das Wort abschnitt. „Bin noch nicht zu

Ende, liebe Luise! Habe nur noch ein wenig Geduld. Stein und Scharnhorst sind wuchtige Persönlichkeiten, aber sie allein können das Werk doch nicht hinausführen, wenn ihnen nicht andere helfend entgegenarbeiten. Und siehe, diese andern sind da. Meinst du, es werde vergeblich sein, was Fichte, der große Denker, in seinen vergangenen Winter zu Berlin gehaltenen „Reden an die deutsche Nation“ von der Erziehung der Völker zu einem neuen Leben gesagt hat, daß unser Heil vor allen Dingen in der Erziehung zur Selbständigkeit ruhe, als der Grundlage echter Sittlichkeit und Religiosität? Napoleon läßt ihn ruhig reden, er hat ja keine Ahnung von der Macht der Ideeen und spottet über die deutschen Träumer. Diesen Spott können wir uns gefallen lassen, er liegt auf der Flur unseres nationalen Lebens wie eine Schneedecke, unter deren wärmender Hülle die Saat grünt.“

„Wollt Gott, es wäre so!“ rief die Königin dazwischen.

„Es ist so!“ fuhr der König mit großem Nachdruck fort, „wenigstens der Anfang des Grünens ist da. Jetzt komme ich erst auf das, worauf ich mit meinen Mitteilungen eigentlich hinaus wollte.“

Er zog eine Papierrolle aus der Brusttasche und legte sie auf den Tisch. „Hier haben wir es schwarz auf weiß, daß die von Fichte, wie auch von Schleiermacher und Arndt ausgestreuten Worte Samenkörner sind, aus denen ein neues Leben keimt. In unserer lieben Stadt Königsberg zeigen sich die ersten Sprossen der aufgehenden Saat: zehn Königsberger Bürger sind zusammengetreten zur Stiftung eines Bundes, der sich die Aufgabe stellt, alle Stände und Berufsklassen in einen Brennpunkt gemeinschaftlichen Handelns zu sammeln. Diese Männer sind: die Kriegsräte Velhagen und von Tepper, der Major von Both, der Assessor Bardeleben, die Rektoren Janke und Chiffland und die Professoren Lehmann, Baczko, Krug

und Bärsch. Ihre Idee ist die Wiedergeburt des Vaterlands durch Weckung einer neuen Gesinnung. Man will das Volk geistig und sittlich heben, es zur Tugend und Vaterlandsliebe heranbilden und — — — doch höre selbst die Statuten dieses Bundes, welche mir zur Begutachtung und Genehmigung vorgelegt worden sind; höre wenigstens das Wichtigste daraus."

Er rollte das Papier auseinander und las: „Die Mitglieder des Bundes, welcher den Namen „Tugendbund" führen soll, arbeiten mündlich und schriftlich und mit allen Mitteln ihrer Macht darauf hin, daß Vaterlandsliebe, deutsche Selbstheit, Geradsinn, Liebe zu den natürlichen Verhältnissen der Familie, Anhänglichkeit an den Monarchen und die Verfassung, Achtung gegen Gesetze und Obere — daß Religiosität, Liebe zur Wissenschaft, Humanität und Brüderlichkeit, Mut und Hoffnung, Freimütigkeit und körperliche Festigkeit — daß der Haß gegen den Luxus, dieses Gift der Treue, der Natürlichkeit und offenen Schlichtheit, und diesen Pfleger von Falschheit, Selbstsucht und gekünstelten Sitten, der Haß gegen Schmeichelei, Kriecherei, Verweichlichung und Menschenscheu wachse, und daß jeder an allen Orten den Menschen aufsuche, um ihn zu diesem Zweck zu führen. — Weiter heißt es: Jedes Mitglied des Bundes erhebt sich gegen zügellose Reden zum Nachteil des Landesherrn, der Religion und der guten Sitte. . . . . Werthaltung des Gottesdienstes gehört zu den Pflichten des Vereins. Derselbe bildet eine Schutzmauer um den Thron des jetzigen Beherrschers von Preußen und des Hauses Hohenzollern gegen den Andrang des unsittlichen Zeitgeistes. — Am Schluß heißt es in einer Nachschrift, die sich in direkter Rede an mich wendet: Sind auch die Kräfte von Eurer Königlichen Majestät Volk erschöpft, ist sein alter Ruhm verdunkelt, sind auch unsere Hilfsquellen versiecht und abgeleitet, uns bleibt die Tugend und der Mut, als der unversiegbare Born von Macht, Ruhm

und Glanz und von Wort und That, welche selbst dieser Zeit widerstehen und auf die Nachwelt kommen werden. Allergnädigster König und Herr, wir haben die allgemeine Huldigung des Volks, wie sie in viel tausenden Herzen schlägt, laut ausgesprochen, wir wollen sie wahr machen durch die lebendige That."

Der König rollte das Papier wieder zusammen und sah erwartungsvoll die Zuhörerin an. Diese saß da mit gefalteten Händen und feuchten Augen. „O Gott," sagte sie aus dem tiefsten Herzen heraus, „ist es denn wahr, daß du uns helfen willst? Denn so nehme ich dieses Zeichen einer Neugestaltung der Dinge aus den Wurzeln der Volkskraft heraus. Mein Herz jubelt den braven Männern entgegen, jedes ihrer Worte ist mir aus der Seele geschrieben, und ich möchte ihnen allen die Hand drücken. — Was gedenkst du ihnen zu antworten, liebster Fritz?"

„Ich werde ihnen," erwiderte der König, „meine Billigung aussprechen unter der Bedingung, daß der Verein seinen Grundsätzen getreu bleibt und sich auf keinerlei Weise in Politik und Staatsverwaltung mengt. Und diese meine Billigung werde ich auch aufrecht erhalten für den vorauszusehenden Fall eines Widerspruchs von Seiten derjenigen Partei, welche, an dem Wiederaufkommen unseres geknickten Landes verzweifelnd, das beschränkte Fortbestehen des preußischen Staates nur durch unbedingte Hingabe an Frankreich ermöglichen zu können glaubt."

„Gott stärke dich in diesem deinem Wollen!" sagte die Königin und reichte dem Gemahl die Hand. —

Es kam, wie der König vorausgesagt: die französelnde Partei sah den Bund mit mißtrauischen Augen und beklommenem Herzen an: stand nicht zu befürchten, daß die Entdeckung dieser Geheimbündelei nur noch Öl ins Feuer gießen

und dem Lande einen noch härteren Druck von Seiten des Drängers einbringen werde? Aber der König stand unerschüttert fest und sah mit innerer Befriedigung, wie der Verein den Feinden zum Trotz unaufhaltsam wuchs, wie durch alle Stände und Berufsarten die Idee des Bundes zündete, wie in allen bedeutenden Städten sich Zweigvereine bildeten, wie der neue Most die alten Schläuche sprengte und, das Gängelband ängstlicher Rücksichten zerreißend, dem Größten zustrebte und den Blick sogar über Preußens Grenzen hinwegschweifen ließ auf die Idee eines nicht nur von der Fremdherrschaft erlösten, sondern auch in sich geeinten und gekräftigten Deutschlands.

Und Luise nun, die für alles Schöne, Gute, Edle und Große begeisterte Frau, sie lebte von neuem auf, und die Rosen in dem Garten dufteten ihr lieblicher, die Vögel sangen ihr herziger, und die Kühle des Sommergartens auf den Huben übte auf sie eine doppelt erfrischende Wirkung.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Ländliches Stillleben.

Noch immer hauste der Franzos im Lande. Die Festungen waren in seiner Hand und eine Armee von nahe an 100 000 Mann aß den Bauern und Bürgern das Brot vom Tisch, legte sich in ihre Betten, stahl ihnen das letzte Hausgerät und fand mit hyänenhaftem Spürsinn die verborgenen Schätze. Unrecht und Gewaltthat schrie zum Himmel, Schande und Verbrechen mehrten sich in demselben Maß, je weniger die Blutsauger zur Stillung ihres Durstes fanden. Dabei drang man auf Abzahlung der ersten Rate der Kriegskosten,

und immer noch wußte niemand, wie hoch die Summe sei, welche Napoleon eigentlich forderte.

Wie eine Insel in dem schäumenden, brausenden Ozean erschien der Königsfamilie ihr stilles Heim auf den Huben. Es war ihnen, als wären sie wieder nach Paretz versetzt. Freilich, die Zeiten waren anders, ach so ganz anders als dazumal, wo das Leben sie mit dem hellsten Sonnenschein des Glückes anlachte; und doch — etwas war ihnen geblieben von dem, was sie in Paretz gehabt hatten: die treue Liebe und rührende Anhänglichkeit der Unterthanen, ja, diese hatte sich in der Not nur noch vertieft und einen noch höheren Wärmegrad bekommen.

In den Häusern auf den Huben drehte sich das Gespräch alltäglich um den König und seine Familie, von der man immer etwas Neues zu berichten wußte; man wartete auf sie hinter der Hausthür, wenn man wußte, daß sie vorüberkamen, um ihnen einen Gruß zuzuwinken und ihnen mit den Augen zu sagen, wie lieb man sie habe, wie man ihr Leid mit trage; und wo sich nur immer eine Gelegenheit bot, die Liebe in der That sichtbar werden zu lassen, da griff man mit Begierde zu.

Als am 3. August der König des Morgens erwacht war und ans Fenster trat, bemerkte er vor dem Haus eine Ehrenpforte von grünen Zweigen und bunten Blumen gewunden, aus denen die Inschrift hervorschaute: „Ihrem geliebten Landesvater bringen zu seinem Geburtstag die herzinnigsten Segenswünsche dar die Bauern auf den Huben."

Der König öffnete das Fenster und schaute in den stillen Morgen hinaus — siehe auch die nächstgelegenen Bauernhöfe prangten von Kränzen und Guirlanden und Inschriften, und der Weg zur königlichen Wohnung war mit gelbem und weißem Sand bestreut.

In dem Augenblick aber, wo die Seinigen dem Gatten und Vater ihre Wünsche darbrachten, kam es gezogen die Dorfstraße daher: sämtliche Bauersleute erschienen in ihrem Sonntagsstaat vor dem königlichen Herrn und stellten sich unter der Ehrenpforte auf, während das älteste Ehepaar des Dorfes zwei mächtige Sträuße von selbstgezogenen Blumen in das Haus hineintrug und dem hohen Herrn im Namen der ganzen Gemeinde gratulierte.

In diesem Augenblick ertönte von dem Kirchturm feierliches Glockengeläut; man setzte alles in Bewegung, was in den einfachen dörfischen Verhältnissen zu Gebot stand, um dem Tage festlichen Glanz und Weihe zu geben. Und wahrlich, die Augen voll Liebe und Treue und Anhänglichkeit, welche die königliche Familie grüßten, waren nicht der geringste Schmuck. Das Reich der Zollernfürsten lag gefesselt unter der Zwingherrschaft des Völkerzertreters; wo die gedrückten Unterthanen den Mund aufthun wollten, dem angestammten Herrscher ihre Segenswünsche kundzugeben, da wurde er ihnen von der französischen Faust geschlossen, und nur heimliche Gebetsseufzer konnten zum Himmel hinaufsteigen für den geliebten Herrn. Dort aber in dem äußersten Winkel des Landes, den man frei gelassen, dort scharte sich das treue Volk um ihn und sagte es für die andern alle mit: „Gott segne dich und behüte dich!“ —

* * *

Die Geisblattlaube in dem Garten des Busoltschen Hofes war der Lieblingsaufenthalt der Königin. Stundenlang saß sie hier und las. Was las sie? Vor ihr lagen geschriebene Hefte, die Vorlesungen des Königsberger Professors Süvern über die allgemeine Geschichte des mittleren Europa, welche er im vergangenen Winter unter außerordentlichem Zulauf und

Beifall gehalten hatte. Aus der trostlosen Öde der Gegenwart flüchtete sich die hohe Frau in die Vergangenheit; die Geschichte, diese große Lehrmeisterin der Völker, sollte auch ihr den Dienst leisten, ihr das Auge zu öffnen für die Aufgaben der Zukunft. Und sie las nicht bloß, was Süvern geschrieben, sie studierte es. Mit dem Bleistift in der Hand erwog sie Satz für Satz, und wo ihr etwas unklar war, machte sie ein Zeichen an den Rand, um sich von dem Rat Scheffner die nötige Auskunft zu erbitten, oder sie schrieb ihre eigenen Gedanken daneben. Und nun schämte sie sich auch nicht, die Lücken ihres historischen Wissens einzugestehen — gerade heraus fragte sie, wo sie etwas nicht wußte. Sie wollte eben lernen, sie wollte Klarheit haben über alles, sie fühlte sich unbehaglich, wenn sie über eine Sache von Bedeutung in Ungewißheit tappte. Am liebsten war es ihr, wenn der alte Scheffner selbst herauskam und mündliche Zwiesprach mit ihr hielt. Aber der Greis durfte dann nicht in seidenen Schuhen kommen, sondern in Stiefeln, darauf bestand die fürsorgliche Frau.

Mehr als die Geschichte der Griechen und Römer interessierte sie die deutsche Geschichte. Die großen Heldengestalten derselben nahmen ihr ganzes Denken und Sinnen in Anspruch, und wenn sie von einer derselben so ganz erfüllt war, konnte sie nicht umhin, ihren Kindern davon zu erzählen, auf deren Erziehung sie eine fast peinliche Sorgfalt wendete.

Da war es nun namentlich der Kronprinz, der mit dem ganzen Herzen zuhörte und die Worte von den Lippen der mütterlichen Lehrerin förmlich sog. Seine geistigen Fähigkeiten entwickelten sich auf das glänzendste, es war eine Lust, diesen Knaben zu unterweisen.

Eines schönen Septembertags trat der König, einen Bogen Papier in der Hand, in die Geisblattlaube, in welcher die Königin mit dem alten Scheffner saß.

„Sehen Sie da, lieber Scheffner," sagte er lächelnd, „was der Fritz gemacht hat!"

Er breitete das Blatt auf den Tisch; es enthielt eine Bleistiftzeichnung.

„Das hat der Kronprinz gezeichnet?" fragte der Rat erstaunt. „Das ist ja ein kleines Meisterwerk! Sehe einer — eine Schlacht! Wie lebendig die Auffassung, wie fein und sinnvoll die Gruppierung! Das wird die Schlacht im Teutoburger Walde sein. Wahrhaftig, das ist sie! Dieser da im Vordergrund, das ist Arminius und kein anderer."

„Er ist es!" rief die Königin freudig bewegt. „O dieser Knabe! Gestern habe ich den Kindern die Geschichte des Arminius erzählt, und heute steht sie auf dem Papier!"

Der alte Scheffner war aufs äußerste erstaunt und sprach seine Gedanken darüber aus. „Aber," setzte er dann hinzu, „es ist eigentlich nicht zum Erstaunen, im Grunde habe ich ihm das zugetraut. O, Gott der Herr hat Euren Majestäten viel genommen, aber auch viel gegeben und gelassen. Wer solcher Kinder sich erfreuen darf, der ist reich begnadet."

Die Königin dankte dem trefflichen Mann mit den Augen und vertiefte sich dann in die Zeichnung, während der König ihm die Hand schüttelte und sagte: „Sie haben mir ein Stück unseres Reichtums genannt, lieber Scheffner — Sie selbst gehören auch mit dazu und alle die Männer, deren Treue im Unglück die Feuerprobe bestanden hat. Dieses alles nehme ich hin, wie es genommen sein muß: als ein Geschenk des Himmels und als ein Angeld auf bessere Zeiten. Als ich jüngst im Königsberger Dom die Grabdenkmäler der preußischen Herzöge besuchte, zog mich namentlich das Epitaphium der im Jahr 1578 gestorbenen Markgräfin Elisabeth und des Gemahls derselben, des Markgrafen Georg Friedrich an. Mit tiefer Bewegung las ich die Inschrift: „Meine Zeit in Unruh, meine

Hoffnung in Gott". Wie paßt das doch auch auf mich! Es soll auch meine Devise sein.

Meine Hoffnung stehet feste
Auf den lebendigen Gott;
Er ist mir der allerbeste,
Der mir beisteht in der Not.
Er allein
Soll es sein,
Den ich nur von Herzen mein'."

Es entstand eine feierliche Pause. Jeder der Anwesenden sprach es für sich dem König nach, bis die Königin plötzlich aufstand: „Guter Gott, wir haben einen Gast, der noch dazu einen weiten Weg zu uns gehabt hat, und wir haben ihn bis jetzt trocken sitzen lassen! Vergebung, lieber Scheffner! Kommen Sie ins Haus, ich will Ihnen meine Unachtsamkeit doppelt vergüten."

Scheffner wollte Einwendungen machen, aber er mußte mit.

Man trat in das Haus ein und setzte sich in der kleinen Eckstube um den Tisch, indem die Königin eigenhändig eine Limonade bereitete, während ein Diener allerlei Erfrischungen auftrug.

Scheffner sah sich in dem Zimmer um und ließ seine Augen musternd auf den einzelnen Gegenständen haften.

„Gefällt es Ihnen hier nicht?" fragte lächelnd die Königin.

„O, was bürgerliche Behaglichkeit anbetrifft," war die Antwort, „so hat der Erbauer dieses Hauses darin das Mögliche geleistet. Aber wie können Eure Majestäten sich wohl fühlen in solcher Beschränkung?"

Die Königin hatte eben die Gläser gefüllt. Mit bezaubernder Anmut kredenzte sie ihrem Gast den Teller und sagte dabei: „Mein lieber Scheffner, um in seinem Innern glücklich und zufrieden zu sein, bedarf man des Äußeren wahrlich nicht viel. Gesunde Luft, Stille, Aussicht ins Freie, einige Schatten

gebende Bäume, ein paar Blumenbeete, eine Laube reichen dazu hin. Mein Mann und ich, wir sind uns mit den Kindern selbst genug; und dann habe ich ja gute Bücher, ein gutes Gewissen und ein gutes Pianoforte; dabei kann ich unter den Stürmen der Welt ruhiger leben als diejenigen, welche diese Stürme erregen."

„Welche diese Stürme erregen," wiederholte Scheffner nachdenklich. „Es ist das ein gefährlich Spiel. Mit den Elementen ist nicht zu scherzen, und ich glaube, Napoleon liegt jetzt gerade nicht auf Rosen. Die Sachen in Spanien machen ihm den Kopf heiß; er hatte sich's leichter gedacht. Er glaubte es mit dem König allein zu thun zu haben, und dieser unmännliche Charakter — man kann ihn nicht anders bezeichnen — hat sich ja leider, zur Schmach seines Namens, die Königskrone feig vom Haupt nehmen lassen; aber das Volk, das Volk ist noch da, und daß das mehr Ehre in der Brust hätte als der König, hatte sich Napoleon nicht gedacht."

„Ja, das Volk!" fiel die Königin mit Nachdruck ein. „Es ist etwas Großes um das Volk, wenn es imstande ist, seine Kräfte zu entwickeln. Spanien hat der Welt gezeigt, daß ein Volk unüberwindlich ist, wenn es sich vornimmt, es zu sein. Was haben diese regellosen, undisziplinierten Massen über die regulären Truppen der großen Nation alles vermocht! Wenn sie auch vielleicht auf die Dauer das Feld nicht behaupten können, sie haben doch der Welt den Glauben an die Unbesiegbarkeit der napoleonischen Armee benommen. Und das ist schon viel wert. Ich denke mir, die Nachricht von der Waffenstreckung einer französischen Armee von 20 000 Mann hat dem Kaiser Napoleon einen bösen Tag bereitet. — Aber, mein lieber Scheffner, die Entfernung des spanischen Königshauses durch einen Machtspruch Napoleons — — o Gott, ich mag den Gedanken gar nicht ausdenken! Was haben *wir* zu erwarten,

wenn es dem Herrn der Welt gefällt, den Thron der Hohenzollern unbequem zu finden?"

Scheffner machte eine abweisende Handbewegung und sprach der Königin mit milden Worten Trost zu: „Wäre letzteres der Fall, wäre der Thron der Hohenzollern ihm unbequem, so hatte er nach der Schlacht von Friedland Gelegenheit, seinem bösen Gelüst zu folgen. Aber glauben mir Eure Majestät: Napoleon braucht einen preußischen Staat zwischen sich und Rußland, denn es ist meine und anderer Männer feste politische Überzeugung, daß die künstliche Freundschaft zwischen diesen beiden Reichen keinen langen Bestand hat und ein Zusammenstoß einmal erfolgen wird."

Die Königin schwieg einen Augenblick nachdenklich, dann fragte sie: „Wie denken Sie über den von Napoleon geplanten Fürstenkongreß, der im Oktober dieses Jahres in Erfurt statthaben soll? Sind Sie auch der Meinung, daß das nur ein Schauspiel sein soll, welches Napoleon vor der Welt aufführen will, um sich aus der strahlenden Umgebung der Kronenträger als der König der Könige herauszuheben und der Welt zu zeigen, daß die europäischen Fürsten nur Trabanten sind, welche um die kaiserliche Sonne kreisen?"

Scheffner wiegte langsam den Kopf. „Allerdings wird er diesen Zweck auch im Auge haben, aber offenbar ist es in erster Linie auf den Kaiser von Rußland abgesehen. Dessen Freundschaft will sich Napoleon aufs neue versichern, seit durch die Rüstungen Österreichs eine neue Wetterwolke an seinem Himmel aufsteigt. Die übrigen Fürsten sollen nur als Staffage dienen: durch deren kriechende Unterwürfigkeit will der Allmächtige dem russischen Kaiser imponieren."

Der König hatte bisher schweigend dagesessen. Jetzt nahm er, nachdem er sein Glas geleert, das Wort: „Was die österreichischen Rüstungen betrifft, so begrüße ich dieselben natürlich

mit der größten Freude, aber sie haben auch ihre bedenkliche Seite. Sie, zusammen mit dem Vorbild, welches das spanische Volk gegeben, haben auch in unserm Volk allenthalben einen Brand entzündet, der möglicherweise unsere langsam reifenden Maßregeln zur Befreiung schädigen kann. Die Verzweiflung hat ja unser armes, zertretenes Volk zum Äußersten getrieben. Alles dürstet nach Rache; hier und da sind Pläne zur Niedermetzelung der im Lande stehenden Franzosen geschmiedet. Es wäre ein Unglück für uns, wenn die Unbesonnenheit zu früh das Signal zur Erhebung gäbe, gleichwie es bei Jena verhängnisvoll für uns ward, daß die Sorglosigkeit zu spät auf dem Plan erschien."

„Majestät sagen mir nichts Neues," erwiderte Scheffner, „und auch ich habe Stunden gehabt, wo mir vor einer verfrühten Explosion des Rachegeists in unserm Volke bangte. Jetzt aber bin ich ruhig, nachdem ich gesehen, wie trefflich es unser Stein versteht, die Ungeduld zu bannen und die vorhandenen Kräfte für den geeigneten Zeitpunkt zu sparen."

„Ja, was nennen Sie den geeigneten Zeitpunkt?" fiel der König rasch ein. „Sind Sie auch darin mit Stein einverstanden, daß Preußen mit Österreich zusammen losschlagen soll? Nach meiner Meinung dürfte das zu früh sein. Stehen doch die französischen Heere noch im Lande; deren Abzug müßte doch zum mindesten abgewartet werden, und auch dann — ich glaube nicht, daß wir dann schon so weit mit unseren Vorbereitungen sein werden, daß wir mit guter Aussicht auf Erfolg das Werk angreifen können. Wenn wir von dem untersten Fundament zu bauen beginnen, so kann die Arbeit nur langsam vonstatten gehen."

In dem Augenblick, als Scheffner antworten wollte, öffnete sich die Thür, und die beiden Prinzessinnen Charlotte und Alexandrine traten ein. Sie kehrten mit einer Hofdame

von einem Spaziergang zurück. Das Gespräch wurde dadurch abgebrochen und auf Erziehungsangelegenheiten gelenkt.

Nach einer Stunde erhob sich Scheffner und bat um seine Entlassung.

In dem Augenblick fuhr ein Wagen vor. Man trat ans Fenster und erkannte den Freiherrn vom Stein.

„Was mag den zu so ungewöhnlicher Stunde hierher führen?“ fragte der König. „Er sieht sehr erregt drein.“

Der Angekommene ließ um eine geheime Audienz bei Sr. Majestät bitten, und der König gewährte sie ihm.

„Majestät,“ begann er ohne Umschweif, „mir ist ein Mißgeschick widerfahren, und ich habe mich beeilt, um der erste zu sein, aus dessen Mund Höchstdieselben es erfahren. Von französischen Gensd'armen ist ein Brief von mir an den Fürsten von Sayn-Wittgenstein aufgefangen worden, der mich kompromittiert, denn er enthält unter anderm die Bemerkung, man müsse im Königreich Westfalen auf alle Weise den Geist der Unzufriedenheit unterhalten. Der Bote, welchem ich den Brief anvertraut, hat sich, trotz meiner dringenden Mahnungen zur größtmöglichen Behutsamkeit, denselben abnehmen lassen. Sofort ist er in dem Pariser Moniteur veröffentlicht und dann in dem Berliner Telegraphen abgedruckt worden.“

Der König war aufs heftigste erschrocken und wollte eben seinem Unmut Luft machen, als der Freiherr ihn unterbrach. „Mein Entschluß ist gefaßt. Ich habe Eure Majestät in Verlegenheit gebracht, so ist es auch meine Pflicht, Höchstdieselben auch wieder herauszubringen. Und dazu giebt es nur einen Weg: meine Entlassung. Ich bitte daher um meinen Abschied!“

Der König geriet in Verwirrung. „Ich Sie entlassen? Wo denken Sie hin? Ich kann Sie nicht entbehren. Wen sollte ich denn statt Ihrer nach Erfurt schicken? Schon um dieser Sendung willen müssen Sie bleiben!“

Stein machte einen neuen Anlauf, aber der König war nicht zu bewegen, die geforderte Entlassung zu bewilligen, und entließ schließlich den Minister mit dem Bescheid, er wolle abwarten, was Napoleon zu dem Brief sagen würde, und danach seine Maßnahmen treffen. —

Mit Spannung waren nun die Augen von Europa nach Erfurt gerichtet, wo der Mann, der sich von einem Komödianten die antiken Mantelwürfe der römischen Imperatoren hatte einstudieren lassen, der Welt beweisen wollte, daß er in diesem Unterricht etwas gelernt habe.

An Stelle Steins, der sich immer noch auf seinem Posten befand, sandte König Friedrich Wilhelm den Grafen Goltz, seinen Minister der äußeren Angelegenheiten, nach Erfurt, wie denn auch sein Bruder Wilhelm, von Paris kommend, dort erschien. Der Kaiser von Österreich ließ sich durch einen bloßen General vertreten, was ihm von dem Herrn der Herren sehr übel vermerkt wurde. Die übrigen Potentaten waren natürlich alle in Person erschienen und auf das eifrigste bemüht, ihrem Herrn und Meister ihre Reverenzen zu machen.

Was derselbe eigentlich beabsichtigte, wußte jetzt alle Welt. Um die in Spanien erlittene Scharte wieder auszuwetzen, mußte er selbst dort erscheinen; um aber dort mit dem nötigen Nachdruck auftreten zu können, brauchte er die Truppen, welche noch in Preußen standen; um aber vor Preußen sicher zu sein, bedurfte er einer Rückendeckung. Diese konnte ihm nur der russische Kaiser gewähren; und um nun diesen dazu willig zu machen, mußte er ihm ein anständiges Gegengeschenk versprechen: die Moldau und Walachei. Dieses Angebot war für Alexander reizend genug, um ihm das Versprechen abzulocken, Preußen und Österreich so lange im Schach zu halten, bis Napoleon mit Spanien fertig wäre; ja er hatte sogar nichts dagegen, daß Napoleon in bodenloser, frecher

Willkür denjenigen Paragraph des Tilsiter Friedens strich, wonach Preußen für den Verlust von Hannover eine Entschädigung erhalten sollte.

Die beiden kaiserlichen Majestäten beräucherten sich in Erfurt gegenseitig mit Schmeicheleien, und der Schwarm der Könige, Großherzöge, Herzöge und Fürsten von Napoleons Gnaden sah andächtig zu. Auch die Dichter Goethe und Wieland hatten es über sich vermocht, das Fest des Titanen durch ihre Gegenwart zu verherrlichen, verschwanden aber bald wieder, von der erfahrenen vornehm-geringschätzigen Behandlung wenig erbaut, und brachten eine um so üblere Laune mit heim, als sie merkten, daß der bessere Teil des Volks ihnen wegen dieser Kriecherei vor dem zum Kaiser avancierten Korporal zürnte und ihnen den Denkzettel gönnte.

Auch diesmal konnte Napoleon nicht umhin, dem König von Preußen eine recht raffinierte Demütigung zuzufügen, indem er mit seinen Trabanten auf dem Schlachtfeld von Jena — eine Hasenjagd veranstaltete. Natürlich waren der Prinz Wilhelm und der Graf Goltz zu diesem Weidmannsvergnügen eingeladen, und wehe ihnen, wenn sie die Einladung ausgeschlagen hätten! —

Der Tyrann hatte nun freie Hand: er konnte nach Spanien gehen, um den Volksaufstand mit einem Heer von 300 000 Mann zu erdrücken. Er zog am 4. Dezember als „Sieger“, wie er sich nannte, in Madrid ein — da kam ihm die Nachricht, daß Österreich wider ihn aufgestanden sei. Er mußte zurück, und kaum hatte er den Rücken gewendet, als das spanische Volk wieder aus seinen Bergen und Schluchten hervorkam, um den zurückgebliebenen französischen Marschällen die Hölle zu heizen, so daß der Obermeister in harte Bedrängnis geriet, indem er seine Augen vorwärts und rückwärts zugleich haben mußte. —

In Berlin war große Freude: endlich, endlich sollte die Residenz ihr geliebtes Herrscherpaar wiedersehen — Napoleon hatte ja seine Truppen zurückgezogen und dem König sagen lassen, er könne nun mit seiner Familie nach Berlin zurückkehren, ja er hatte seine Meinung sogar in Befehlsform gekleidet, denn in seinem Namen hatte sich Marschall Davoust geäußert, man werde das längere Verbleiben in Königsberg als eine Kriegserklärung ansehen.

Nachdem unter himmelhoch jauchzender Freude der Bürgerschaft, von Blumen und Kränzen überschüttet, Major Ferdinand von Schill mit seiner Reiterschar in die Hauptstadt seinen Einzug gehalten, wurden Vorbereitungen zu einer glänzenden Empfangsfeier der königlichen Familie getroffen: die Akademie der Künste und Wissenschaften verabredete eine Illumination ihres Gebäudes unter den Linden, desgleichen auch andere Behörden und Korporationen; die Künstlerschaft ersann eine geniale Beleuchtung des Brandenburger Thors und ließ einige Zimmer des königlichen Palastes auf das großartigste dekorieren.

Die ganze Stadt brannte in verzehrender Ungeduld der Erwartung, aber das geliebte Herrscherpaar kam nicht und kam nicht, bis es eines Tages hieß: statt nach Berlin gedenkt man nach Petersburg zu gehen.

Man staunte, man wußte sich die Sache nicht zu deuten. Wußte man doch, wie der königlichen Familie und zumal der Königin das Herz nach dem teuren Berlin stand. Was war es denn nun, das sie zurückhielt? Es war das Mißtrauen gegen Napoleons Ehrlichkeit, welches allerdings in hohem Grad begründet war. Warum *forderte* er geradezu die Rückkehr der bis auf den Tod verhaßten Königsfamilie nach Berlin? Es lag ohne Zweifel eine Tücke dahinter verborgen, und es gab klare Köpfe genug, welche dieselbe durchschauten. Aus Berlin waren die

Franzosen hinweg, aber warum blieben sie noch in den rings-umliegenden Festungen sitzen? Um den König in seiner Residenz wie in einer Mausefalle zu haben.

Unter solchen Umständen erschien demselben die Einladung Kaiser Alexanders nach Petersburg als ein willkommener Ausweg, und er setzte seinen Kopf durch, obwohl ihm Stein auf das entschiedenste davon abriet. Dieser hatte übrigens den vom König erbetenen Abschied endlich erhalten und ging nun, von den Thränen und Segenswünschen aller Patrioten, sonderlich der Königin Luise geleitet, über die preußische Grenze nach Österreich. Bald darauf traf ihn der Bannstrahl, nicht vom Papst in Rom, sondern von dem Tyrannen in Paris: „Ein gewisser Stein, welcher Unruhen zu erregen sucht, wird hiermit als Feind Frankreichs erklärt. Man soll seine Güter konfiszieren und sich seiner Person versichern."

Achtunddreißigstes Kapitel.

In Petersburg.

Strelna, das Lustschloß des Großfürsten Constantin, drei Meilen von Petersburg entfernt, strahlte am Abend des 6. Januar 1809 im Kerzenglanz. Der Besitzer war mit einem zahlreichen Gefolge hierher gekommen, um die hohen Gäste des Zaren zu empfangen: den König und die Königin von Preußen.

Schon beim Überschreiten der russischen Grenze hatten sie die schönsten Beweise von der Aufmerksamkeit Alexanders empfangen, um ihnen die beschwerliche Reise durch den russischen Winter auf alle Weise leicht und angenehm zu machen. Man

sah das Bemühen des Monarchen, die Gäste in seinen Landen alles das vergessen zu machen, was Napoleon an ihnen gefrevelt; vielleicht sprach bei ihm auch das eigene Gewissen mit: er hatte selbst an ihnen manches gut zu machen, was zu seinem enthusiastischen Gelöbnis unverbrüchlicher Freundschaft nicht recht stimmen wollte. In seinem Auftrag überreichten Fürst Dolgoruki und Graf Lieven, welche die allerhöchsten Herrschaften nach Petersburg geleiten sollten, denselben nebst den Vornehmsten ihres Gefolges an der Grenze kostbare Zobelpelze und warme Reisekleider, während eine Schar berittener Bauern ihnen Erfrischungen bot. — Alle Posthäuser der neununddreißig Stationen bis Petersburg hatten sich in ein festliches Gewand gehüllt, auf jeder derselben standen zweihundertundfünfzig frische Pferde bereit, und jeden Tag löste sich die Ehrenwache der Kosacken ab. Von den Wällen jeder Festung, welche man passierte, donnerten einundfünfzig Kanonensalven den Ankommenden ihren Gruß und stellte sich die ganze Besatzung in Parade vor dem dekorierten Absteigequartier auf.

Mit Windeseile flogen die Schlitten dahin, bis man am zehnten Tage Strelna erreichte.

Es wartete der Ankömmlinge ein glänzendes Mahl und eine ehrenvolle, herzliche Begrüßung.

Als der edle Wein seine erquickende und herzstärkende Wirkung begann, ertönte draußen ein Trompetensignal, und ehe man noch fragen konnte, was das zu bedeuten habe, öffneten sich die hohen Flügelthüren, um den Kaiser Alexander in strahlender Generalsuniform eintreten zu lassen. Es war ihm ein Herzensbedürfnis gewesen, seine lieben Gäste heute schon zu begrüßen.

Nach einer Stunde aber fuhr er wieder von dannen, um sie am folgenden Tag von seinem Residenzschloß in Petersburg mit allen kaiserlichen Ehren einzuholen. —

Die Königin Luise fand die ganze Nacht den Schlummer nicht; Gedanken der verschiedensten Art, fröhliche und traurige, kreuzten sich in ihrem Innern; die mannigfaltigen, auf der Reise empfangenen Eindrücke beschäftigten sie, und so fühlte sie sich am andern Morgen, als die Reise weiterging, etwas abgespannt, bis die in der Mittagssonne aufleuchtenden goldenen Kuppeln der kaiserlichen Riesenstadt ihre Blicke auf sich zogen und ihre Lebensgeister wieder weckten.

Am Thor hielt der Zar mit einem großen Gefolge. Das königliche Paar verließ nach der Begrüßung den Schlitten, der König, um ein bereit gehaltenes Roß zu besteigen und mit dem Kaiser vorauszureiten, die Königin hingegen, um mit der Gräfin von Voß und der Gräfin von Moltke in dem von acht Rappen gezogenen kaiserlichen Krönungswagen Platz zu nehmen, neben welchem der Großfürst Constantin mit gezogenem Degen herritt.

Vom Stadtthor bis zum Winterpalast bildete eine dreifache lebendige Mauer von Gardetruppen Spalier. Von den Häusern wehte reicher Flaggenschmuck, und tausendstimmiger Jubel erschütterte die Luft.

Im Winterpalast empfingen die Kaiserin Elisabeth und die Kaiserin-Mutter an der Spitze des gesamten Hofstaats die Gäste in einer Weise, daß durch alle Formen des Hofceremoniells das Herz, das warme Herz hindurchwirkte und den Gästen der Eindruck wurde, hier nehme wirkliche Freundschaft sie auf.

Nachdem die Königin im Beisein der beiden Kaiserinnen vom Balkonzimmer aus die Parade der Truppen mit angesehen, wurde sie über die Galerie nach dem Schloß Eremitage geführt. Das sollte ihre Wohnung sein während ihres Aufenthaltes in der Zarenstadt.

Sie glaubte in einen Feeenpalast zu treten. Zwölf Zimmer reihten sich aneinander, eines das andere an Pracht der

Dekoration überbietend, bis beim Eintritt in das letzte ein lauter Ausruf des Entzückens ihren Lippen entfuhr. Die Wände schimmerten von rosafarbener, in malerische Falten gelegter Seide, über welcher ein luftiges Gewebe von durchsichtigem, weißem Krepp wie ein zarter Duft gehaucht lag. In den Nischen lugten aus dem Grün üppiger Schlingpflanzen alabasterne Nymphen, im Hintergrund sprudelte ein reizender kleiner Springbrunnen duftendes Wasser, in goldenen Vasen prangten kostbare Blumen, sämtliches Zimmergerät strotzte von Gold und glitzerte von eingelegten Edelsteinen. Auf dem Tisch stand eine Toilette von schwerem Gold und ein Blumenkorb, in welchem sechs türkische Shawls lagen, beides ein Gastgeschenk für die Königin. — Fürsten und Fürstinnen waren es, die sie bedienten, alles lauschte unterthänig ihren Wünschen und Winken.

Luise war nicht imstande, zu sich selbst zu kommen, denn eine Festlichkeit drängte die andere, und bis in die sinkende Nacht gab es immer neue Genüsse, bis eine Illumination der Stadt den Tag beschloß.

Und so ging es ununterbrochen weiter, drei Tage lang; da erst kam eine Pause, aber auch nur für einen Tag, denn der folgende Tag, der 12. Januar nach unserm Kalender, brachte das russische Neujahr mit seinen mannigfaltigen Festivitäten und gegenseitigen Beschenkungen. Auch diesmal wurde die Königin überreich bedacht. Außerdem brachte dieser Tag die Vermählungsfeier der Großfürstin Katharina mit dem Prinzen von Oldenburg.

Großes Interesse gewährte den Gästen auch das einige Tage später folgende Fest der Wasserweihe auf der Newa, eines der höchsten Kirchenfeste Rußlands, an dessen malerischen Ceremonieen sich das ganze Volk vom Zaren bis zum Bettler beteiligt — allerdings, gemäß dem allgemeinen Charakter des

russischen Kultus, mehr ein Schauspiel für das Auge, als eine Erbauung für das Herz.

Viel größeren inneren Gewinn gewährte der Königin die Besichtigung der mannigfachen Wohlthätigkeits-Anstalten und frommen Stiftungen, namentlich interessierte sie das von der Kaiserin-Mutter gegründete Fräuleinstift für 360 junge Mädchen, deren Erziehung unter dem Protektorat der Stifterin in wahrhaft mustergiltiger Weise geleitet ward.

Ein leiser Seufzer entglitt ihren Lippen, als sie die Anstalt verließ. „Wird auch für mich noch eine Zeit kommen, wo ich in ähnlicher Weise Barmherzigkeit üben kann?" — — Drückender als je empfand sie die Fesseln, in welche der Haß des siegreichen Feindes sie geschmiedet. —

Nicht geringere Teilnahme hatte sie für das von Katharina II. gebaute kolossale Erziehungshaus für Waisen- und Findelkinder.

An demselben Tag, dem 19. Januar, sollte im Taurischen Palast ein Feuerwerk brennen. Es war eine grimmige Kälte, und der Wind blies eisig aus Sibirien. Doppelt verhüllt bestieg die Königin mit ihrem Gemahl den Schlitten, um der an sie ergangenen Einladung zu folgen. Aber durch alle Verhüllung fand der Wind seinen Weg, und ganz durchfroren langte das königliche Paar an dem Bestimmungsorte an. Das Schauspiel aber, welches sich hier bot, gab ihnen bald die Wärme zurück. Von einer auffliegenden Taube entzündet loderte wie durch einen Zauberschlag ein Feuermeer empor, dessen Pracht alles bisher Gesehene in Schatten stellte. Immer neue Gestalten tauchten aus der Feuermasse auf; man fiel aus einer Überraschung in die andere, und obwohl das Schauspiel ziemlich lange dauerte, spürte man nichts von Ermüdung.

Am andern Morgen beim Thee fiel dem König an seiner Gemahlin eine Bläſſe und Dämpfung der Stimme auf. Sie

schob das Unwohlsein auf die Anstrengungen und Aufregungen der festlichen Tage, namentlich auf das gestrige Feuerwerk, und erklärte, sich den Tag über still im Zimmer halten zu wollen.

Sie setzte das auch durch, aber ohne Erfolg: am andern Tag befand sie sich in Fieberhitze und mußte im Bett bleiben. Die äußerste Besorgnis pflegte die Leidende, und nach sechs Tagen fühlte sie sich so weit wieder hergestellt, daß sie an dem für den Geburtstag der Kaiserin arrangierten Maskenfeste teilzunehmen imstande war. Ihr Antlitz zeigte noch die Spuren der ausgestandenen Krankheit, ihre Augen hatten noch nicht den alten Glanz wieder, trotzdem aber lautete das allgemeine Urteil: „Königin Luise ist die Perle der Frauen, der Höhepunkt aller weiblichen Schöne und Anmut.“

Müde, sehr müde kam sie nach Haus. Sie war gesättigt, übersättigt von alle dem, was Liebe und Freundschaft ihr geboten, um sie den Jammer ihres Geschicks vergessen zu machen; und doch eigentlich nicht gesättigt: all der äußere Schimmer und Flitter war nicht imstande gewesen, in ihrem Herzen die Leere auszufüllen, welche sie mit nach Petersburg gebracht; ja sie hatte Stunden gehabt, wo ihr mitten in dem Glanz um sie her die Thränen in die Augen getreten waren und das Herz sich zusammengezogen hatte in großem, unendlichem Weh; und namentlich in den stillen Stunden, welche sie hatte, fühlte sie mit erschreckender Klarheit die Ohnmacht aller menschlichen Liebe, ihre Wunden zu heilen und ihr Herz zu trösten.

Sie sehnte die Abreise herbei und war von Herzen froh, als am 31. Januar die russische Kaiserstadt hinter ihrem Rücken verschwand.

Elf Tage dauerte wieder die Reise, und als am 10. Februar das hohe Paar in Königsberg einfuhr, klang ihm der Willkommsjubel der getreuen Unterthanen doch noch viel schöner

als alles, was man in Petersburg vernommen. Während jedoch am andern Tag das Volk sich im Theater an einem von Schenkendorf zur Verherrlichung der Landesmutter gedichteten Lied begeisterte und zweimal stürmisch dessen Wiederholung forderte, saß die Gefeierte in ihrem Kabinett und schrieb an ihre Freundin Frau von Berg: „Wir sind gestern aus Rußland mit Gottes Hilfe wohlbehalten heimgekehrt. Ich bin gekommen, wie ich gegangen. Nichts blendet mich mehr, und ich sage Ihnen noch einmal: Mein Reich ist nicht von dieser Welt."

Neununddreißigstes Kapitel.

Hoffnungen und Enttäuschungen.

Es wollte diesmal nimmer Frühling werden. Der Februar hatte einen schwachen Versuch dazu gemacht, aber was er geschaffen, das hüllte im Beginn des März der tückische Winter noch einmal in Schnee, und die Eisblumen an den Fenstern erschienen wie ein Hohn auf das frische Grün, mit welchem in dem Königsberger Schloß die Liebe den Geburtstagstisch der Königin geschmückt hatte. So war das wilde Wetter denn auch nicht geeignet, die Stimmung des Geburtstagskindes zu erhöhen. Mit Wehmut nahm sie die Wünsche hin, welche sich von allen Seiten um sie drängten, mit großer Überwindung zwang sie sich zum Lächeln, welches die Höflichkeit ihr abzwang. Sie war froh, als der Tag vorüber war, als sie aus dem Geräusch in die Stille gehen konnte.

Zwei Tage später schrieb sie wieder an ihre Freundin Frau von Berg.

„Ich habe einen Tag verlebt, wo die Welt mit allen ihren Sünden auf mir liegt. Ich bin krank, und ich glaube, so lange die Sachen so gehen, werde ich auch nicht wieder genesen. Der Krieg mit Österreich wird ausbrechen, das weiß alle Welt — aber was Sie nicht wissen und was mich bis in den Tod betrübt, ist dieses, daß Rußland durch seine neue Verbindung mit Napoleon am Ende gar genötigt wird, gemeinsam mit Frankreich gegen Österreich loszuschlagen. Ermessen Sie die Folgen, die das für uns haben kann, daß wir, wenn es wirklich so weit kommt, mit zu dieser Partei übergehen müssen! Preußen gegen Österreich! Was soll aus Deutschland werden?! Nein, ich kann es nicht aussprechen, was ich fühle, die Brust möchte es mir zersprengen! Und wir hier in dieser Verbannung, in diesem Klima, wo alle Stürme wüten, entfernt von allem Heimischen! O Gott, ist es der Prüfungen noch nicht genug? —

Mein Geburtstag war ein Schreckenstag für mich. Abends ein großes, glanzvolles Fest, welches die Stadt mir zu Ehren gab, vorher ein reiches, frohes Mahl im Schloß — nein, wie mich das traurig gemacht hat! Das Herz war mir zerfleischt — und ich habe getanzt! Ich habe gelächelt, ich habe den Festgebern Angenehmes gesagt, ich bin freundlich gewesen gegen alle Welt, und ich wußte vor Unglück nicht wohin! — Wem wird Preußen übers Jahr gehören? Wohin werden wir alle zerstreut sein? Gott, allmächtiger Vater, erbarme dich!“ — —

Nach vierzehn Tagen hatte der Winter endlich ausgetobt, und nun war wie durch einen Zauberschlag die Welt gewandelt. Zusehends grünte und blühte alles auf, und des lieben Herrgotts Musikanten bliesen im vollsten Orchester den Lenzes-Einzugsmarsch.

Aber auch von den Menschenherzen taute das Eis, auch in den Menschenherzen knospte ein Frühling neuer Hoffnung,

und von den Augen der Königin Luise hoben sich in gleichem Maß die Schatten dumpfen Trübsinns. Die Sachen ließen sich ja besser an, als sie zuerst gefürchtet. Der Krieg zwischen Österreich und Frankreich, dem man mit Bangen und Zagen entgegengesehen, fing allmählich an, im Gegenteil die schönsten Erwartungen in den Herzen aller deutschen Männer zu wecken.

Österreich hatte seit dem Jahre 5, wo es in der Schlacht von Austerlitz dem Anprall des Schlachtenmeisters auf den ersten Stoß erlegen war, sehr viel gelernt. Es hatte sich auf sich selbst besonnen, hatte die kranken, faulen Stellen an seinem Staats- und Volkskörper erkannt und den Schaden beseitigt; bis in die untersten Fundamente war die reorganisierende Thätigkeit gegangen, und ein neuer Geist war in dem Volk erwacht, welcher mit Mut und Zuversicht dem Feind ins Auge sah. In demselben Sinne wie in Preußen der Freiherr vom Stein hatte dort der Graf Johann Philipp von Stadion gewirkt, und es war demselben trotz hartnäckigen Widerstands gelungen, die alten Vorurteile zu durchbrechen, die Geistesfesseln zu lockern, den Gemeinsinn zu heben, Bildung und Aufklärung zu fördern und der Heeresorganisation eine ganz neue Gestalt zu geben. Fast alles, was gesund und kräftig war, schlüpfte freiwillig in den Waffenrock, das ganze Reich war in ein großes Heerlager verwandelt, und in diesem Heerlager wehte ein Geist, wie Österreich ihn noch nie gekannt: in Flammen schlug die patriotische und kriegerische Begeisterung in die Höhe und schlang um Fürst und Volk ein Band der schönsten Eintracht.

Napoleon sah mit den Augen seiner Spione das alles recht gut und hätte am liebsten einen Krieg mit solchem Gegner gemieden, ja er hatte den Versuch gemacht, Österreich durch allerlei lockende Versprechungen zur Demobilisierung zu bewegen. Als er aber für seine Sirenenlieder kein Gehör

fand, blieb ihm nichts übrig, als noch einmal das Würfelspiel der Schlacht zu wagen.

Zwar schlug er jetzt wieder seinen beliebten Prahlton an, um seiner Armee von vornherein die Gewißheit des Siegs zu garantieren, aber wohl war es ihm dabei durchaus nicht, denn Österreich war es nicht allein, mit welchem er zu thun hatte: England drohte auch und verhieß seinen Feinden eine kräftige Flottenunterstützung. Und nun blitzte es auch in Norddeutschland allenthalben auf: man hielt die Zeit der Rache für gekommen, und wenn man bei der Aufführung von Schillers Tell die Worte vernahm: „Mach' deine Rechnung mit dem Himmel, Vogt — fort mußt du, deine Uhr ist abgelaufen", da rief man es im vollen Chore nach, und wer der Vogt war, brauchte man nicht erst zu sagen.

Es war in den ersten Tagen des April, als aus dem schwülen Gewölk der erste Blitzstrahl zuckte. Bei Stendal stand plötzlich ein ehemaliger preußischer Offizier, Hauptmann v. Katt mit einer kühnen Schar auf dem Plan. Auf Magdeburg führte er in tollem Marsch die Seinen, die Feste zu überrumpeln und dem Feinde abzunehmen. An Mut der Begeisterung gebrach es dem Haufen nicht, aber die Zahl war zu klein. Der erste Schlag mißlang, Katt flüchtete seine Mannschaft nach Böhmen. Aber auf einen Hieb fällt ja kein Baum — und etliche Wochen später erfolgte der zweite Hieb: bei Wolfhagen in Hessen standen die Bauern auf, und dem „König Lustik" in Kassel bebte das Herz im Leibe. Er schickte den Oberst v. Dörnberg gegen sie — da war er aber an den Unrechten gekommen; statt gegen die Bauern zu fechten, stellte er sich an deren Spitze und rückte den königlichen Truppen entgegen. Aber leider vermochte auch er sich nicht zu halten und mußte gleichfalls nach Böhmen fliehen.

Der zweite Hieb hatte auch noch nicht gesessen, da erfolgte bald der dritte. Es war am 28. April, als aus Berlin eine

Reiterschar und ein Bataillon Fußvolk ausrückte. Ganz harmlos sah das aus, als gelte es eine Feldübung oder eine Parade. Draußen aber auf dem Weg nach Potsdam ließ der Führer Halt machen und sagte seinen Leuten mit flammenden Worten, um was es sich handle: es gelte nichts Geringeres als die Schwerterhebung gegen den Tyrannen. „Wir ziehen auf Westfalen zu, und ich denke, wenn wir den König Jerome begrüßen, ist aus dem Häuflein eine Armee geworden; ich hoffe, unsere Kühnheit reißt die andern mit sich fort, und das Krümlein schwillt zur Lawine an. Tausende und aber Tausende denken so wie wir, tausend und aber tausend Fäuste ballen sich wider den Dränger. O, die geballten Fäuste werden sich bewaffnen, wenn sie nur sehen, daß ein Anfang gemacht ist! Zwar weiß der König nichts von meinem Beginnen, aber ich bin seiner freudigen Zustimmung gewiß. Wer nicht den Mut hat mir zu folgen, der weiche jetzt vom Platz — die andern folgen mir!"

Ein lufterschütterndes Hurrah antwortete dem allgeliebten, vergötterten Führer. Kein Einziger ging zurück, und vorwärts führte Schill die kleine Schar auf Halle zu, welches mit geringer Mühe überrumpelt und von der westfälischen Besatzung befreit wurde. Dann ging's auf Wittenberg. Von allen Seiten strömten Freiwillige zu, und mit gesteigerter Begeisterung warf Schill seine Schar gegen die Wälle der Elbfeste. Aber diese waren denn doch zu stark — man mußte zurück, und nun ging der Zug auf Magdeburg.

Da kam die Nachricht von dem verunglückten Ausgang des hessischen Aufstands. Das wirkte niederschlagend und verwirrend, aber doch noch nicht entmutigend. Bei Dodendorf in der Nähe von Magdeburg stieß man auf ein westfälisches Corps. Trotz der Überlegenheit des Feindes warf man sich auf ihn — und der Stoß gelang; die Westfalen wurden aus-

einandergesprengt und in die Flucht geschlagen. Gleichzeitig erschienen, um die Freude des Sieges zu erhöhen, 160 Mann von dem Bataillon Schill, welche aus Berlin noch nachgekommen waren. — Da aber fuhr ein Blitz vom heitern Himmel nieder. Ein Freund erschien vor Schill: „Du hast den König nicht gefragt, und der König ist wider dich, er verurteilt und verabscheut dein Unternehmen!"

Schill erbleichte und rief: „Das ist nicht wahr, das kann nicht wahr sein!"

Der Freund zog schweigend ein Papier aus der Tasche und hielt dem Major einen schriftlichen Armeebefehl Sr. Majestät vor die Augen.

Da verlor Schill den Kopf und das Herz. „Der König, den ich retten wollte, verabscheut mich, das deutsche Volk sieht mir auch unthätig zu — o weh, o weh, daß Germania die Stunde nicht erkennt, die ihm zu seiner Rettung schlägt!" —

Mit dem Mut der Verzweiflung warf sich der unglückliche Mann auf Stralsund. Wie die Rasenden stürmten seine Scharen gegen das Thor — und das Thor sprang auf. Noch einmal loderte in den Herzen der Tapfern die Hoffnung auf, aber die 1800 Mann, über welche Schill noch zu gebieten hatte, reichten nicht hin, die umfangreichen Wälle zu besetzen und die Geschütze zu bedienen. In vierfach überlegener Zahl rückte der Feind heran, da war's vorbei — man konnte die Thore nicht halten. Ein fürchterliches Straßengemetzel erfolgte, und mit dem Ruf: „Besser ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende" sank der heldenkühne, tapfere Mann sterbend vom Roß.

Durch die deutschen Lande ging ein Aufschrei des Schmerzes, als man auch dieses vergeblich vergossene Opferblut fließen sah; zumal die Königin verhüllte trauernd ihr Haupt. Gerade Schill war ihr vor andern wert gewesen, die Glut seiner patriotischen

Begeisterung und der ideale Flug seiner Gedanken hatte sie sympathisch berührt, und mit heimlichem Weh hatte sie die Unwillensäußerungen des Königs über den unberufen Handelnden vernommen. Sie hatte dazu still geschwiegen in der Hoffnung, daß sich Schills Weissagung erfülle, daß seine That in den Herzen zünden und eine allgemeine Erhebung hervorrufen werde. Nun war auch dieser Stern erloschen, und in dumpfer Trauer saß die hohe Frau, bis abermals ein Schein am Horizont aufleuchtete, der wie Morgendämmerung aussah.

Man hatte ja mit Spannung nach dem österreichischen Kriegsschauplatz geschaut; die ersten Zusammenstöße waren für die Österreicher nicht günstig gewesen, in raschem Schritt war Napoleon auf Wien marschiert. Jetzt aber kam die Kunde von einer großen zweitägigen Schlacht, und froh aufatmend hörte man, daß Österreich seinen Waffenruhm glänzend wiederhergestellt habe. Dort, wo der erste Habsburger in siegreichem Kampf den Grundstein seiner Macht gelegt hatte, auf dem blutgetränkten Marchfeld zeigte seiner Nachkommen einer, der Erzherzog Karl, sich seines großen Ahnherrn würdig. Die mörderische Schlacht bei Aspern und Esling gab dem Wahn der Unbesiegbarkeit Napoleons einen neuen Stoß. Aspern ging dem Schlachtenmeister verloren, Esling vermochte er nur mit Mühe zu behaupten, und der Rückzug nach der Lobau-Insel glich einer regellosen Flucht. Ohne Nahrung, ohne Munition lag da die erschöpfte französische Armee und wäre verloren gewesen, hätte der Erzherzog noch einmal seine Truppen zum Sturm befohlen. Leider unterließ er das, und sah zu, wie die Umschlossenen sich auf Kähnen retteten.

In dem Schloß zu Kaiser-Ebersdorf lag Napoleon und schlief — er war noch erschöpfter und gebrochener als seine Soldaten. Ein Haufe kam und plünderte das Schloß — er hörte es nicht, er schlief. Man wollte ihn, nachdem er zehn

Stunden regungslos gelegen, wecken, aber man wagte es nicht. — Wieder vergingen zehn Stunden, und noch war der Kaiser nicht erwacht. Die Generäle standen mit bestürzten Mienen bei einander und beratschlagten, was zu thun sei im Fall seines Todes oder seiner Gefangenschaft. Wieder wollte man ihn wecken, aber die Ärzte stellten sich wehrend entgegen. Da endlich, nach einem dreißigstündigen Schlaf, schlug der Kriegsgott die Augen auf. Er lebte wieder, und mit ihm auch die Armee.

Aber die Schlacht war und blieb verloren, der Unbezwingliche war in offener Feldschlacht bezwungen, diese Freudenbotschaft ging wie ein Frühlingshauch durch die deutschen Lande. —

Doch es war nur eine kurze Freude. Österreich ließ den wunden Löwen wieder zu Kräften kommen, und als es am 6. Juli bei Wagram zu einem neuen Ringkampf kam, da behielt der Löwe das Feld.

Zwar war es kein entscheidender Sieg, aber Österreich sehnte sich nach Frieden und Napoleon desgleichen: es wurde ihm unheimlich bei dem Gähren rings um ihn her, das Grollen der Völker in Norddeutschland und in Tyrol, welches er erst hochmütig verachtet hatte, es wurde ihm nach und nach zum Schreckgespenst, besonders seit dem Tage, wo ein junger Naumburger, Namens Friedrich Staps, bei einer Truppenmusterung in Schönbrunn die Meuchlerhand gegen ihn erhoben hatte.

Österreich seufzte über den Frieden, den es mit 2000 Quadratmeilen, 3 Millionen Einwohnern und 85 Millionen Francs Kriegskosten hatte erkaufen müssen. Ohnmächtig, in seinem Kern gebrochen, lag der Kaiserstaat am Boden, und die Zurufe von Tyrol her: „Wir halten dich, Kaiser Franz", die Heldenthaten eines Andreas Hofer, sie vermochten auch nicht den geknickten Mut wieder zu erheben, denn was wollte

das Häuflein der Recken auf die Dauer ausrichten gegen die immer massiger heranrückenden Feinde? Und wenn ihre Faust tausend schlug, wenn ihre Berge ihnen Schutz und Zuflucht boten, was vermochten sie, wenn der Verrat zu ihrem Schlupfwinkel die Wege wies? Der Held der ganzen Bewegung, der Sandwirt von Passeier, ward gefangen und nach Mantua geschleppt, um sein Urteil zu empfangen. Die Flintenschüsse von Mantua, sie hallten durch ganz Deutschland, sie wurden auch in Königsberg vernommen, und unter ihrem Knattern zuckte auch ein Frauenherz zusammen, als wäre es selbst getroffen und seine letzte Hoffnung getötet.

Noch im September 1809 hatte Luise an eine Freundin geschrieben: „Haben Sie es schon gehört? Der König hat befohlen, daß in den Kirchen Gedächtnistafeln der um das Vaterland verdienten Krieger aufgestellt werden, zur Verherrlichung der Toten, zur Auszeichnung der Lebenden und zur Nacheiferung der andern. Das ist eine Freude mehr, aus welcher vielleicht doch noch die Flamme Gottes schlagen kann, welche die Geißel der Völker verzehrt. Hat es denn nicht, wie in Spanien, auch in Tyrol gezündet? „Auf den Bergen ist Freiheit“ — klingt diese Stelle, die ich jetzt erst verstehe, nicht wie eine Prophezeiung, wenn Sie auf das Hochgebirge blicken, das sich auf den Ruf seines Hofer erhoben hat? Welch ein Mann, dieser Andreas Hofer! Ein Bauer wird ein Feldherr, und was für einer! Seine Waffe — Gebet, sein Bundesgenosse — Gott! Er kämpft mit gefalteten Händen, kämpft mit gebeugten Knieen und schlägt drein wie mit dem Flammenschwert des Cherub! Und dieses treue Bergvolk — ein Kind von Gemüt, kämpft es wie die Titanen mit Felsstücken, die es von den Bergen niederrollt! Ganz wie in Spanien. Gott, wenn die Zeit der Jungfrau wiederkäme und wenn der Feind, der böse Feind doch endlich überwunden würde, überwunden

durch die nämliche Gewalt, durch welche einst die Franken, das Mädchen von Orleans an der Spitze, ihren Erbfeind aus dem Lande schlugen!"

So hatte die königliche Frau geschrieben, und nun? Nun zählte der treue Hofer auch schon zu den Toten, zu den Opfern des großen Menschenmörders. Auch auf den Bergen war die Freiheit nicht mehr, des Tyrannen Banner wehten von den Höhen; es schien, als hätte nichts auf Erden mehr Bestand, als sollte die Welt aus den Fugen gehen. Auch der Tugendbund war ja nicht mehr: ein Machtspruch Napoleons hatte ihn gesprengt, und seine Spione wachten mit Argusaugen, wo zwei oder drei beisammen standen.

Bleichen Angesichts, die Augen vom Weinen rot, saß Königin Luise, und zitternd schrieb die Hand ins Tagebuch: „Ach Gott, es ist viel über mich gegangen! Du hilfst allein — ich glaube an keine Zukunft auf Erden mehr! Gott weiß, wo ich begraben werde, schwerlich in preußischer Erde. Österreich singt sein Schwanenlied, und dann — Ade, Germania!"

Vierzigstes Kapitel.

Abendschatten.

Wir sind am Schluß des letzten Kapitels mit unserer Erzählung etwas geeilt; kehren wir jetzt in den November des Jahres 1809 zurück.

Der Pfarrer Borowsky saß auf seinem Stüblein und studierte an seiner Predigt, als ihm durch die Post von einem entfernten Freund ein Brief zuging. Er unterbrach seine Arbeit und las das Schreiben. Der Inhalt desselben nahm

ihn so in Anspruch, daß er die Predigt bei Seite schob, um dem Freund sogleich Antwort zu geben. Er schrieb:

„Mein lieber, alter Freund!

Von Herzen freue ich mich des tiefen Anteils, den Sie an dem Geschick unserer Königin nehmen, und will, Ihrer Bitte nachkommend, Sie nicht lange in Ungewißheit über ihr Befinden lassen.

Dieses Jahr ist für sie ein besonders schweres gewesen; gegen Ende des Frühjahrs haben wir sogar um ihr Leben gebangt, denn sie lag hart am Wechselfieber danieder. Der Aufenthalt auf den Huben, wohin sich die königliche Familie abermals begeben, wirkte kräftigend auf die Genesende, bis am 9. September ein bedenklicher Rückfall in das Fieber sie nach Königsberg zurückzwang. Der Anfall ist, Gott sei Dank, wieder vorüber, die Königin hat das Bett wieder verlassen und nimmt Besuche an; ich selbst bin jetzt viel bei ihr gewesen, ihr Trost zuzusprechen, aber oftmals haben sich die Rollen vertauscht: anstatt zu geben habe ich empfangen. Sie ist wieder die Alte und strahlt wie eine Sonne Licht und Wärme aus. Fröhlich ist freilich unsere teure Königin in dieser Passionszeit nicht, aber die Klarheit und Ruhe, welche Gott ihr schenkt, verbreitet über ihre ganze Persönlichkeit eine Anmut, die man eine würdevolle nennen kann. Ihre Augen haben allerdings den früheren Lebensglanz verloren, und man sieht es ihnen an, daß sie viel geweint haben und noch weinen; aber damit haben sie den milden Ausdruck einer sanften Wehmut und stillen Sehnsucht empfangen, welcher noch mehr und besser ist als Lebenslust. Die Blüten auf ihrem Angesicht sind wohl verblüht, und eine sanfte Blässe umgiebt es; doch ist es noch schön, und auf ihren Wangen wollen mir die weißen Rosen fast noch besser gefallen als früher die roten. Um ihren Mund, den

sonst ein glückliches Lächeln umschwebte, sieht man jetzt von Zeit zu Zeit ein leises Beben der Lippen; es liegt darin wohl Schmerz, aber kein bitterer. Ihr Anzug ist stets höchst einfach, und die Wahl der Farben bezeichnet ihre Stimmung.

Die christliche Frömmigkeit unserer Königin ist eine gesunde, einfache, fern von allem Gezwungenen, Erkünstelten und Sentimentalen. Sie giebt allen ihren religiösen Ansichten, Gefühlen und Bestrebungen die feste Grundlage des göttlich geoffenbarten Bibelworts, bringt damit Gewißheit, Zusammenhang und Zuversicht in ihr Gemüt, und bei dem Vertrauen, dessen sie mich würdigt, suche ich vorzüglich darin sie zu bestärken. Ganz besonders sympathisiert sie jetzt mit den Psalmen. Die heilige Begeisterung, welche in denselben waltet, sagt ihrer schönen, zarten Natur zu und giebt ihrem frommen Gemüte Schwingen. Eigene, ernste Lebenserfahrungen schließen ihr das Heiligtum der heiligen Schrift auf und führen sie in den tiefen, reichen Sinn derselben ein. Der alte Spruch: „Trübsal lehret aufs Wort merken und dasselbe verstehen“ bestätigt sich auch an ihr aufs herrlichste. Als ich am letztvergangenen Sonntag die Ehre hatte, meine Aufwartung zu machen, fand ich sie allein in ihrem Wohnzimmer lesend in der heiligen Schrift. Schnell aufstehend und mir freundlich entgegenkommend begann sie sogleich: „Nun habe ich mich hineingedacht und hineingefühlt in den köstlichen 126. Psalm, über den wir letzthin mit einander sprachen. Je mehr ich ihn zu erfassen suche, desto mehr zieht er in seiner Erhabenheit und Lieblichkeit mich an, und ich weiß nichts, was meiner Stimmung sich so erhebend und tröstend anschließt, als dieses liebe, teure Wort. Der Seelenschmerz, der sich darin einfach ausspricht, ist tief und doch gelassen. Was er wirken und welche Früchte er bringen soll, ist in dem lieblichen Bild von der Saat und Ernte

treffend bezeichnet. Die alles Herzeleid tragende und überwindende Hoffnung geht darin auf wie die Morgenröte, und von fernher hört man durch die Unglücksstürme schon die Psalmen der Überwinder. Es weht ein Geist der Wehmut und doch auch des Sieges, der Ergebung und der frohesten Zuversicht darin: eine Elegie und doch auch ein Hymnus, ein Hallelujah mit Thränen. Ich schaue diesen Psalm an, wie man eine schöne Blume anblickt, auf der der klare Tautropfen im Morgenlicht glänzt; gelesen und wieder gelesen hat er auch meinem Gedächtnis sich eingeprägt." Und nun sagte die Königin in leisem, aber klarem und warmem Ton den Psalm her, der den Gottesfürchtigen, die mit Thränen säen, eine Ernte mit Freuden verheißt.*) Ihre melodische, ich kann gar nicht sagen, wie betonte Sprache floß wie ein Gesang aus ihrem reich besaiteten Herzen. Sie selbst erschien mir schöner, als ich sie jemals gesehen. —

Eine unermüdliche Thätigkeit entfaltet sie jetzt in ihrer Fürsorge für das Schulwesen, welches nach dem Muster Pestalozzis eingerichtet wird. Sie hat für die Methode des schweizerischen Schulmanns das wärmste Interesse. Als ich jüngst mit ihr darüber sprach, bemerkte sie: „Ich lese Lienhard und Gertrud, ein Buch für das Volk von Pestalozzi.

---

*) Psalm 126: Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, so werden wir sein wie die Träumenden.

Dann wird unser Mund voll Lachens und unsere Seele voll Rühmens sein. Da wird man sagen unter den Heiden: der Herr hat Großes an uns gethan.

Der Herr hat Großes an uns gethan, des sind wir fröhlich.

Herr, wende unser Gefängnis, wie du die Wasser im Mittag trocknest!

Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten.

Sie gehen hin und weinen und tragen edlen Samen, und kommen mit Freuden und bringen ihre Garben.

Es ist mir wohl in diesem Schweizerdorf. Wäre ich mein eigener Herr, so setzte ich mich in den Wagen und rollte zu Pestalozzi in die Schweiz, um dem edlen Mann mit Thränen in den Augen und mit einem Händedruck zu danken. Wie gut meint er es mit der Menschheit! Ja, in der Menschheit Namen danke ich ihm! Eine Stelle in dem Buch gefiel mir ganz besonders, weil sie so wahr ist: „Leid und Elend sind Gottes Segen, wenn sie überstanden sind“. Ja, mitten in meinem Elend sage ich schon: es ist Gottes Segen. Wie viel näher bin ich Gott — wie deutlich sind meine Gefühle zu Begriffen geworden über die Unsterblichkeit der Seele!“ — Die Königin vergißt ihre schwankende Gesundheit über ihrem Eifer für die Schule, besonders seit der vom König berufene Schulinspektor Karl August Zeller hier eingetroffen ist. Sie bespricht viel mit dem trefflichen Mann, erscheint sehr oft in den Schulen und wirkt begeisternd auf Lehrer wie auf Schüler. Der König hatte erst der ganzen Sache etwas kühl gegenübergestanden; wenn er jetzt mit dem ganzen Herzen dabei ist und sie auf alle Weise fördert, so ist es wesentlich die Königin, welche dieses Interesse in ihm entzündet und zur klaren Erkenntnis des inneren Zusammenhanges zwischen einer guten Volksschulzucht und der militärischen Disziplin gebracht hat. Und wie freut sich nun in seinem Schweizerdorf der edle Pestalozzi, eine Königin gefunden zu haben, welche mit dem Verständnis für seine Ideeen den Willen verbindet, sie unter ihrem Volk in die That umzusetzen, und nun gerade *diese* Königin! —

Am letzten Geburtstag des Königs ist die liebe Frau vor einem größeren Unglück gnädiglich bewahret worden. Seine Majestät wollte diesen Tag in aller Stille feiern und fuhr deshalb mit seiner Familie nach Medenau auf das Landgut eines hiesigen Handelsherrn. Das Wetter war aber

heillos, und der Wagen hatte auf dem aufgeweichten Weg vier volle Stunden zu fahren. Auf der Rückfahrt in der Nacht warf derselbe um, doch kam niemand dabei zu Schaden, nur wirkte der gehabte Schrecken auf die kaum dem Bett erstandene Königin lähmend, so daß sie sich nach der Heimkehr wieder legen mußte.

Ich muß Ihnen gestehen, lieber Freund, ihr Gesundheitszustand macht mir auf die Dauer Sorge. Ich weiß sie zwar bei Dr. Hufeland in guten Händen, denn der thut, was er kann, aber es will mir scheinen, als wäre es mit seiner Wissenschaft am Ende, denn das Fieber kehrt bei jeder Gelegenheit wieder und schwächt den zarten Organismus immer mehr. Ich fürchte, die Königin ist kränker, als sie sagt. Sie hat ja einen so starken Willen, es ist eine ritterliche Frau. Jüngst sprach ich ihren Bruder, den Erbprinzen Georg von Mecklenburg-Strelitz, der mit traurig gesenktem Haupt aus dem Schloß trat, und fragte ihn nach der Ursach seines Leidwesens. Er gab mir zur Antwort: „Die Königin, meine Schwester, macht mir Sorge. Sie hat sich, seit ich sie das letzte Mal sah, sehr merklich verändert. Ihre Haut ist so durchsichtig geworden — ich besorge, es nagt ein Wurm an dieser schönen Pflanze.“ — Ich suchte dem Prinzen seine Besorgnis auszureden, konnte es aber nur mit halbem Herzen. Die Königin ist Gegenstand meiner täglichen Fürbitte — und wie viele mögen es sonst sein, deren Gebete für die geliebte Landesmutter zu Gottes Thron hinaufsteigen! Ich mag das nicht denken, daß diese Bitten unerhört blieben — — — —.

Sie wird uns nun bald verlassen — die Zeit ist endlich gekommen, daß die Königsfamilie in ihre Residenz zurückkehren kann. Wir gönnen ihr das alle von ganzem Herzen — um ihretwillen, aber wir stehen dann verlassen

und vereinsamt, es wird sehr still werden in Königsberg, und unser Leben wird sich in Dämmerung hüllen, wenn uns diese Sonne nicht mehr leuchtet. — Nun, wie Gott will! Wir wollen nicht klagen, preisen wollen wir vielmehr den Herrn, daß seine Güte uns so lange diese Sonne scheinen ließ.

Leben Sie wohl! Es grüßt Sie von ganzem Herzen

Ihr

Borowsky."

* * *

Es war am 14. Dezember des Jahres 1809. In dichtem Flockengewirbel fiel der Schnee vom Himmel und hüllte die Erde noch dichter in den Winterpelz.

Im Schloß zu Königsberg waren die Diener geschäftig, Koffer zu packen und Kisten zu vernageln. Morgen sollte die Rückreise der königlichen Familie vor sich gehen.

Die Königin Luise stand allein in ihrem Gemach am Fenster und ließ träumend ihre Augen hinausgehen in das Schneetreiben. Da öffnete sich die Thür, und die Oberhofmeisterin Gräfin von Voß trat ein, um über einige Reisegegenstände die Verfügung ihrer Herrin zu erforschen.

„Bitte, liebe Voß, quälen Sie mich nicht mit solchen Nebendingen," antwortete die Königin. „Besorgen Sie das nach Ihrem eigenen Ermessen! Meine Seele bewegt sich jetzt in andern Gedanken. Es ist merkwürdig mit mir, ich begreife mich selbst nicht. Es zog mich eine unauslöschliche Sehnsucht, ein tiefes Heimweh nach Berlin und nach meinem lieben Charlottenburg; jetzt, wo die Stunde gekommen ist, ergreift mich vor der Heimkehr ein unüberwindliches Bangen und Zagen. Meine Seele hebt sich in Freude, wenn ich mich hineindenke in die Räume, die einst mein Glück sahen, unter die treuen

Herzen, die mich lieben und achten. Aber es ist eine Freude mit Zittern, düstere Schatten ziehen darüber hin, schwarze Ahnungen ängsten mich, als dürfte ich nicht gehen, als müßte ich hier in Königsberg bis an mein Ende bleiben."

Die Oberhofmeisterin schüttelte lächelnd den Kopf. „Es ist das Weh des Abschieds von einer Eurer Majestät teuer gewordenen Stadt, was Ihre Seele bewegt, und aus dieser Bekümmernis gestalten sich die dunklen Schattenbilder. Glauben Sie mir: wenn erst die Türme von Berlin vor unsern Blicken auftauchen, hernach wird es auch in Eurer Majestät Innern wieder licht werden, und mehr als das: ich denke, die Heimatluft soll der Kranken bessere Dienste thun als alle Tinkturen und Pillen der Ärzte."

„Gott walt's!" seufzte die Königin und begab sich zu ihren Kindern.

Einundvierzigstes Kapitel.

Nach Berlin.

„Fahr' doch zu, Jochen!"

„Fährt sich was, Herr! Eine heillose Wirtschaft hier! Wenn das so fortgeht, frieren wir hier noch an."

„Mach' nur noch einen Versuch, Jochen — ich halt's kaum noch an den Beinen aus!"

„Heda, Leute, Platz! Laßt uns doch endlich durch!"

„Ist bald gesagt, Freund! Sieht Er denn nicht da vorn die Verstopfung? Wir sind ja selber eingekeilt und übler daran als Er da auf seinem Bock!"

Dieses Gespräch wurde an einem bitterkalten Dezembertag des Jahres 1809 im Thor von Stargard geführt. In dichten Massen war's den ganzen lieben Tag von allen Windrichtungen zur Stadt herzugeströmt, denn es war angesagt worden, die königliche Familie werde auf ihrer Rückreise nach Berlin in Stargard Rast machen. Da durfte ja keiner daheim bleiben, auch der alte 72jährige Nettelbeck nicht, jener brave, herrliche Mann, den wir schon in Kolberg kennen gelernt haben als den, der mit Gneisenau und Schill die Feste gegen die Franzosen hielt, wo andere, viel stärkere Bollwerke von ehr- und pflichtvergessenen Kommandanten dem Feinde übergeben wurden. Der alte Mann, welcher lange Zeit als Schiffskapitän auf dem Meer herumgeschwommen war und dann sich in seiner Vaterstadt als Brauer niedergelassen hatte, der war es, welcher mit seinem Freund, dem Kaufmann Gölckel in dem Schlitten saß und nimmer zum Stadtthor hinein konnte. Er hatte, dem Tag zu Ehren, seine Admiralitätsuniform angelegt und seine Brust mit der ihm vom König verliehenen goldenen Verdienstmedaille geschmückt.

Es dauerte noch eine Weile, ehe der Schlitten flott wurde, und auch dann ging es nur im Leichenzugsschritt vorwärts.

Man hielt vor dem Gasthof zum Ritter und bat um Quartier; aber daran war nicht zu denken. Der Wirt zuckte beim Anblick der glänzenden Uniform mit unendlichem Bedauern die Achseln und ließ die Herren sich selbst überzeugen, daß in seinem Hause alles überfüllt sei.

So fuhr man weiter nach dem Löwen, aber hier wiederholte sich dieselbe Geschichte. Auch im Schwan war nichts zu machen, und die Herren wollten sich schon drein ergeben, den Tag hungernd und frierend unter Gottes freiem Himmel zubringen zu müssen, als Gölckel einen Bekannten auf der Straße bemerkte, dem er seine Not klagte.

„Wenn die Herren mit meiner bescheidenen Häuslichkeit vorliebnehmen wollten," versetzte dieser höflich, „so hätte ich wohl einen Unterschlupf."

Natürlich nahm man das Anerbieten dankbar an, und das um so mehr, als der Tag hinging, ohne daß von der Annäherung des Königs etwas verlautete.

Erst am folgenden Vormittag begannen die Glocken zu läuten: die königlichen Wagen waren in Sicht.

Alle Straßen, durch welche der Zug kommen mußte, waren dermaßen mit Menschen gefüllt, daß man sie fragte, wie es möglich sein solle, für die Wagen Luft zu machen.

Der alte Nettelbeck hatte sich mit seinem Freunde Gölckel auf einer hohen Haustreppe postiert und konnte von da aus alles gut sehen, wie er denn auch selbst weithin gesehen wurde und durch seine bunte Uniform die Blicke auf sich zog, besonders seit es in der Menge herumgesprochen worden war: „Dat 's de oll Nettelbeck!"

Aus der Ferne vernahm man ein dumpfes Brausen: das war das Jubelgeschrei der Menge, die draußen vor dem Thor stand, um die Ankommenden zuerst zu grüßen. Und immer gewaltiger erdröhnte das Brausen, immer näher kam der Zug. In einem offenen Wagen saßen die beiden Majestäten, um zu sehen und gesehen zu werden. Und sie sahen entblößte Häupter und thränende Augen, sie hörten ein Jauchzen mit Schluchzen gemischt, und ihnen selbst ward es schwer, ihrer Herzbewegung Meister zu bleiben.

Als sie mit Mühe und Not in dem Haus gelandet waren, welches ihnen zur Wohnung hergerichtet und auf das Festlichste geschmückt worden war, fielen sie sich in die Arme, und die Königin sagte mit vor Rührung bebender Stimme: „Ach lieber Fritz, wenn das so fortgeht bis Berlin, ich glaube, ich ersticke noch! Die Freude hat noch größere Macht über das Herz als

der Schmerz. Der Schmerz nagt, aber die Freude versetzt den Atem." —

Der alte Nettelbeck wollte mit seinem Begleiter eben in eine Weinstube eintreten und sich ein wenig erwärmen, als er sich von hinterwärts an der Schulter gepackt fühlte und die Worte hörte: „Na, da hab' ich ihn endlich! Das ist ja ein wahres Kunststück, Sie ausfindig zu machen, Nettelbeck! Kein Mensch konnte mir sagen, wo Sie Ihr Hauptquartier aufgeschlagen hätten."

„Sie sind es, liebster Vorstell?" rief Nettelbeck freudig erstaunt, da er den Flügel-Adjutanten Sr. Majestät, einen alten Bekannten von Colberg her, erkannte. „Was veranlaßt Sie denn, den alten Seelöwen aufzusuchen? Kommen Sie mit hinein und leeren Sie mit mir ein Glas auf das Wohl unserer Majestäten!"

„Dazu ist jetzt keine Zeit," sagte der Adjutant rasch. „Ich suche Sie im Auftrag Sr. Majestät, der Sie zur Audienz befohlen hat."

„Sie scherzen, Vorstell," gab Nettelbeck zurück. „Woher will der König wissen, daß ich hier bin?"

„Weil er Sie gesehen hat," versetzte der Adjutant.

„Nun, dann warten Sie hier auf mich, Gölckel," wandte sich Nettelbeck an seinen Freund.

„Ach, Herr Gölckel!" rief der Adjutant. „Sie auch hier? — Aber kommen Sie nur mit, ich werd's vertreten."

Gölckel wollte Umstände machen, aber der Adjutant nahm die beiden Colberger vor sich und trieb sie vor sich her, als ging's zur Exekution oder mindestens zum Gewahrsam. —

Der Audienzsaal war schon gefüllt, als die drei Männer eintraten. Glänzende Uniformen strahlten ihnen entgegen, und der alte Nettelbeck war bald von mehreren Herren umringt, die dem Recken herzlich die Hände schüttelten. Namentlich der alte

Blücher machte seinem Herzen laut Luft, daß alles sich umsah: „Nettelbeck, ei das freut mir ja ganz schrecklich, daß Sie auch da sind. Kommen Sie her, alter Freund und geben Sie mich einen Schmatz!"

In dem Augenblick, wo sich die Männer umfangen hielten, öffneten sich die Flügelthüren, und die Majestäten traten herein.

Der König ließ sich die Anwesenden alle vorstellen und unterhielt sich mit ihnen in der leutseligsten Weise. Plötzlich wandte er sich an seine Gemahlin und sagte halblaut: „Siehst du, Luise, ich habe mich nicht getäuscht: es war der alte Nettelbeck."

Damit trat er auf den Greis zu und reichte ihm die Hand. „Seien Sie mir gegrüßt, mein braver Nettelbeck! O, welche Freude ging durch meine Seele, als ich aus der Menge Ihr liebes Gesicht herausschauen sah. Ich habe Sie auf der Stelle erkannt. — Wen haben Sie da bei sich?"

„Halten zu Gnaden, Majestät," versetzte der Alte, „es ist mein Freund, der Kaufmann Gölckel aus Colberg. Adjutant v. Borstell hat ihn mit hierhergezogen und gesagt, er woll's vertreten!"

Mit großer Herzlichkeit reichte der König auch Gölckel die Hand. „O, die Colberger sind mir willkommen!"

Nettelbeck fuhr fort: „Wir kommen nicht allein, Majestät, wir stehen hier im Namen der Stadt Colberg, um Eurer Majestät von ganzem Herzen Dank zu sagen für die sonderliche Huld, deren sie sich von Höchstdenselben hat erfreuen dürfen, da ihr der Erlaß der Kriegssteuer zu teil ward. Wir haben für solche hohe Gnade kein anderes Dankopfer als die abermalige Versicherung unserer unerschütterlichen Treue, und das nicht allein für uns, nein auch für unsere Nachkommen. Stets bleibe es ihnen in das Herz geschrieben: Liebet Gott und euren König, und seid getreu dem Vaterland!"

Der König war bewegt und sagte, bald die beiden Colberger, bald die glänzende Versammlung ansehend, mit erhobener Stimme: „Colberg hat sich bereits im siebenjährigen Krieg getreu gehalten und sich dadurch meines Großoheims sonderliche Liebe erworben. Hätte jeder also seine Pflicht gethan, wahrlich, es wäre nicht so unglücklich gegangen, und wir stünden jetzt anders da!“

Dem alten Nettelbeck wallte das Herz über. Er schlug sich mit der Hand auf die Brust und rief: „Verflucht sei, wer seinem König und Vaterland nicht treu ist!“

Jetzt bekam er noch einen Schlag: der König klopfte ihm auf die Schulter und sprach: „Das ist recht, das ist brav! Wenn Sie heimkommen, grüßen Sie alle Colberger von ihrem dankbaren König und sagen Sie ihnen, sie sollen bleiben auf dem Weg der Religion und Moralität!“

Die beiden Männer verneigten sich ehrfurchtsvoll und wollten abtreten.

„Sie bleiben noch hier!“ gebot der König, und winkte seiner Gemahlin, die sich inzwischen mit andern Persönlichkeiten unterhalten hatte.

Die Königin reichte beiden die Hand und sagte mit bezauberndem Lächeln: „Ich nehme es als ein besonderes Geschenk, den Mann von Angesicht zu Angesicht zu sehen, der meine ganze Hochachtung besitzt. Sie haben gestanden, wo viele fielen, Sie waren treu, wo viele untreu wurden, Sie haben sich Ehre errungen, wo viele ihren Namen mit ewiger Schmach bedeckten. Gott segne Sie dafür und schenke Ihnen nach einem thatenreichen Leben einen schönen, stillen Feierabend!“

Dem Alten standen die Augen unter Wasser, und durch den Thränenflor hindurch erschien ihm die königliche Gestalt noch hehrer und herrlicher und lieblicher. —

Wie ein Trunkener wankte er nach der Audienz am Arm seines Freundes in sein Quartier zurück und summte unterwegs ein Seemannslied nach dem andern vor sich hin.

Aber kaum hatte er daheim Zeit gefunden, sich zu erholen und wieder zu sich selbst zu kommen, als abermals ein Abgesandter Sr. Majestät bei ihm eintrat und ihn samt seinem Freund zur königlichen Tafel lud. Er mußte der Einladung allein folgen, da Gölckel ausgegangen und nirgends zu finden war.

Eine zahlreiche Tischgesellschaft saß bei einander. Die Freude aber, welche sich in den mannigfaltigsten Formen und Ausdrücken kund gab, ruhte auf dem Untergrunde eines tiefen Ernstes.

Nachdem der König das Zeichen zur Aufhebung der Tafel gegeben, verabschiedete sich alles mit stummer Verbeugung von den Majestäten. Als unter den letzten Nettelbeck vor den König hintrat, winkte dieser ihm zu: „Bleiben Sie noch!" und er ging mit ihm samt der Königin in ein Nebengemach. Die beiden Majestäten redeten nun noch eine zeitlang vertraulich mit ihm und ließen sich von ihm eine ganze Reihe von Fragen beantworten.

Plötzlich ging in dem Gesicht des Alten eine Veränderung vor. Seine Augen wandten sich zum Himmel, seine Hände falteten sich auf der Brust, sein Atem stockte.

Der König legte ihm die Hand auf die Schulter und fragte mit unendlicher Güte: „Haben Sie noch etwas auf dem Herzen, mein lieber Nettelbeck?"

Der Alte schüttelte sich und sah mit seinen treuen Augen den König so recht inbrünstig an: „Ach, wenn ich Eure Majestät und meine gute Königin jetzt so vor mir sehe und bedenke all das Unglück, welches Sie noch immer so schwer zu tragen haben, dann ist es mir, als müßte mir das Herz aus dem

Leib entfallen. Gott erhalte Eure Majestäten und gebe Ihnen Kraft und Stärke, daß Sie diese herbe Schicksalsprüfung bald und glücklich überstehen mögen!“

Der König senkte, sich halb abwendend, das Haupt tief auf die Brust hernieder, und große Thränen tropften aus seinen Augen; die Königin aber streichelte ihm still die Wangen und weinte auch.

Da übermannte es auch den alten Nettelbeck, und mit thränenerstickter Stimme sprach er zu der Königin: „Ja, Gott erhalte auch Sie, meine gute Königin, zum Trost meines Königs, denn ohne Sie wäre er in seinem Unglück schon vergangen.“

Der Greis hätte gern noch mehr gesagt, aber er hielt es jetzt für Zeit, sich zu entfernen, und die Majestäten gaben ihm bis zur Thür das Geleit. —

Weiter ging nun die Reise, der Hauptstadt zu. Allenthalben grünte es den hohen Herrschaften am Weg aus dem Schnee des Winters entgegen, die ärmste Bauernhütte hatte sich mit Tannenreis geschmückt, und allenthalben grüßte sie die alte, nur noch tiefer und heißer gewordene Liebe.

In Freienwalde, wo man am Abend des 22. Dezember anlangte, kam ihnen Fackelschein und heller Sang entgegen: die Knappen des Alaunbergwerks führten das in die Tracht eines Bergknappen gekleidete Töchterlein des Steigers daher, welche die Ankommenden artig bewillkommnete: „Glückauf, gnädigstes Königspaar! Wir Freienwalder Bergknappen heißen Eure königlichen Majestäten in der Kurmark herzlich willkommen und bitten um die Erlaubnis, nach altem Brauch und Sitte und nach unserer Väter Weise ein Liedlein singen zu dürfen.“

Die Trompeten gaben einen Accord, dann hob die Schar zu singen an:

„Glückauf! Verfahren ist die Schicht,
Und bei des Christtags holdem Licht
Seh'n wir den König wieder!
Wie jener kommt er uns von Gott,
Uns glänzt ein schönes Morgenrot,
Ihm jauchzen unsre Lieder.

Dort sängen Hirten in der Nacht,
Hier singen Bergleut' ohne Pracht
Und kunstlos ihre Lieder.
Gelobt sei Gott! Dies Lied ist wahr,
Wie dort das Lied der Engelschar —
Wir sehn den König wieder!"

Unter den Klängen dieses Liedes fuhren die Wagen im Hof des Schlosses ein, welches, von der Gemahlin Friedrich Wilhelms II. zu ihrem Witwensitz erbaut, seit ihrem im Jahr 1805 erfolgten Tode leer gestanden hatte. Gar manchmal war die königliche Familie hier zu Besuch gewesen und hatte in der Stille traulicher Einfachheit und Behaglichkeit immer sehr glückselige Stunden verbracht.

Jetzt sah man die lieben Räume wieder. Alles stand noch auf der alten Stelle — war es denn nur ein Traum gewesen, was zwischen dem Einst und Jetzt lag? War man denn wirklich wieder in dem lieben Freienwalde, um die liebe Großmutter geschart? Ach nein, die Großmutter war längst schlafen gegangen, und so vieles, ach so vieles war anders geworden!

Luise sprach das gegen ihren Gemahl aus, als man in einem der erleuchteten und erwärmten Gemächer Platz genommen hatte. Da hallten wunderliche Töne durch die Stille des Abends:

„Der Vogelfänger bin ich ja,
Stets lustig, heisa, hopsasa!"

Man horchte befremdet auf. „Was ist das?" fragte der König mit einem Anflug von Unmut.

Über der Königin Gesicht glitt ein leises, wehmütiges Lächeln. „Ach, das ist gewiß der Fritz! Er hat sich seinen alten Leierkasten wieder hervorgesucht."

Und richtig: in dem kleinen Eckzimmer des Erdgeschosses, in welchem die königlichen Kinder während des Besuchs bei der Großmutter zu spielen pflegten, stand der Kronprinz und probierte, ob sein lieber alter Leierkasten noch ginge. Es fehlten manche Töne, andere waren jämmerlich verstimmt, aber dem Organisten jauchzte doch das Herz in der Freude des Wiedersehens. —

Am folgenden Morgen fuhr die königliche Familie unter einem abermaligen Glückauf der Bergleute weiter. Von Werneuchen an, wo die Chaussee begann, prangten die Schlagbäume in Guirlanden von Tannengrün. Am ersten Chausseehaus war eine Tafel errichtet mit der Inschrift:

„Willkommen auf gebahnten Wegen".

Am zweiten Chausseehaus war wieder eine solche Tafel, darauf stand:

„Vergessen sei der Trennung Schmerz".

Am dritten las man auf der Tafel die Worte:

„Der Freude Ruf tönt Dir entgegen",

und am vierten endlich:

„Für Dich schlägt jedes Preußen Herz"!

Es läutete eben Mittag, als man in Weißensee, dem letzten Dorf vor Berlin ankam. Vor einem festlich geschmückten Landhaus standen die Abgeordneten der Berliner Bürgerschaft, junge Mädchen mit rosendurchflochtenem Haar streuten vor den Aussteigenden her bunte Hyacinthen und Primeln auf den Weg und geleiteten dieselben zu einem Frühmahl.

Als die Herrschaften nach einer halben Stunde wieder heraustraten, hielt vor dem Haus ein mit Gold- und Silbergeschirr aufgezäumtes braunes Pferd, das übergab der Abgeord-

neten einer dem König mit der Bitte, es als Gabe der Berliner Bürgerschaft gnädigst annehmen zu wollen.

Während der König seinen Dank aussprach, kam langsam feierlich ein mit acht Schimmeln bespannter Wagen heran, das Ehrengeschenk der Stadt Berlin für ihre Königin, außen mit Silber verziert, inwendig mit veilchenblauem Sammet, Luisens Lieblingsfarbe, gepolstert.

Der König reichte seiner Gemahlin die Hand und sagte lächelnd: „Wir sind jetzt geschiedene Leute, die Berliner wollen es nicht haben, daß wir neben einander in unsere Stadt den Einzug halten. So leb denn wohl für jetzt — auf Wiedersehen in unserm lieben, alten Schloß!“

Er bestieg sein Pferd, neben ihm saßen die Prinzen Friedrich und Wilhelm auf, für welche gleichfalls Pferde bereit standen, damit sie neben ihrem königlichen Vater als Offiziere ihres Garderegiments einzögen.

Darauf ward die Königin von dienstfertigen Händen in den Wagen gehoben, und zu ihr setzten sich ihre Kinder Prinzeß Charlotte, Prinz Karl, ihre Nichte Prinzeß Friederike und die Gräfin v. Voß.

Es war ein schöner, heller, nicht allzukalter Wintertag, gerade ein solcher wie vor sechzehn Jahren. Dieses Tags gedachte die Königin, welche still sinnend in dem Polster saß, und wehmütige Erinnerungen stiegen in ihr auf. Ach, damals war sie als jugendliche Braut im Vollgenuß höchster Herzenswonne, in Majestät und Herrlichkeit, mit dem Ausblick in eine herrliche, beneidenswerte Zukunft in die Residenz der Hohenzollern eingefahren; — jetzt kam sie wieder mit dem Schwert im Herzen, durch lange, bange Trübsalslast gebeugt; der Glanz ihrer Augen war erblichen und der Glanz ihrer Krone verdunkelt. Sie seufzte still: „O Menschenmacht, o Erdenherrlichkeit!“ Zum Himmel gingen ihre Augen, der heute

in seinem schönsten Glanze strahlte. „Ach, da oben allein ist, was da bleibt, da oben wohnt der Friede und die unvergängliche Freude!“

Aus der Ferne ertönte Kanonendonner und Glockengeläut: Berlin that seinen Mund auf, das heimkehrende Königspaar zu grüßen. Luise sah aus dem Wagenfenster — da lag vor ihr die liebe Stadt, und es war ihr, als breite dieselbe ihre Arme aus wie eine Mutter, die ihr Kind umfangen will.

Eine neue Kanonensalve erfolgte, als der König in das Bernauer Thor einritt. Von hier bis zu dem Schloß war ein Spalier von Garde und Bürgerwehr gebildet, dahinter staute sich eine frohlockende Menge, alle Fenster waren mit Köpfen besetzt, hier und da waren die Dächer abgedeckt, um Raum zu schaffen für die, welche auf den Straßen keinen Platz mehr hatten finden können.

Jetzt erschollen die Klänge des Hohenfriedberger Marsches: das Garderegiment zu Fuß betrat die lange Brücke, voran der König in der Uniform des Regiments. Nach allen Seiten dankte er mit freundlichem Ernst dem herzlichen Willkomm seines treuen Volks. Hinter ihm ritten die Prinzen Friedrich und Wilhelm, und mit freudiger Befriedigung hingen die Augen an den jugendlich anmutigen Gestalten in der kriegerischen Rüstung.

Hinter der Garde folgten die königlichen Wagen, aus deren erstem zwei himmelblaue Augen mit unendlichem Liebreiz schauten. Gierig suchte die Menge nach diesem Anblick. O, was stand in diesen Augen alles geschrieben! Eine lange Passionsgeschichte sprach aus ihnen zu dem versammelten Volk, welches diese Sprache auch verstand und seinen Jubel mit Thränen mischte.

Der Wagen hielt endlich vor dem königlichen Palast. Da ragte auf der Treppe aus der Menge der Hofbeamten und

Lakaien eine hohe, ehrwürdige Greisengestalt. Der Königin entfuhr bei deren Anblick ein Ton der freudigsten Überraschung, und mit stürzenden Thränen lag die Tochter in den Armen des geliebten Vaters, der von Strelitz herbeigeeilt war, um das Kleinod seines Lebens nach langer, banger Trennung wiederzusehen und die Wonne der Heimkehr durch seine Gegenwart zu erhöhen.

Hinter ihm standen alle Verwandten des Königs, darunter auch die greisen Eltern des Heldenprinzen, der bei Saalfeld sein junges Leben für das Vaterland geopfert hatte. —

Am Morgen dieses Tages wehmütiger Freude hatten sich auf den Befehl des Königs die Zellen der Gefängnisse geöffnet und alle zu ein- oder halbjähriger Haft Verurteilten ihre Freiheit wieder bekommen, um mit einzustimmen in den Jubel der beglückten Unterthanen. Am Abend aber dieses Tages empfing der Rat der Stadt 5000 Thaler aus des Königs Hand, damit auch die Armen und Elenden es spüren sollten, daß ihr Vater und Berater wieder da sei.

Vorher war vor Sr. Majestät eine Deputation des Rates von Berlin erschienen mit der Bitte, die allerhöchsten Herrschaften möchten sich bei der vorbereiteten Festoper im Theater dem Volk zeigen.

Der König schüttelte ernst das Haupt: „Nicht also, meine Herren! Mein erster Gang in Berlin ist in die Kirche! Doch will ich dem Wunsch der Bürgerschaft auch von Herzen gern nachkommen, wenn man geneigt ist, die Vorstellung zu verschieben."

Am folgenden Tag — es war der letzte Sonntag im Advent und zugleich der heilige Christabend — füllten sich alle Kirchen Berlins zur Feier des Dankgottesdienstes, und die königliche Familie gab im Dome dem die Ehre, der ihnen nach der Nacht der Trübsal solchen Sonnenschein beschert.

Erst am Abend des folgenden Tages traten beide Majestäten in das Opernhaus. Die ganze, dichtgedrängte Versammlung erhob sich, die Musik fiel mit einem schmetternden Accord ein, und von derselben unterstützt erscholl zur königlichen Loge hinauf von tausend Zungen das von Zacharias Werner gedichtete Festlied:

„Du, der auf Blitzen fährt,
Zu uns im Säuseln kehrt,
Vater vom Licht,
Ende des Königs Schmerz,
Heile sein wundes Herz —
Rein ist es und gerecht,
Verlaß ihn nicht!

Du, der du Tau der Au,
Dem Menschen Thränentau
Segnend verliehn,
Tröste die Königin,
Rein ist und schön ihr Sinn.
Laß ihr aus Thränensaat
Den Frieden blühn!

Du, der in Dunkelheit
Waltet und Sterne streut,
Wenn's um uns Nacht, —
Was unsre Schuld verdient,
Ist's endlich ausgesühnt?
Vater, wir fragen nicht,
Die Liebe wacht.

Du, der auf Thronen thront
Und über'm Schicksal wohnt,
Lenk' seinen Flug!
Der Millionen Blut
Schwoll zur empörten Flut;
Sprich zu den Wogen du:
Es ist genug!"

Unter Thränen war das Lied zur Welt geboren worden, unter Thränen wurde es gesungen und unter Thränen angehört.

Gegen Ende des ersten Akts begaben sich die Majestäten aus ihrer Loge — im Schauspielhaus wartete ihrer ja auch eine dichtgedrängte Menge.

Man hatte dort schon die Hoffnung aufgegeben, da unterbrach plötzlich ein dumpfes Getös die Handlung auf der Bühne. Die Hüte wurden geschwenkt, die Taschentücher wehten, und stürmischer Jubel grüßte das eingetretene Königspaar.

Iffland war es, der Theaterdirektor, der für den heutigen Tag ein eigenes Stück geschrieben hatte. Es war ein rechtes Stimmungsbild, von allen mit sympathischer Hingebung aufgenommen.

Der Dichter mußte nach beendeter Vorstellung in die königliche Loge kommen und erntete in einer huldreichen Anrede des Königs einen schönen Lohn für seine durch die ganze Zeit der Trübsal bewährte patriotische Treue.

Doch sollte das nur eine Abschlagszahlung sein. Am Krönungs- und Ordensfest wurde auch Iffland nach dem Schloß befohlen, um mit den Insignien des roten Adlerordens geschmückt zu werden — der erste Schauspieler, dem diese Ehre zu teil ward, nicht als Schauspieler, sondern als Patriot, als Märtyrer, denn unerschrocken hatte er zur Zeit der Franzosentyrannei zu seinem König gestanden, freudig war er um seines Eintritts für die Königin willen in den Kerker gegangen.

Noch ein anderer war es, der an diesem Tag von Seiten der Königin die Ehre besonderer Aufmerksamkeit erfuhr, das war ein ehrwürdiger Greis, der Oberkonsistorialrat Erman, jener Mann, der, als Napoleon in Berlin eingezogen war und gegen die Ehre der Königin in den maßlosesten Verleumdungen herfuhr, unerschrocken an den Gefürchteten herangetreten war und, ihn am Arme fassend, ihm ins Gesicht gesagt hatte: „Sire, das ist nicht wahr!“ — Der Kaiser, von der ehrwürdigen Erscheinung betroffen, hatte ihm nichts zu Leide gethan. Die-

ser Vorfall war bis nach Memel weiter erzählt worden und auch zu den Ohren des Königspaars gedrungen. Während der Ordenstafel nun trat die Königin, ihr Glas in der Hand, an den alten Erman heran und stieß mit ihm an. „Ich kann mir die Genugthuung nicht versagen, mit dem Ritter auf sein Wohl anzustoßen, der, als alles schwieg, den Mut besaß, eine letzte Lanze für die Ehre seiner Königin zu brechen. Vor meinem Gedächtnis steht noch der Tag, an welchem Sie durch Gottes Gnade zurückblicken durften auf eine fünfzigjährige Amtswirksamkeit, da auch wir unter den Gratulanten waren. Gott hat unsern Wunsch erhört und Sie am Leben erhalten, so daß doch wenigstens einer da war, der es wagte, dem Kaiser Napoleon die Wahrheit zu sagen."

Der alte Erman hatte sich durch die Ehre des roten Adlerordens hochbeglückt gefühlt, aber diese Worte seiner Königin kamen ihm doch noch darüber.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Todesboten.

Wieder war der zehnte März gekommen und der Geburtstagstisch der Königin geschmückt. Von allen Seiten kamen Segenswünsche an die vielgeliebte Frau heran, und wenn nun Menschenwünsche die Garantie ihrer Erfüllung hätten bieten können, die Königin hätte heiterer dreinschauen mögen. So aber stand sie mit einem vom Schleier tiefer Wehmut umflorten Gesicht, durch welches nur ein matter Schein erzwungener Heiterkeit schimmerte, und sie äußerte nach dem im weißen Saal zur Feier des Tages abgesungenen Tedeum gegen ihre nächste

Umgebung: „Ich denke, es wird wohl das letzte Mal sein, daß ich meinen Geburtstag hier feiere. Ich bin von ganzem Herzen dankbar für alle Beweise der Liebe und Teilnahme, aber ich weiß nicht, wie es mit mir ist: ich kann mich nicht mehr so freuen wie sonst."

Sie war herzlich froh, als sie nach dem Tedeum eine stille Stunde fand. Sie warf den königlichen Prunk ab, in welchen sie die Pflicht des Ceremoniells gezwungen, und streckte sich müde auf den Divan. Aber auch jetzt sollte sie die Ruhe nicht finden.

Leise rauschten die Vorhänge, und ein weiblicher Kopf schaute schüchtern herein. „Darf ich, Majestät?"

Die Königin richtete sich halb empor und erkannte ihre Herzensfreundin, die Frau v. Berg, welche nach längerer Abwesenheit zur Feier des Geburtstags ihrer königlichen Gönnerin nach Berlin zurückgekehrt war. „Treten Sie nur näher, liebe Karoline," sagte die Königin und ging der Teuren entgegen. „Ich freue mich, daß ich Sie einmal allein habe, denn bis jetzt hat das Getümmel des Festes uns noch nicht recht zu einander kommen lassen. Nehmen Sie Platz!"

Frau von Berg verneigte sich dankend. „Ehe ich mich setze, eine Frage, Majestät! Was sollten die Worte bedeuten, welche ich aus Ihrem Mund im weißen Saal vernahm? Sie haben mich bis auf den Grund der Seele erschreckt. Schon wieder diese schwarzen Ahnungen! O scheuchen Sie doch die nächtlichen Trugbilder von dannen! Es ist ja so vieles schon besser geworden: die trostlose Zeit der Verbannung ist vorüber, die französischen Truppen sind fort, das Königspaar ist in seine Residenz zurückgekehrt und fühlt sich warm gebettet in der Liebe seiner Unterthanen, die — — —"

„Halten Sie ein, Karoline," fiel die Königin der Frau von Berg ins Wort. „Ich merke schon, Sie wissen von den

neuesten Ereignissen nichts. — Ja, stutzen Sie nur, es ist empörend, es ist himmelschreiend! Mir will es scheinen, als gönne uns der unversöhnliche Feind in den Tuilerieen das Glück der Rückkehr in die Heimat nicht; so hat sein arges Herz einen neuen Schrecken über uns heraufbeschworen. In einem Ton, wie etwa ein Korporal mit einem Rekruten redet, hat er uns geschrieben: wenn die noch rückständigen Kriegsgelder nun nicht bald gezahlt würden, so bliebe ihm nichts weiter übrig, als uns eine neue Exekutionsarmee über den Hals zu schicken, um zu seinem Recht zu kommen und den wortbrüchigen König zu strafen. O Gott, eine neue Exekutionsarmee! Was bedeutet das anders als einen neuen Krieg? Und dieser Krieg, was bedeutet er anders, als die Vernichtung des armseligen Restes, der von dem Staate Friedrichs des Großen noch übrig ist? Darauf will Napoleon hinaus. — Wir knirschen mit den Zähnen, wir ballen die Fäuste über die Schmach, aber wir müssen stille sein, wir können uns ja nicht wehren! — Meine Schwester, die Fürstin von Thurn und Taxis, hat uns das Opfer gebracht, nach Paris zu reisen, um Napoleon unsere hilflose Lage darzustellen und seine Billigkeit zu erflehen; welche Antwort hat sie zurückgebracht? O, der Feind hat seinem Hohne nun die Krone aufgesetzt! Wenn wir nicht zahlen könnten oder wollten, hat er uns sagen lassen, so könnten wir ihm ja eine Provinz abtreten! — — Wir haben allerdings noch viele Provinzen abzutreten! — — O mein Gott, wie lange wird die Henkersfrist noch währen! Wie bald wird es heißen: Finis Borussiae! Spanien ist nicht mehr, Neapel ist nicht mehr — o, ich sehe auch meinen Gemahl als Gefangenen des Völkerschlächters — wenn ich es noch sehe, wenn nicht inzwischen der Wurm, der an meinem Herzen bohrt, seine letzte Arbeit gethan hat!"

Frau v. Berg ergriff in höchster Aufregung die Hand der Königin. „O halten Sie ein, Majestät, ich kann diese Worte

nicht hören! Es ist die Angst, welche Sie wieder schwarze Gestalten sehen läßt, und vielleicht eine unnötige Angst. Altenstein, der Finanzminister, ist ja auch noch da: sollte dessen Scharfsinn nicht Auskunft wissen aus der heillosen Lage?"

„Altenstein?" fuhr die Königin bitter auf. „O nennen Sie diesen Namen nicht mehr! Ja, er weiß eine Auskunft; wissen Sie, welche Antwort er dem König gegeben? Die Mittel sind erschöpft, hat er gesagt, ich habe keinen andern Rat, als — Schlesien abzutreten. Und diese Antwort hat er uns heute als Geburtstagsangebinde gebracht!"

Frau v. Berg starrte entsetzt ins Leere und fand keine Worte. Da fuhr die Königin fort: „Sagen Sie nun noch, ich sehe Gespenster? Wir werden Schlesien nicht hergeben, aber was wird dann erfolgen? Denken Sie nach, was wird dann erfolgen? Ich sage es ja: der Tag ist nicht mehr fern, wo es heißt: Finis Borussiae!" — — —

Die Königin war sehr leidend. Sie sah sich vielfach an das Zimmer, dann und wann auch an das Bett gefesselt; und doch verbarg die männliche Tragkraft der großen Seele ihrer Umgebung ein gut Teil ihrer Schmerzen.

Aber es sollte noch mehr kommen. Der Tod schlich nun einmal um ihr Haus herum und schickte ihr einen Boten nach dem andern.

Dort oben in dem prinzlichen Schlafgemach brennt die ganzen Nächte hindurch Licht. In ihrem Bettlein liegt die kleine anderthalbjährige Prinzessin Luise. Die Wangen glühen, das Herzlein schlägt schnell, die Lippen reden irre, wirre Worte. Und der Mutter jagt die Angst das Blut auch in erhöhter Hitze durch die Adern. Sie soll sich schonen und andern die Pflege überlassen, aber sie hat kein Ohr für diese Mahnung. Sie vergißt sich selbst, sie fühlt ihr eigenes

Leiden nicht, die Liebe macht sie stark. Es war die Zeit, wo sie vor vier Jahren auch an dem Krankenbett eines ihrer Kinder gesessen und dem lieben kleinen Ferdinand die Augen zugedrückt hatte. Sie schauderte bei dieser Rückerinnerung und suchte dieselbe zu bannen, aber sie war immer wieder da.

Schwere Tage waren es, die nun durchlebt werden mußten. Wieder versuchte es der Arzt, die Mutter mit freundlicher Gewalt vom Krankenbett zu ziehen — es blieb umsonst. „Hier ist mein Platz!" war ihre wiederholte Antwort, und vor dieser Logik der Mutterliebe mußte die Forderung der Wissenschaft die Segel streichen.

Und siehe, das Gebet der Mutter fand im Himmel Erhörung: Prinzeß Luise ward dem Leben wiedergegeben. —

In demselben Maße aber, als es mit dem Kinde aufwärts ging, ging es mit der Mutter abwärts. Es stellte sich ein schlimmer Husten ein, der ihr manchmal das Herz abdrücken wollte und zu Zeiten Brustkrämpfe hervorrief.

Der Arzt beobachtete sie mit der größten Besorgnis und suchte sie hermetisch von der Außenwelt abzuschließen, indem er sich sagte, daß Gemütsbewegungen für den Zustand der Leidenden Gift seien. Und es gelang ihm auch, so manches von ihr fern zu halten, was sie hätte erregen können. Aber was half schließlich alle äußere Stille um die Königin her, wenn drinnen das Herz seufzte unter der Angst um den König und sein Reich?

Mit Ungeduld sehnte Hufeland den Frühling herbei, der diesmal lange auf sich warten ließ. Er setzte seine Hoffnung auf Potsdams stärkende Luft.

Mit dem Leib des Herrn, den sie am heiligen Osterfest empfangen, innerlich erquickt, folgte die Königin zu Ende April ihrem Gemahl nach Sanssouci.

Mit erheitertem Gesicht trat ihr der König entgegen. „Ich empfange dich mit guter Nachricht, liebe Luise! Hardenberg, der treue Mann, hat mir einen Weg gezeigt, auf welchem ich mit Napoleon sicher gütlich auseinander kommen werde."

Die Augen der Königin leuchteten freudig auf. „Hardenberg, ist er hier? — Doch nein," verbesserte sie sich, „er darf ja nicht, Napoleons Willkür hält ihn ja in der Verbannung von uns."

„Leider," seufzte der König. „Doch hoffe ich ihn zurückzubekommen. In meinem Auftrag hat der französische Gesandte St. Marsan bei Napoleon angefragt, ob er in Hardenbergs Zurückberufung willige, und Marsan giebt mir gute Hoffnung: die Hochzeitsgedanken, mit welchen jetzt der Kaiser der Franzosen umgehe,*) würden ohne Zweifel sein Herz zur Milde stimmen." —

Diese Nachrichten zusammen mit der frischen, klaren, sonnigen Maienluft und dem lebenslustigen Knospen und Grünen und Blühen ringsumher in der Natur wirkten auf den Zustand der Königin außerordentlich günstig. Auf ihre verblichenen Wangen kehrte einige Farbe, in ihre erloschenen Augen einiger Glanz und in ihre welke Seele Mut zum Leben zurück, zumal von der Zeit an, wo nach Napoleons Gutheißen Hardenberg auf seinen Ministerposten zurückgekehrt und durch dessen kluges Auftreten Schlesien für den König gerettet war. —

An einem duftgetränkten Junimorgen fuhr der königliche Wagen von Potsdam durch die grünende, prangende Havelaue dahin und landete in dem stillen Paretz.

Es war eine süße Wehmut, welche beim Wiederbetreten dieser trauten Räume die Grundstimmung der hohen Herr-

*) Bekanntlich hatte Napoleon seine bürgerliche Gemahlin Josephine verstoßen und dem Kaiser Franz seine Tochter Marie Luise abgezwungen.

schaften bildete. Man begrüßte manches alte, liebe Gesicht, man vermißte aber auch manches, das inzwischen schlafen gegangen war; man besuchte alle die lieben, heimlichen Stätten, welche Zeugen des stillen, schattenlosen Eheglücks gewesen waren. Sie hatten das alles wieder, aber sie selbst waren nicht die Alten mehr, ihr Herz war nicht mehr der Freude fähig, welche damals ihre Brust durchglühet hatte, und der Königin war es immer, als wäre sie nur gekommen, um Abschied zu nehmen. Sie behielt aber dieses Gefühl in sich verschlossen, sie wollte den König nicht noch trüber stimmen, als er schon war. Mit seinem tiefen Feingefühl merkte derselbe aber ihre Gedanken trotzdem und glaubte darum den Aufenthalt in Paretz abkürzen zu müssen. So hielt man sich denn nur drei Tage auf und fuhr nach Sanssouci zurück.

Es war am zweiten Pfingsttag, als der König und die Königin nach beendetem Gottesdienst auf dem großen Plateau vor dem Schloß von Sanssouci im ernsten Zwiegespräch auf- und abschritten. Der Hofprediger Dr. Eylert geriet von ungefähr den hohen Herrschaften in den Weg. Er wollte zurückweichen, wurde aber festgehalten und in das Gespräch mit hineingezogen.

Plötzlich blieb die Königin vor einer der dort aufgestellten Büsten der römischen Kaiser stehen — es war die des Nero — und sagte zu dem Geistlichen: „Betrachten Sie dies Gesicht einmal recht genau, Herr Doktor! Finden Sie nicht eine auffallende Ähnlichkeit zwischen ihm und — — nun ich überlasse das Ihren eigenen Augen.“

Eylert besah die Büste von allen Seiten und konnte nichts finden. — Da fuhr die Königin fort: „Nero und Napoleon — sie beginnen mit demselben Buchstaben, und welche Ähnlichkeit ist zwischen beiden auch in ihren Zügen!

Nur der Mund ist bei Napoleon etwas weniger gekniffen und schöner."

Eylert konnte jetzt nicht umhin, die Beobachtung der Königin zu bestätigen.

Die Königin geriet dadurch in ein politisches Gespräch. „Wir können nicht anders, wir müssen ihn den Mann des Jahrhunderts nennen. Aber was für ein Mann? Der gegenwärtige Zustand, den er herbeigeführt hat, ist ein gewaltsamer, herbeigeführt durch das Übergewicht der physischen Kräfte, durch die rohe Gewalt. Er ist durchaus nicht aus dem Willen und den Wünschen der Nationen hervorgegangen, denn diese sind besiegt und unterjocht, sie sind damit unzufrieden, und alle Welt ist es. Die vermeinte Freiheit, deren die Franzosen sich rühmen, ist im Grund nur Sklaverei, der allgemeine Wille wird verschlungen von der Willkür eines Einzigen, den ein unersättlicher Ehrgeiz treibt. Seine Herrschaft ist Zwang, den man nicht fühlen will, weil sie bis jetzt glücklich war. Alles ist unnatürlich zusammengepreßt, und darum kann es nicht von Dauer sein; die Natur behauptet ihre ewigen Rechte. Man fühlt es heraus: wir sind noch nicht fertig, es kommt noch etwas anderes; aber ach, darüber können wir sterben. — — —"

„Napoleon ist eine Zuchtrute in der Hand Gottes," fügte der Hofprediger hinzu, „und wenn diese genug gebraucht ist, wird sie ins Feuer geworfen und verbrannt."

„Das haben Sie uns," erwiderte die Königin, „an heiliger Stätte aus Gottes Wort verkündigt und zur Ergebung und Hoffnung ermuntert. Übrigens haben mich Ihre von Ostern bis heute gehaltenen Predigten sehr erbaut und getröstet. Lassen Sie dieselben drucken und widmen Sie sie mir, — der König, mit dem ich vorhin darüber gesprochen, ist damit vollkommen einverstanden. Wenn ich von Meck-

lenburg zurückkomme, lesen Sie sie uns vor. — Ach, ich freue mich, den guten, teuren Vater und die liebe Heimat wiederzusehen!"

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Ins Vaterhaus.

Ja, lange schon hatte sie tief im Herzen ein Sehnen getragen nach der Stätte, wo ihr irdisches Dasein seinen Anfang genommen, die die Zeugin ihres kindlichen Spiels, ihrer heitern Jugendlust gewesen war.

Sieben Jahre waren verstrichen, seit sie das letzte Mal auf kurze Zeit im Vaterhaus geweilt, und auch vorher hatte sie dasselbe nur selten zu sehen bekommen.

Es war am 25. Juni in der Frühe, als vor dem Schloß in Charlottenburg der Reisewagen Ihrer Majestät hielt. Droben in dem Familienzimmer stand die Königin und tröstete ihre Kinder wegen ihres Scheidens. „Beruhigt euch, in acht Tagen bin ich, so Gott will, wieder bei euch!"

Beim Einsteigen in den Wagen umschlang sie noch einmal mit der ganzen Inbrunst ihrer Liebe den Gemahl und ließ sich von ihm wiederholentlich das Versprechen geben, am 28. nachzukommen.

Es war ein wunderherrlicher Tag. Auf der duftenden, prangenden Au, auf allen Hecken und Gräsern lag frisch und glitzernd, wie Millionen Diamanten, der Morgentau, auf dem glatten Spiegel der Seeen glühte der Purpur der Morgensonne, und die wie verspätete Träume der Nacht über dem Wasser aufsteigenden Nebel erschienen wie rosiger Opferduft auf dem

Altar der neu erwachten, ihrem Schöpfer dankenden Natur. Die Vögel waren auch schon längst alle wach und schmetterten nach eingenommenem Morgenimbiß mit neuer Lust ihre Arien in die stille Luft, während der Storch, auf einem Bein stehend, andächtig ihnen lauschte und die Bauern auf dem Feld desgleichen.

Es ist immer etwas besonders Köstliches, Herzerfrischendes um solch einen schönen Junimorgen. Die Natur hat ihr Brautgeschmeide angelegt und lächelt den Menschen so herzig an, daß er auch lächeln muß.

Auch auf der Königin Gemüt verfehlte die Natur heute ihre Wirkung nicht. Je länger man fuhr, desto mehr belebten sich ihre Züge, desto heller leuchteten ihre Augensterne, desto heiterer klang die Rede ihres Mundes. Ging es doch auch der lieben Heimat zu. O Heimat, du süßes Wort! Das Herz müßte ja erstorben sein, wenn es nicht aufginge bei deinem freundlichen Grüßen.

Die Fahrt ging über Oranienburg in der Richtung auf Fürstenberg, die erste mecklenburgische Stadt. — „Dort ist die Grenze," sagte, das Gespräch unterbrechend, die Frau v. Berg, welche neben der Königin saß.

Beim Anblick des Grenzpfahls schlug die Stimmung Luisens urplötzlich um. Sie wurde still und in sich gekehrt, und als die Frau v. Berg sie nach dem Grunde dieser jähen Veränderung fragte, erwiderte sie: „Ich kann es selbst nicht sagen, was mit mir ist. Vielleicht ist es der Abschied von dem preußischen Lande, vielleicht sind es auch die traurigen Erinnerungen an meine Kindheit. — Ich denke an meine liebe, selige Mutter, die ihren Kindern so früh entrissen ward." —

Es war um die Mittagsstunde, als der Wagen in den Hof des herzoglichen Schlosses von Fürstenberg einfuhr.

„Ach, da ist mein Vater!“ rief die Königin, indem die freudige Überraschung ein schnelles Purpurrot auf ihre bleichen Wangen zauberte, und sie fiel aus dem Wagen in die Arme des Herzogs, der mit seinen Söhnen der Tochter entgegen gekommen war, um ihr an der Grenze den Willkommengruß zu bieten.

Es war ein fröhliches Mahl, welches hier die Familienglieder um die Tafel vereinte. Die Königin fühlte sich wie neubelebt, und Vater wie Geschwister hingen mit innerlichem Entzücken an der Engelschöne des geliebten Wesens.

Um die fünfte Nachmittagsstunde ging es weiter, und um 8 Uhr fuhr man durch eine jauchzende Menge in dem herzoglichen Schloß Neu-Strelitz ein.

„Ach Gott, die liebe Großmutter!“ rief Luise aus dem Wagen heraus und streckte in zitterndem Verlangen die Arme nach der alten, einundachtzigjährigen Landgräfin, deren teures Angesicht sie seit dem Hereinbruch des großen Unglücks nicht mehr gesehen.

Lange hielten sich Großmutter und Enkelin umfangen, und ihre Herzen pochten gegen einander in dem Überschwang wortloser Wonne. Und nun sammelte sich alles in den lieben alten Räumen, wo jedes Stück Hausgerät, jede Fensternische der Heimgekehrten einen Gruß bestellte aus der Jugendzeit.

„Nicht wahr, lieber Vater,“ äußerte die Königin, nachdem der erste Sturm der Fragen und Erkundigungen sich gelegt hatte, „nicht wahr, Sie sorgen dafür, daß ich den Zweck meiner Reise erreiche? Ich bin hierhergekommen, um einige Tage Ruhe und Stille zu haben. Alle Hoffestlichkeiten werden mir durchaus nicht willkommen sein.“

Der Vater sagte der Tochter bereitwillig zu, meinte aber, eine Festlichkeit wenigstens werde nicht zu umgehen sein, und die Königin war's zufrieden.

Am 27. Juni sammelte sich in dem Schloß Neu-Strelitz ein glänzender Kreis von fürstlichen und adeligen Persönlichkeiten. Man aß und trank und war fröhlich, auch die Königin beteiligte sich lebhaft an der Unterhaltung und übte wieder den alten Zauber.

Nach der Tafel trat sie zu einigen ihr von früher bekannten Damen und redete mit ihnen in der herzigsten Weise von vergangenen Zeiten. Die Augen der einen hafteten mit Entzücken auf dem Perlenschmuck, welcher als einziger Zierat das schlichte Gewand der königlichen Frau in seiner Wirkung hob.

„Sie bewundern diese Perlen?" sagte die Königin mit wehmütigem Lächeln. „Auch mir sind sie lieb. Ich habe sie zurückbehalten, als es galt, mein Geschmeide herzugeben. Die Perlen passen für mich, denn sie bedeuten Thränen, und ich haben derer so viel vergossen!"

Die eine der Damen wandte sich ergriffen ab, während die andere bemerkte: „Wer weiß, ob das Sprichwort nicht dann erst Wahrheit wird, wenn man es umkehrt: „Thränen bedeuten Perlen," denn dann stimmt es mit der heiligen Schrift, welche sagt: „Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten."

Die Königin war über diese Wendung überrascht und sah die Sprecherin einen Augenblick mit großen Augen an, dann sagte sie, ihre Hand nehmend: „Ei, das freut mich unendlich, daß Sie in dem 126. Psalm auch zu Hause sind! Es ist mein Lieblingspsalm." —

Der Abend nach der Gesellschaft und der folgende Morgen wurde ihr sehr lang, obwohl man sich in der zärtlichsten Weise um sie bemühte, denn es peinigte sie die Sehnsucht nach dem Gatten, ohne den sie sich mitten in der Gemeinschaft der Ihrigen vereinsamt fühlte. Sie hatte ja in den Jahren der Drangsal öfters von ihm abwesend sein müssen, aber nie hatte

sie in dem Grad wie jetzt das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit ihm gehabt, und ihr selber war das auffallend.

Als um die vierte Nachmittagsstunde der König eintraf, begrüßte sie ihn mit einer Inbrunst, als wäre er ein ganzes Jahr von ihr abwesend gewesen. „Ach, liebster Fritz,“ sagte sie an seinem Halse, „wie glücklich fühle ich mich, dich im Hause meines Vaters, als Tochter vom Hause, als mecklenburgische Prinzessin zu empfangen!“

Hernach, als der König mit seinem Schwiegervater ausgegangen war, um den Dom und den Schloßgarten mit seiner wundervollen Aussicht zu betrachten, äußerte sie zu ihrem Bruder Georg: „Liebster Bruder, nun bin ich erst ganz glücklich!“ Und sie war dabei wie ein Kind. Hastig setzte sie sich an ihres Vaters Schreibtisch und warf auf ein gerade daliegendes Blatt Papier die Worte:

„Lieber Vater!

Ich bin heute sehr glücklich, als Ihre Tochter und als die Frau des besten der Männer. Luise.“

Als eine Stunde später der Vater diese Zeilen fand, drückte er sie an seine Lippen und sagte leise vor sich hin: „Gott, mein Gott, ich danke dir! Das Glück meines Kindes wirft seinen Wiederschein auch in des Vaters Herz. Ich könnte heute immer singen, so fröhlich ist mir zu Mut.“

Bald darauf rollten zwei herzogliche Wagen die Rampe vor dem Schloß herauf. — Der König hatte den Wunsch geäußert, in Hohen-Zieritz wohnen zu dürfen, weil man dort ungestörter die Freude und Ruhe des stillen Landlebens genießen könne, und der Wunsch war für den Schwiegervater Befehl.

Der Abend dämmerte schon leise herauf, als die Wagen auf der Landstraße dahin rollten. Der Wind war aus dem Süd nach Nordost herum gesprungen und kühlte die warme

Luft. Der Königin war aber der Zug zu stark, sie hüllte sich in warme Tücher, die man zur Vorsorge mitgenommen.

Man kam endlich auf der Höhe des Lustschlosses an.

„Wie ist dir, Luise?“ fragte der König besorgt, als man dem Wagen entstieg. „Du bist so bleich!“

„Mich fröstelt etwas,“ war die Antwort. „Die Luft war mir doch ein wenig zu kühl. Ich werde mir wohl einen tüchtigen Schnupfen geholt haben.“

„Es wäre gut, du gingest sogleich zu Bett,“ bat der König, und sie that ihm gern den Willen, obgleich sie die Notwendigkeit einer solchen Vorsicht nicht einsah.

Wirklich fand sie sich auch am andern Tag wieder besser, nur der Kopf war ihr etwas schwer und die Brust beklommen. So erschien sie denn mittags bei der Tafel, obwohl sie keinen Appetit verspürte und am liebsten für sich allein geblieben wäre. Aber das war von jeher ihre Art gewesen, sich selbst zu vergessen um der andern willen und ihr Leidwesen, wenn es nach ihrer Meinung nicht von Bedeutung war, still in ihre Brust zu verschließen, um nicht andern mit Klagen lästig zu fallen.

Wieder aber war es das scharfe Auge des Königs, welches ihr durch die Hülle des äußeren Gleichmuts hindurch in die Seele schaute und den Zwang erkannte, den sie sich anthun mußte, um zu sprechen und heiter zu sein. Auf seine Bitte blieb sie den Nachmittag über in ihrem Gemach, erschien aber am Abend im Garten, wo der Thee eingenommen ward. Doch nur auf eine Stunde duldete man das — auf morgen war eine Fahrt nach Rheinsberg verabredet, dazu sollte sie sich durch einen langen Schlaf stärken.

Leider ging diese Hoffnung nicht in Erfüllung: sie erwachte nach einem oft unterbrochenen Schlummer mit erneutem Fieber und einem heftigen Husten. So war an die Fahrt nicht zu denken, zumal der von dem Herzog herbeigerufene Leibarzt

Hieronymi den Zustand für einen solchen erklärt hatte, der die Reise zu einem gefährlichen Wagnis machen würde.

Nun blieb auch der König und verschob die Fahrt bis auf die volle Genesung seiner Gemahlin.

Dazu war aber vor der Hand keine Aussicht, denn am Abend verschlimmerte sich der Zustand der Kranken durch neu entstehende Brustbeklemmungen.

„Mir ist so eng ums Herz!“ seufzte sie zu wiederholten Malen. „Ich glaube, ein Aderlaß würde mir gut thun.“

Der Arzt zuckte bedenklich die Achseln und vertröstete sie auf den folgenden Tag. Aber auch da wartete er ruhig die Wiederholung der Bitte von Seiten der Kranken ab und ging mit Zagen ans Werk.

Es kam so, wie er befürchtet: die geschwächte Konstitution der Leidenden erlag dem Aderschlag, sie verlor das Bewußtsein.

In tödlicher Angst sammelten sich alle Anverwandten um ihr Lager, während der Arzt mit zitternder Hand Belebungsversuche machte. Diese gelangen nicht bloß, sondern die zum Bewußtsein Erwachte fühlte zugleich eine wesentliche Besserung ihres Zustands.

Den König zog es nach Berlin, wo sein Erscheinen dringend geboten war. Jetzt erst konnte er sich entschließen, die Gemahlin zu verlassen, zumal ihm dieselbe am folgenden Tag erklärte, sie fühle sich abermals um ein gut Stück vorwärts gekommen.

„Nur einige Tage werde ich in Berlin verweilen,“ sagte der König, „dann bin ich wieder hier und hole dich heim.“ —

In der Frühe des 3. Juli eilte ein Wagen von Hohen-Zieritz in der Richtung auf Rheinsberg dahin. In demselben saß ein tiefbekümmerter Gatte, den die Pflicht hinwegzwang von der Stätte, da sein Teuerstes schwer krank darniederlag.

Vierundvierzigstes Kapitel.

Zur ewigen Heimat.

An der Thür des Zimmers, welches dem Leibarzt Sr. Durchlaucht des Herzogs Karl von Mecklenburg in dem Schloß von Hohen-Zieritz eingeräumt war, klopfte es eines Morgens. Auf den Hereinruf erschien ein alter Herr mit geistvollem Gesicht und milden Zügen, welcher sich vorstellte als der soeben von Charlottenburg angekommene Doktor Heim.

„Gelobt sei Gott, daß ich Beistand bekomme!“ rief ihm Dr. Hieronymi mit sichtbarer Herzerleichterung entgegen. „Seien Sie mir willkommen, Herr Kollege! Aber ich hatte, verzeihen Sie, an Ihrer Statt den Leibarzt Ihrer Majestät Dr. Hufeland erwartet.“

„Der ist gegenwärtig in Holland,“ war die Antwort. „Sie müssen schon mit mir vorlieb nehmen.“

„O bitte, bitte, von Vorliebnehmen ist keine Rede,“ sagte Dr. Hieronymi verbindlich, „im Gegenteil bin ich erfreut, auf diese Weise die Bekanntschaft des „alten Heim“ zu machen. Sie nehmen mir diesen Titel nicht übel, der ja nur ein Produkt der großen Beliebtheit ist, deren Sie sich erfreuen. — Waren Sie schon bei der Königin?“

„Nein,“ versetzte Heim. „Ich bin, wie bemerkt, soeben erst angekommen und wollte nicht eher zu Ihrer Majestät gehen, als bis ich von Ihnen einen genaueren Bericht über den Verlauf der Krankheit bekommen hätte. Der König hat mich ja schon einigermaßen unterrichtet, aber wie ist es seit seiner Abreise gegangen?“

„Im Verhältnis gut,“ versetzte Hieronymi, „das Fieber hat nachgelassen, der Husten desgleichen, dafür ist aber eine große Ermattung eingetreten, welche beim Wechseln des Bettes

eine mehrmalige Ohnmacht hervorgerufen hat. Wir haben eine Umbettung vornehmen müssen: da es in ihrem nach der Mittagsseite gelegenen Zimmer zu heiß und drückend wurde, haben wir sie in die kühleren Räume des unteren Stocks gebracht."

„Für was halten Sie die Krankheit, Herr Kollege?"

„Ich habe erst im Unsichern getappt, bis ein starker, aber leicht löslicher Auswurf mich auf die richtige Fährte brachte. Dieser Auswurf kommt nach meiner Überzeugung von einem aufgegangenen Lungengeschwür."

Der alte Heim senkte bekümmert das Haupt und seufzte tief. „Lieber Hieronymi, wenn ich an den König denke — — wir müssen allen unsern Verstand zusammennehmen! Wenden wir uns an den da oben, an den Oberarzt!"

„Das habe ich bereits alle Tage gethan," erwiderte Dr. Hieronymi. „Ich kann Ihnen meine Besorgnis nicht beschreiben; keine Nacht kommt rechter Schlaf in meine Augen: immer stehen vor mir des Herzogs angstvoll fragende Augen. — Aber kommen Sie und überzeugen Sie sich selbst, wie es steht, oder vielmehr: gehen Sie allein zur Königin — es beängstigt sie, wenn mehrere Personen um sie her stehen."

„Wie ist sie sonst?" fragte Dr. Heim.

„Wie sie immer war, erwiderte Hieronymi, „ein Engel in Menschengestalt! Inwendig Angst und Schmerzen, aber in den Augen freundlichen Blick, auf den Lippen liebliche Rede, kindlichen Dank für jede, auch die unbedeutendste Dienstleistung und warme Teilnahme für fremde Not. — — Aber," fuhr Dr. Hieronymi hastig fort, „Sie kommen doch nicht allein? Der König ist doch mit Ihnen gekommen? Mit Schmerzen hat die Königin schon seiner gewartet, und die Sehnsucht hemmt die Kraft der Arznei."

Heim zuckte traurig die Achseln. „Leider komme ich allein: der König liegt krank am Wechselfieber in Charlottenburg."

Hieronymi erschrak. „Doch nicht gefährlich?“

„Das gerade nicht,“ antwortete Heim, „indessen unter diesen Umständen ist die Sache doch etwas bedenklich. Leben Sie wohl.“

Heim reichte dem Kollegen die Hand und begab sich nach dem Schloßflügel, in welchem die Königin lag. Das Herz klopfte ihm hörbar, und seine Hand zitterte, als er sie auf die Thürklinke legte.

Leise trat er ein — da lag vor seinem Blick die herrliche Frau, ohnmächtig und gebrochen, ein Bild des Jammers. Sie wandte bei dem entstandenen Geräusch das Gesicht nach der Thür, und ein heller Schein glitt bei dem Anblick des ihr teuren Mannes über die marmorbleichen Wangen.

„Mein lieber, guter Heim!“ sagte sie freudig bewegt und streckte die Hand nach dem Alten. Aber in dem Augenblick wich der freudige Schimmer einem Schatten ängstlichen Fragens: „Sie kommen allein? Wo ist der König?“

Heim stand Todesqualen aus. Er suchte seine lindesten Worte hervor, um der Königin die ihr zu bringende Nachricht mit größtmöglicher Schonung mitzuteilen, und es gelang ihm auch langsam, ihr die Sorge zu benehmen. Aber nun klagte sie, daß sie jetzt selbst liegen müsse und verhindert sei, des teuren Gatten zu warten und zu pflegen. „Wäre es denn nicht möglich, daß ich nach Charlottenburg gebracht würde?“ fragte sie nach einer Pause. „Das Wetter ist so schön — ich glaube, die Reise würde mir nichts schaden; und könnte ich ihm auch nicht mit den Händen helfen, ich könnte doch mit ihm zusammen krank sein, da würden wir beide um so schneller wieder aufkommen.“

Heim redete ihr natürlich diese Möglichkeit aus und nahm, um der Kranken ein längeres Sprechen zu ersparen, Abschied. Er ging zu Dr. Hieronymi zurück.

„Nun?“ fragte dieser gespannt.

„Ich finde den Zustand in Übereinstimmung mit Ihrem Urteil. Ich denke, eine Gefahr wird nur in dem Fall vorhanden sein, daß sich noch mehr Geschwüre in der Lunge befinden. Ist dieses nicht der Fall, dann bringen wir sie mit Gottes Hilfe durch.“

Hieronymi legte dem alten Heim die Hand auf die Schulter und sagte tief aufatmend: „Ich danke Ihnen, lieber Kollege! Ich bin erfreut, daß ich meine Hoffnung aus anderem Mund bestätigt höre. So wird sie mir desto gewisser. — Werden Sie länger hier verweilen?“

„Nein,“ versetzte Heim. „Morgen ruft mich die Pflicht zum König zurück. Ich brauche wohl nicht erst zu bitten, mir jeden Tag Nachricht zugehen zu lassen.“ —

Dr. Heim besuchte die Kranke am andern Tage noch einmal und reiste dann, da er den Zustand etwas gebessert fand, einigermaßen beruhigt ab.

An demselben Tage noch ging ein Brief des Königs an seine Gemahlin ein. So kann sich kein Kind über den heiligen Christ freuen, als die Königin über die wenigen Zeilen von der Hand ihres Lebensgefährten. Sie legte das Blatt, nachdem sie es gelesen, mit stillem Entzücken auf das Herz, und las es dann wieder und immer wieder, als wollte sie es auswendig lernen.

Am folgenden Tage kam wieder ein Brief, diesmal von der Prinzeß Charlotte, welche an diesem Tage ihren dreizehnten Geburtstag feierte.

Die Kranke ließ sich den Brief von ihrer Schwester Friederike vorlesen. Diese kam aber nicht weit — sie mußte abbrechen, indem sie die Zuhörerin von den kindlich rührenden Worten so angegriffen sah, daß sie fürchtete, ihr durch weiteres Vorlesen zu schaden.

Es entstand eine minutenlange Stille, bis die Königin mit leiser Stimme sprach: „Bitte, lies weiter, liebe Friederike, oder fange lieber noch einmal von vorn an!“

Zögernd gehorchte die Schwester, aber sie kam wieder nicht weit, da mußte sie zum zweiten Mal innehalten. Auch am folgenden Tage, da die Kranke wieder nach dem Brief verlangte, war sie nicht imstande, denselben zu Ende zu lesen, und legte ihn auf die Seite für eine spätere, bessere Gelegenheit. —

„Du siehst sehr angegriffen aus, liebe Friederike,“ sagte an demselben Abend die Königin zu der Schwester. „Du mühest dich zu sehr um mich und entziehst dir zu viel Schlaf. Das kann so nicht weiter gehen! Ich bestehe darauf, daß du dich mit der guten Frau v. Berg im Nachtwachen ablösest! Und der Vater und die Großmutter machen mir auch Sorge. Ach, wenn die Angst um mich sie nur nicht auch krank macht!“

So mußten diese sich zwingen, ruhig zu erscheinen und der Kranken tröstlich zuzusprechen. Aber wie schwer ward ihnen das!

Besonders schlimm waren die Nächte. Selten nur fand die Kranke den Schlaf, und wenn die müden Augen sich einmal geschlossen hatten, da kam wieder der böse Husten und weckte sie auf. Und dann fragte sie immer und immer wieder, ob der König noch nicht da sei, oder sie sprach von ihren Kindern und bangte sich um sie. —

Am 14. Juli atmeten die Ihrigen erleichtert auf: die Kranke hatte in der Nacht einen guten, nur wenig unterbrochenen Schlaf gehabt und verlangte nach Speise. Sie nahm die dargereichte Bouillon mit Appetit zu sich, und ihre Stimme bekam wieder Klang, ihre Augen und Mienen belebten sich. Sie sprach sehr viel, ließ auch die Kinder ihrer Schwester Friederike an ihr Bett kommen und herzte sie.

Am folgenden Tag — es war ein Sonntag — ging es noch besser. Man mußte die Fenster öffnen, als man die Glocken vernahm, die zum Gottesdienst riefen. „Wie gerne folgte ich den lieben Tönen!“ seufzte die Kranke. „Friederike, möchtest du mir nicht etwas zur Erbauung vorlesen?“

Gern that ihr die Schwester den Willen und las ein Stück aus Arnds wahrem Christentum.

Der Herzog ging in die Kirche und dankte dem Herrn in stillem Gebet.

Den folgenden Morgen fühlte die Königin das Bedürfnis, sich im Bett emporzurichten, und man baute ihr Kissen in den Rücken.

„Wie sieht's denn eigentlich draußen in der Welt aus?“ fragte sie, nachdem sie ein wenig Suppe zu sich genommen. „Unser eins liegt hier so still und hört gar nichts mehr von den Welthändeln, als gehörte man gar nicht mehr dazu.“

Prinzeß Friederike lief entzückt zu ihrem Vater: „Lieber Vater, Luise sitzt im Bett aufrecht und bekommt wieder Interesse an den Außendingen!“

„Ist's möglich!“ fuhr der Herzog wie elektrisiert auf. „Gehe voran, ich werde dir sogleich mit einer Zeitung folgen!“

Er suchte sich auf seinem Tisch ein Blatt heraus und eilte damit zu seiner Tochter. „Wie freue ich mich, mein liebes Kind,“ sagte er, nachdem er sie begrüßt, „daß du wieder Anteil nimmst an dem, was sich draußen begiebt. Ich werde dir etwas von Berlin vorlesen. Hier finde ich einen Artikel über die Berliner Universität.“

„Ja, das ist schön,“ sagte die Kranke. „O wie froh habe ich diesen Gedanken des Königs, nach dem Verlust von Halle in Berlin eine Hochschule zu gründen, begrüßt!“

Der Herzog begann zu lesen, bald aber wurde er durch einen plötzlichen Jammerlaut unterbrochen. Die Königin wand

und krümmte sich unter neuen Brustkrämpfen, welche ohne Unterbrechung fünf Stunden anhielten — für die Umstehenden eine halbe Ewigkeit. Dr. Hieronymi, der sofort gerufen worden war, stand ratlos am Bett; es war ihm, als müßte er beim Anblick der Leidenden vergehen.

Als endlich, endlich die Kranke Ruhe fand, folgte der Herzog dem sich entfernenden Arzt und fragte draußen mit gedämpfter Stimme: „Was meinen Sie, lieber Hieronymi?“

Der Arzt sah den Herzog mit unendlichem Kummer an und sagte dann nach einer Weile: „Bei Gott ist kein Ding unmöglich!“

Der Herzog verfärbte sich und wandte sich ab. —

In Berlin saß inzwischen der König, von seiner Krankheit halb genesen, und freute sich mit dem ganzen Herzen über die von Hohen-Zieritz eingelaufenen günstigen Berichte vom 14. und 15. Da kommt am 16. ein Eilbote und bittet um schleunige Sendung des Dr. Heim, da eine Verschlimmerung in dem Zustand der Kranken eingetreten sei.

Wie ein Donnerschlag traf diese Kunde den König. Er hatte seine Abreise nach Mecklenburg auf Freitag festgesetzt — nun mußte er sich beeilen, um früher an Ort und Stelle zu sein. Voraus schickte er den alten Heim mit drei andern Ärzten, den General-Chirurgen Görke und Wiebel und einem gewissen Dr. Schmidt.

Heim erschrak, als er Dienstag den 17. Juli nachmittags in das Krankenzimmer trat. Er fand die Königin ganz verändert und gab die letzte Hoffnung auf. Er blieb an ihrem Bett sitzen und beobachtete sie, bis sie gegen neun Uhr abends ein wenig einschlummerte. Da ging er auch schlafen, um am andern Morgen flugsfrüh wieder auf seinem Posten zu sein und den ganzen Tag die Kranke nicht aus den Augen zu

lassen. Er zermarterte sein Hirn, um nachzugrübeln, ob denn der Herrgott nicht noch ein Kräutlein habe wachsen lassen für diese Kranke und ihr Weh. Und er fand auch dies und jenes, was wenigstens momentan Linderung schaffte.

Dankbar nahm die Königin jede Gabe hin, und ihr Mund floß über von süßen, herzbewegenden Worten, gleichwie die Rose noch einmal ihren ganzen Duft ausströmt, ehe sie stirbt. Und wenn die Ihrigen sie so sprechen hörten, wenn sie ihre klaren, hellen Augen sahen, dann konnten sie es nimmer glauben, daß sie an einem Sterbebette stehen sollten, und sie hofften und hofften, bis sie gewahr werden mußten, daß der Kranken das Atemholen immer schwerer und die Glieder immer matter wurden.

„Luft! Luft!" stöhnte sie zu wiederholten Malen und wollte mit der Hand nach dem Herzen, aber sie vermochte es nicht mehr und seufzte: „Ich bin Königin, und kann meinen Arm nicht bewegen!"

„Was ist heute für ein Tag?" fragte sie nach einer Weile.

Als man ihr den Mittwoch genannt, klagte sie wieder: „Ach, noch zwei Tage, noch zwei lange Tage, ehe der König kommt!"

Man konnte ihr aber bald darauf die Nachricht geben, daß Se. Majestät früher eintreffen werde.

Da leuchteten glückselig ihre Augen auf und gingen nach der Thür, als müßte der Erwartete schon hereintreten. —

Mit Schrecken sah man die Nacht heraufdunkeln — die Ärzte sagten sich: es ist die letzte. Aber siehe, die Kranke fühlte sich leichter und schlief ein.

Dr. Hieronymi entfernte sich, Heim blieb mit der Prinzeß Friederike allein im Krankenzimmer.

Bis gegen Mitternacht ging es ganz leidlich, dann aber erneuerten sich unter erhöhtem Fieber die Beängstigungen und

die Seufzer nach Luft. Man legte ihr Kissen hinter den Rücken, und die Prinzessin fragte nach einer Weile, über sie gebeugt: „Hast du wieder Schmerzen?“

„Ach nein,“ flüsterte Luise, „ich fühle mich nur so matt, und wenn die bösen Krämpfe kommen, ist es mir, als sollte ich ausbleiben. — Ach, lieber Doktor,“ wandte sie sich an den alten Heim, „haben Sie nicht Eau de Cologne bei der Hand? Ich fühle eine brennende Hitze. Bitte, gießen Sie mir von dem Wasser in die Hände — ich denke, das wird kühlen.“

„Sehen Sie, es thut mir gut!“ setzte sie hinzu, nachdem ihr der Arzt den Willen gethan.

Sie legte sich zurück und schlummerte ein wenig.

Plötzlich — es war um neun Uhr, hob sie den Zeigefinger auf und sagte, zu Heim gewendet: „Aber bedenken Sie, wenn ich dem König stürbe und — meinen Kindern!“

Die beiden Anwesenden fuhren zusammen, und Friederike beugte sich über die Schwester, streichelte ihr lind die Wange und sprach ihr tröstlich zu.

Die Kranke, welche wohl wenig davon vernommen hatte, fuhr fort: „Ach, wie leid es mir thut, daß er mich krank finden muß! Wär's nur erst Tag! Käm' doch nur erst die liebe Sonne! Wie viel Uhr ist es?“

„Der Morgen wird bald grauen,“ versetzte Prinzeß Friederike, die bei der letzten Frage der Schwester zusammenbebte und einen Diener zu ihrem Vater entsandte. —

Der Herzog hatte sich in sein Zimmer zurückgezogen, um im Lehnstuhl die müden Glieder zu ruhen. Schlafen konnte er nicht und wollte es auch nicht — er hatte mit seinem Gott zu reden und zu ringen.

Die Uhr schlug drei, da pochte es leise an die Thür. Jäh fuhr der alte Herr empor und folgte stumm dem Diener, welcher ihm mit der Hand winkte.

„Luft! Luft!“ hörte er es eben wieder stöhnen, als er an das Krankenbett seiner Tochter trat, jenes schreckliche Wort, welches ihm immer wie ein Messer durch die Seele geschnitten hatte.

Die Königin sank halb ohnmächtig zurück, die alabasterweißen Hände lagen ausgestreckt auf der Decke, die Augen waren geschlossen.

„Wie geht es meinem Kind?“ fragte der Herzog mit wankender Stimme.

Heim sah ihn mit zusammengepreßten Lippen stumm an.

Da falteten sich des Vaters Hände auf der Brust, und von seinen Lippen zitterten die leisen Worte: „Herr, deine Wege sind nicht unsere Wege!“ —

Endlos dehnte sich die Nacht — die Sonne wollte nimmer kommen, gerade als scheute sie sich zu sehen, was hier geschah. Und wie sie endlich kam, da hatte sie ihr Angesicht in einen Trauerflor gehüllt; aus dem dichten, schweren Gewölk fielen große Tropfen, wie Thränen, welche der Himmel weinte.

Da wurde es gegen sechs Uhr in dem Schloßhof laut, und bald erschien in der Thür das Gesicht eines Dieners: „Se. Majestät der König!“

Über das Gesicht der Königin, welche die Worte vernommen hatte, glitt der helle Schein eines Lächelns, wie der letzte Scheideblick der Sonne über die entschlafende Flur.

Mit zögernder Hast begab sich der König nach dem Krankenzimmer. — Vor der Thür machte er einen Augenblick Halt und rang nach Atem. Er mußte seine ganze Kraft zusammennehmen, und ein flehender Blick nach oben sagte: „Herr, hilf!“

Die Thür ging auf — er trat hinein.

Da hauchte es ihm aus dem Bett entgegen: „Mein lieber Freund, wie freue ich mich, dich zu sehen!“

Der König neigte sich zu seiner Luise hernieder und herzte sie mit einer Ergriffenheit, daß die Kranke fragte: „Bin ich denn so gefährlich krank?“

Der König wandte sich halb zur Seite und sagte gebrochen: „Gott wird dir helfen. Ich weine nur, weil ich dich so leiden sehe. Gottlob, daß ich da bin!“

„In welchem Wagen bist du gekommen, lieber Fritz?“ fragte Luise.

„In der gelben Chaise.“

„Wie, in dem offenen Wagen? Du mit deinem Fieber?“

„Ja, in dem offenen Wagen. Du siehst, es hat mir nichts geschadet.“

„Wer ist denn mit dir gekommen?“

„Fritz und Wilhelm.“

„Ach Gott, welche Freude!“

„Ich werde sie holen!“

Der König ging langsam hinaus, und mit krampfhafter Spannung folgten ihm die Augen der Kranken. Zu ihrer Schwester gewendet, sagte sie dann: „Der König thut, als wenn er Abschied von mir nehmen wollte. Sagt ihm, er solle das nicht thun, ich stürbe ja gleich!“

Da war er aber schon wieder zurück mit seinen beiden ältesten Söhnen.

„Ach lieber Fritz, lieber Wilhelm, seid ihr da?“ fragte es matt aus dem Bett, und weinend stürzten die Kinder an dem Bett der Mutter nieder.

Wieder kam ein Brustkrampf, und die Prinzen wurden hinausgeführt.

Des Königs Antlitz hatte sich gewandelt: die Augen waren trocken, die Lippen fest zusammengepreßt. Er nahm seinen ganzen Mut zusammen, er war auf das Äußerste gerüstet.

Als er einige Augenblicke hinausgegangen war, trat die alte Landgräfin, Luisens Großmutter, auf ihn zu: „Gott ist allmächtig! So lange noch Odem in ihr ist, ist auch noch Hoffnung da.“

Der König neigte langsam das Haupt auf die Brust und sagte dumpf: „Ach, wenn sie nicht mein wäre, würde sie leben; da sie aber meine Frau ist, stirbt sie gewiß!“

In dem Augenblick trat der alte Heim herzu: „Majestät, ich kann es Ihnen nicht länger verbergen — — haben Sie mit der Königin noch etwas Vertrautes zu reden, so zögern Sie nicht — ihre Minuten sind gezählt!“

Der König starrte den Boten des Todes einen Moment mit leerem Blick an, dann rief er aus: „Heim, bin ich nicht ein sehr unglücklicher Mann?“

Dann reckte er sich mit aller Gewalt empor und ging hinein.

Gatte und Gattin waren allein. Die Königin wollte etwas sagen, da kam ein neuer Krampf und verzerrte die lieben, holdseligen Züge.

Entsetzt rief der König die Ärzte aus dem Vorgemach herein.

„Breiten Sie die Hände aus, Majestät!“ sagte Dr. Hieronymi.

„Das kann ich nicht!“ lallte es kaum vernehmbar.

Der Arzt half ihr, die Hände nach oben zu richten, aber diese sanken bald wieder nieder.

„Lassen Sie mich,“ bat die Königin. „Mir hilft nichts mehr als der Tod.“

Der König, auf dem Bettrand sitzend, ergriff jetzt die feuchte, kalte Hand und suchte sie in den seinen zu erwärmen. Ach, die Liebe überwindet alles, heißt es doch, kann sie nicht auch den Tod bezwingen?

An der andern Seite des Bettes kniete Prinzeß Friederike und hielt der Schwester linke Hand. Ihren Kopf stützte Frau v. Berg, die Ärzte Heim, Hieronymi und Görke standen mit gefalteten Händen vor dem Bett.

Jetzt ward alles still, man hörte nur die Wanduhr ihre Schritte thun und mit jedem Schritt ein Stücklein von der Zeit abschneiden. Niemand wagte einen Laut von sich zu geben, der feierliche Ernst des Augenblicks ließ aller Atem stocken.

Jetzt hob der Seiger aus, die neunte Stunde anzumelden. Da zuckte die Kranke jäh zusammen und warf den Kopf zurück. Die Augen groß und heiß zum Himmel richtend rief sie: „Herr Jesu, Herr Jesu, mach' es kurz!"

Und das Gebet ward erhört: nur noch einige Minuten, und der himmlische Bräutigam sandte seinen Engel, die Braut heimzuholen. Ein Seufzer noch, ein langer, tiefer Seufzer, und es war vollbracht: die Königin Luise hatte ausgelitten.

— — — — — — — — — — — —

Der Erste, welcher einer Regung fähig war, war der König. Er beugte sich still über die liebe Leiche, um seiner Luise die Augen zuzudrücken, die schönen blauen Augen, aus denen ihn der Himmel angeschaut hatte. Dann stand er auf und ging hinaus: er wollte es seinen Kindern sagen, daß sie keine Mutter mehr hätten. Aber er vermochte es nicht, er brachte das Wort nicht über die Lippen. Sprachlos sank er in einen Sessel und verhüllte mit beiden Händen das Gesicht.

Draußen standen die Prinzen im Garten, hielten sich umschlungen und weinten. Da trat der Oheim zu ihnen, Prinz Karl von Mecklenburg und sagte mit bebender Stimme: „Es ist zu Ende — kommt herein!"

Als der König seine Söhne daherkommen sah, stand er auf, nahm sie bei der Hand und führte sie zu ihrer toten

Mutter. Sie fielen jammernd und wehklagend an dem Bette hin, der König sank seinem Schwiegervater in die Arme, und die beiden Männer weinten still in großem unendlichem Schmerz. —

Es kamen nun die anderen Verwandten alle und der Hof, die liebe Entschlafene zu sehen. Da lag sie in der That wie eine Schlafende, Himmelsfrieden auf dem vollendeten Dulderangesicht. Und der König wollte es nicht glauben, daß sie nicht mehr auf Erden sei. „Es kann nicht wahr sein!" rief er und ergriff ihre Hand; da schreckte ihn die eisige Kälte des Todes zurück — sie war doch tot, er sollte es nun versuchen, ohne seine Luise durch das Leben zu gehen.

Indem kamen Prinzeß Charlotte und Prinz Karl von Berlin an. Neuer Aufruhr bittersten Schmerzes!

Der König ging dann mit seinen Kindern in den Garten und pflückte Blumen. Die legte man der Toten auf das Bett, und der König that ihr einen Rosenzweig mit drei Knospen auf die Brust.

Immer neue Anverwandte kamen, und draußen stand das Volk, das hätte die Tote so gern noch einmal gesehen. Aber man mußte sich noch gedulden: die Ärzte wollten erst sehen, welcher Wurm diese schöne Rose zernagt habe. Und sie fanden den Wurm da, wo sie ihn geahnt: im Herzen. Die Dulderin war an gebrochenem Herzen gestorben. Sie hatte somit etwas Verwandtes mit dem Heiland: dem ist das Herz gebrochen um die Sünde einer verlorenen Welt, und ihr ist es gebrochen um das Elend ihres zertretenen Volks. Und auch noch nach einer andern Seite zeigt sich eine Ähnlichkeit zwischen den beiden: als Jesus das Haupt im Tode neigte, da verlor die Sonne ihren Schein und es ward Nacht auf Erden; als die Trauerkunde durch das Land ging: „Die Königin Luise ist tot," da sank ein ganzes, großes Volk in Trauer nieder, und

der letzte Sonnenblick der Freude hüllte sich ihm in Nacht. Nicht in Preußen allein flossen die Augen von Thränen, durch ganz Deutschland ging ein Wehklagen um die Frau, in deren Brust ein wahres, großes, deutsches Herz geschlagen hatte. Und die Sänger stimmten weinend ihre Harfen, um derjenigen das Grablied zu singen, deren himmlische Erscheinung sie begeistert hatte zu den schönsten aller ihrer Lieder.

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Schluß.

Die Königin Luise ist tot — hörst du's auf deinem Strahlenthron, Tyrann? Die Königin Luise ist tot, und du hast sie gemordet! O, unter allen Mordthaten, die du auf deinem Gewissen hast, ist das die schwerste, daß du die edelste, die reinste, die heiligste der Frauen in den Tod getrieben! Es klebt viel Blut an deinen Händen, es schreiet wider dich viel Schande und Verbrechen, aber dieser Mord, er schreit am lautesten von der Erde zum Himmel, dieses Gespenst verfolgt dich ohne Unterlaß und fordert Rache! Die Königin Luise ist tot, ein Opfer deines unerhörten Frevels!

Doch nein, sie ist nicht tot, sie lebt, lebt in den Herzen, in der Liebe ihres Volks, und nicht bloß als wehmütige Erinnerung, nein, es geht eine Kraft von ihr aus, eine wundersame Kraft, wie von der Sonne auf die Erde. Napoleon, du hast dich vor der Lebenden gefürchtet — vor der Toten wirst du dich entsetzen müssen! Sie wird noch mit dir reden, die Königin Luise, anders als einst in Tilsit, wo du die Flehende mit Füßen tratst; sie wird Abrechnung mit dir halten, und die

Thränen, welche du ihren Augen ausgepreßt, die Wunden, die du ihrem Herzen geschlagen, du mußt sie alle bezahlen, teuer bezahlen! Er zieht nach Rußland, der unersättliche Völkerverschlinger, da geht das Gericht an, da predigt ihm der König der Könige mit Schneeflocken und Eiszapfen: Bis hieher und nicht weiter! Und dann — dann redet er deutsch mit ihm: Alldeutschland steht in Waffen wider ihn! Napoleon, siehst du der Gewappneten sprühende Augen? Hörst du der Sänger glühende Lieder? Das sind Luisens Rächer. Ihr Geist beseelt sie, ihre Kraft erfüllt sie, ihre Tugend heiligt sie; und sie kommen über dich zum Endgericht! Freiheit! ruft es von Leipzig, Freiheit! ruft es von Waterloo durch die deutschen Gauen, und auf einsamem Felseneiland liegt, lebendig begraben, der von seiner Sonnenhöhe gestürzte Tyrann, um nachzudenken über das Blutwerk seines Lebens. —

„Luise ist gerächt!“ ruft von der Höhe des Montmartre in Paris der alte Marschall Vorwärts, und nach einem halben Jahrhundert spricht es auf der Höhe von Sedan der Sohn Luisens noch einmal: „Luise ist gerächt!“

O wunderbare Wendung durch Gottes Führung!

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.